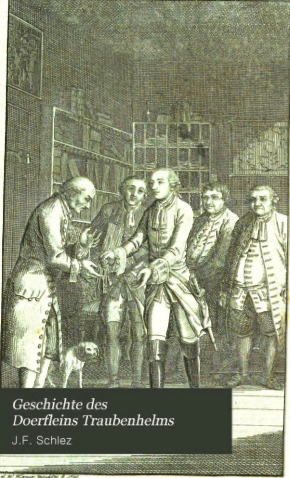
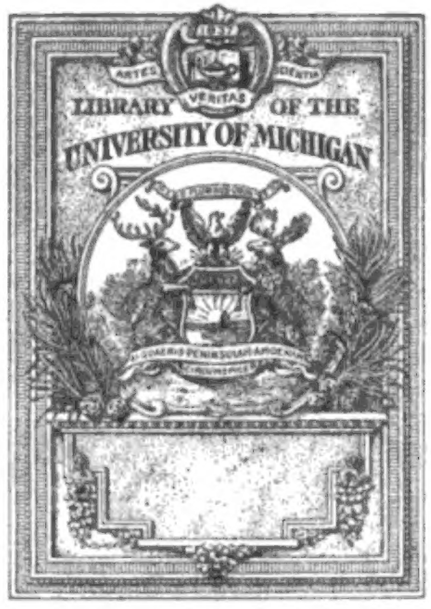


Geschichte des Doerfleins Traubenhelms

J.F. Schlez



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

Digitized by Google

P. L. 80
~~5.18.1.7.~~
P.L.
838
S43

Digitized by Google

Digitized by Google

PARSONS LIBRARY
University of

Geschichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Erste Hälfte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

11160

Geschichte
des Dörfleins
Traubenheim

Fürs Volk
und
für Volksfreunde
geschrieben
von
Johann Ferdinand Schlez.

Zweyte verbesserte Auflage.

Nürnberg
bey Ernst Christoph Grattenauer
1794.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seinem Schwiegervater

Johann Bauer

Hofprediger und Consistorialrath zu Castell

einem Manne

der die schönsten Züge dreyer Prediger des hier geschilderten Dörfchens

Ehrlichs, Heilmanns und Helfrichs

in sich vereinigt

weiht diese zweyte Auflage

als ein Denkmahl

der vertrautesten Freundschaft und kindlichsten Liebe

der Verfasser.

Digitized by Google

Geschichte des Deutschen Handwerks.

Erster Theil.

Enthält die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Handwerke, ihrer Verfassung und Verwaltung bis zum Ausgange des Mittelalters.

Es sind viele Bücher über das Handwerk, über einzelne Handwerke, über Handwerksgebräuche und Handwerksrechte, über Lehr- und Gesellenwesen, über Meisterstücke und Meisterrechte, über Innungen und Zünfte, über Handwerksmissbräuche und Handwerksreformen geschrieben worden, aber eine Geschichte des Handwerks ist noch nicht vorhanden.

Und doch ist die Geschichte dieses Standes und Gewerbes nicht nur für den Handwerker, sondern für jeden Gebildeten von Interesse, weil sie mit der Geschichte unserer Städte, mit der Geschichte unserer Gewerbe, mit der Geschichte unserer Sitten und Gebräuche, mit der Geschichte unserer Bildung, kurz mit der Geschichte unserer Vorzeit überhaupt in der innigsten und engsten Verbindung steht.

Ich habe es daher unternommen, eine Geschichte des Handwerks zu schreiben, und will in diesem Buche den ersten Theil dieser Geschichte, nämlich die Geschichte des Handwerks bis zum Ausgange des Mittelalters, liefern.

le Nachrichten aus den ältern Zeiten sind verlohren gegangen, so daß sich erst von 1634 eine zuverläßige Geschichte des Dörfleins anfangen läßt.

Im September dieses kriegerischen Jahres wurde das arme Traubenheim von den kaiserlichen Soldaten, die, nach der nördlinger Schlacht, in Schwaben und Franken fürchterlich hauseten, bis auf sechs Hütten, rein abgebrannt. Die Kirche, nebst den Pfarrey- und Schulgebäuden, das herrschaftliche Schloß mit der schönen Meyerey, mehr als sechzig Häuser und fast eben so viel Scheunen, waren ein Stein- und Aschenhaufen. Die armen Einwohner hatten sich zerstreut; die Felder lagen wüst umher, und fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bis das Dörflein nach und nach wieder aufgebaut wurde. Der damalige Guthsherr, **Kunz von Traubenheim**, welcher in Hessen-Casselschen Diensten als Obrister stand, konnte bey seiner Armuth, in jenen unruhigen Zeiten, wahrscheinlich nur wenig zur Wiederherstellung seines Ritterguths beytragen. Sein Schloß wenigstens stand noch 1690 als Brandstätte; die Meyerey aber wurde von ihm, wie man aus einer noch leserlichen Steinschrift ersieht, im Jahre 1638 wieder aufgeführt und zugleich zur Wohnung eines Vogts eingerichtet.

Was ich übrigens aus dem Schlusse des vorigen und aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts erzählen werde, verdanke ich vorzüglich einer vom Vogte Wulfing zusammen getragenen Dorfschronik, und einer sehr weitläuftigen Lebensgeschichte Gustavs von Traubenheim, welche der Pfarrer Ehrlich ins Sterbregister

sei-

seines Dorfs eingeschaltet hat. Auch in Bergfelden, einem Reichsdorfe, fünf Stunden von Traubenheim, findet sich etwas hieher gehöriges im Pfarrbuche, nämlich eine Nachricht von dem Prediger Jeremias Zauner, der zur Zeit der Verwüstung in Traubenheim gewesen war, und etliche Monate nach dem unglücklichen Brande, seine Versorgung mit Weib und Kindern in Bergfelden wieder gefunden hat. Wo aber sein damaliger Schullehrer hingekommen ist, gefiel dem Herrn Jeremias Zauner nicht aufzuzeichnen, so wie man von seiner Hand überhaupt kein erhebliches Wort über Traubenheim findet, dagegen aber eine weitläuftige Beschreibung des Nordscheines, der im Jahre 1633 gestanden seyn soll, und nach seiner Meynung nichts geringeres war, als eine Vorbedeutung der Nördlinger Schlacht und des Traubenheimer Brandes, weßwegen er auch, wie er selbst berichtet, drey scharpfe Bußpredigten hintereinander gehalten hat.

Er gieng also gerade so zu Werke, wie unsre meisten Gerichtsschreiber, die in ihre Gemeinbücher ähnliche Naturerscheinungen gar emsig eintragen und darüber alles vergessen, was zur eigentlichen Geschichte des Dorfs und seiner Gerechtsame gehört. Dieß sey jedoch keineswegs dem ehrlichen Zauner zum Nachtheile gesagt; denn seiner Zeit wußten die wenigsten Menschen, und niemand so zuverläßig als jetzt, daß Nordlichter eben so natürlich entstehn als das sogenannte Wetterleuchten; daß sie am mitternächtlichen Theil unsrer Erde fast täglich gesehen werden, ob sie gleich uns nur dann in die Augen fallen, wenn sie ganz ausserordentlich groß sind;

daß ſie den Leuten, die weit gegen Norden hin wohnen, ſtatt der Sonne dienen, wenn ihre halbjährige Nacht eintritt u. ſ. w. — Hätten indeß die Traubenheimer nur bedacht, daß ſchon viele hundert Nordlichter geſehen worden ſind, ohne daß irgend ein Unglück darauf erfolgt wäre: ſo würden ſie den weiſen und guten Schöpfer gelobt haben für dieſes ſchöne Schauſpiel der Natur. So aber waren ſie zuverläßig ſehr furchtſam bey den ſcharpfen Bußpredigten ihres Herrn Pfarrers, und glaubten wohl hinten nach ſo gut als er, lauter feurige Spieße, Schwerter und Vorboten der nördlinger Schlacht am Himmel geſehen zu haben.

Da die mit dem Leben davon gekommenen Einwohner ſich nach und nach wieder geſammelt und angebaut hatten; aber zu arm waren, um auch eine Kirche, nebſt Pfarr- und Schulwohnungen zu errichten und eigene Lehrer zu beſolden: ſo hielten ſie ſich an die benachbarte Langenhäuſer Kirche und Schule.

Bey Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängniſſen, verſammelten ſie ſich aber auf dem Gottesacker in ihrer ſogenannten Todtenkapelle, die noch heute ſteht, und nichts anders iſt, als ein ſteinernes Häuschen, das die Herren von Traubenheim über ihrer Familiengruft haben errichten laſſen.

Da der Prediger von Langenhauſen und ſein Schullehrer für ihre Mühe nichts erhielten, als die gewöhnlichen Sporteln und letzterer, noch auſſer dieſen, das herkömmliche Schulgeld: ſo wurden die Pfarr- und Schulfelder zum Theil zur Gemeinkaſſe gezogen, zum Theil ſo verſchleudert, daß man, bey der endlichen Wiederbeſe-

tzung der Pfarrey, nur die wenigsten wieder vorfinden konnte.

Im Jahre 1673, als eben das arme Traubenheim zum zweytenmal in großer Gefahr stand, und von den eingebrochenen Franzosen bedrängt und geplündert wurde, starb Kunz von Traubenheim in Cassel, als ein sehr betagter Greis, und das Guth fiel an seinen einzigen Sohn Gustav, dem er, aus Liebe zum Könige Gustav Adolph von Schweden, mit welchem Hessen-Cassel im Kriegsbündnisse stand, diesen Namen hatte beylegen lassen.

Der alte Obriste war anfänglich der Hoffnung, aus seinem Gustav einen Helden zu erziehn; dieser aber hatte so wenig Neigung zum Soldatenleben, daß er im Jahre 1652 zu Bayreuth in Hofdienste trat, weßwegen ihn sein Vater, der keinen als den Kriegsstand ehrte, nur den Hofschranzen hieß. Die vielen angenehmen Zerstreuungen, in denen Gustav lebte, wären indeß gewiß seinem Dorfe sehr nachtheilig geworden, wenn nicht Traubenheim gerade mit einem braven Vogte, Namens Hochstein, wäre versehen gewesen.

Im Jahr 1684 starb Hochstein, von seinen Amtsuntergebenen herzlich beweint. Sein Amtsnachfolger war Wulfing, den wir in der Folge näher werden kennen lernen.

Des unruhigen Hoflebens endlich überdrüßig, entschloß sich Gustav, im Jahre 1690, sein väterliches Schloß in Traubenheim wieder aufbauen zu lassen und den Abend sei es Lebens in Ruhe hinzubringen. Seine Gemahlinn, eine gebohrne Gräfinn von Steinburg, mit

der er in einer kinderlosen Ehe lebte, und die von sehr niedergeschlagener Gemüthsart war, bestärkte ihn gar sehr in diesem Vorsatze. Wulfing und ein bauverständiger Mann aus Bayreuth erhielten also den Auftrag, das Bauwesen zu besorgen. Ersterer war darauf bedacht, den würdigsten und ärmsten unter seinen Amtsunterthanen einen guten Verdienst zuzuweisen, und letzterer that sein möglichstes, um alles dauerhaft, räthlich und bald zu Stande zu bringen, so daß schon im Herbste 1693 das Schloß mit den Nebengebäuden zum Beziehen fertig stand.

Noch in eben dem Herbste kamen Gustav und seine Gemahlinn, zur allgemeinen Freude ihrer Unterthanen, in Traubenheim an.

Die Gemeine war anfänglich entschlossen, den gnädigen Herrn mit Flintenschüssen zu bewillkommen; Wulfing aber meynte, daß das leicht ein Unglück veranlassen könnte, wenn, zum Exempel, durch einen brennenden Pfropf Feuer auskäme; einem Menschen, der das Laden nicht versteht, das Gewehr spränge; oder der Postzug des gnädigen Herrn scheu würde. Das begriffen denn auch die Traubenheimer und beschlossen daher es so zu machen, wie der Herr Vogt ihnen anrieth.

Vor der Thüre des Schlosses errichteten sie einen hohen Ehrenbogen, den sie mit frischen, noch blättervollen Weinreben umschlangen, von denen die schönsten und mannichfaltigsten Trauben herabhiengen. An beyde Seiten des Bogens stellten sie Musikanten, mit Clarinetten und Hörnern, um die gnädige Herrschaft, gleich bey der Einfahrt in den Schloßhof, zu bewillkommen. Ein

hüb-

hübſches Brautpaar des Dorfes, feſtlich geputzt, mit Flittern und Bändern geziert, ſtand hinter dem Bogen; der ganze Schloßhof aber war mit neugierigen Menſchen gefüllt, als die Herrſchaft hineinfuhr. Laut ſchallten die Clarinetten und Hörner, und das geſchmückte Pärchen trat hinter den Weinreben hervor. Die Braut überreichte der gnädigen Frau einen kleinen Korb mit ausgeſucht ſchönen Trauben, und ihr Liebhaber dem gnädigen Herrn eine neue zinnerne Kanne mit Moſt, auf der mit zierlicher Fracturſchrift der Zuruf ſtand:

Willkommen!

Guſtav, der gleich beym erſten Anblick den Willkomm auf der Kanne geleſen hatte, nahm ſie freudig aus der Hand des Burſchen; ſtieg damit die Schloßtreppe hinauf und rief, indem er die Kanne hoch empor hielt:

Willkommen Kinder!

Er trank, und die ganze Verſammlung jauchzte: Willkommen! Willkommen! Es lebe der gnädige Herr! Es lebe die gnädige Frau!

Das junge Volk wurde ſogleich, nebſt den Muſikanten, in ein Geſindezimmer des Schloſſes gerufen, um den Abend ſich luſtig zu machen. Einige Väter reichten der gnädigen Herrſchaft traulich die Hand und wünſchten ihr Glück zu der Ankunft. An jede Haushaltung wurde dann ein Laibchen weiſſes Brod und ein Viertel Wein vertheilt, wozu der Herr Vogt ſchon voraus ſchriftlichen Befehl hatte. Die jungen Leute aber fiengen indeß ihren Tanz an, und Wulfing freute ſich einer ſo ſchönen Gelegenheit, ſelbſt Aufſeher über eine Volksluſtbarkeit

seyn zu können, die, wenn man sie mißbraucht, den guten Sitten und der Gesundheit so höchst nachtheilig ist. Hundertmal hatte er den jungen Leuten schon vorgestellt, daß unter zehen Schwindsüchtigen gewiß immer 6 bis 8 sind, die den Anfang zu dieser verheerenden Krankheit durch zu starke Erhitzung und besonders beym Tanze gemacht haben. Das war aber alles umsonst. Die jungen Schwärmer tobten nach wie vor im Schleifer herum, stampften wie die Walkmühlen, tranken in die Hitze hinein, rissen den Brustlatz auf und kühlten sich in der Zugluft ab. Einer stieß den andern aus dem Reihen; einer schrie und lärmte tapfrer als der andre; den Musicanten begegnete man bengelhaft und glaubte für etliche Groschen, die man in die Baßgeige warf, sich alles an den armen Leuten erlauben zu dürfen. Mit einem Worte, man that in Traubenheim gerade so, wie man noch heute fast allenthalben zu thun pflegt. Nun aber glaubte Wulfing eine Gelegenheit zu haben, nachdrücklich er wirken zu können. Er wußte wohl, daß das Volk an feinern Lustbarkeiten hauptsächlich deßwillen keinen Geschmack findet, weil es nie eine Probe gemacht hat, und unversucht, weiß man ja, schmeckt nicht. — Zu dem Ende stellte er der Jugend vor, wie unschicklich es seyn würde, hier im herrschaftlichen Schlosse so thierisch zu lärmen, und wie leicht sie die gute Meynung wieder verscherzen könnten, die der gnädige Herr von ihnen gefaßt habe. Die entsetzlich raschen Schleifer verbot er ganz, und empfahl dafür die langsamern Dreher. Um recht acht zu haben, ob es auch sonst fein und ordentlich zugieng, besuchte er alle Viertelstunden das Tanzzimmer.

Der

Der gnädige Herr kam selbst etlichemal in seiner Gesellschaft und lobte das Volk wegen der bezeigten Sittsamkeit. Das gefiel den jungen Leuten, und alle gestanden dem Herrn Vogt, als sie Punct 10 Uhr Feyerabend machten und sich darauf noch eine halbe Stunde im warmen Zimmer verhielten, um nicht in der kalten Nachtluft zu schnell abzukühlen, daß sie nun und nimmer geglaubt hätten, daß ein gemäßigtes Vergnügen ein so herzliches Vergnügen sey; und wirklich bewiesen sie in der Folge bey jeder Gelegenheit, daß das ihr Ernst war. Der Mann, der als Bräutigam den Most überreicht hatte, zeigte noch als Greis von etlich siebenzig Jahren, gar oft der Jugend des Dorfs ein golddurchwirktes Band, das ihm jenesmal die selige Frau von Traubenheim geschenkt hatte, und rühmte dabey, daß er nie in seinem Leben einen Tanz gesehen habe, wo alles so bescheiden, nüchtern und friedlich hergegangen wäre.

So denkt man noch im eisgrauen Haare mit Wohlgefallen an vernünftig genossene Freuden seiner Jugend zurück und erzählt und rühmt sie den Enkeln; aber Schaam und Reue folgt jeder Ausschweifung auf dem Fuße nach.

Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreu'n,
In unsrer Jugend weise seyn,
Um auch des Alters froh zu werden!

Zweytes Kapitel,

Worin wir das traubenheimer Schulwesen und ein Paar Menschen kennen lernen, dergleichen es wenige gibt.

Gustav von Traubenheim gieng nun Tag und Nacht damit um, sein Dorf glücklich zu machen, und sann zu dem Ende vor allen auf Errichtung einer eigenen Dorfsschule; denn er sah wohl ein, daß man beym Bessermachen anfangen müsse, wenn das Volk glücklicher werden soll. An guter Unterweisung der Jugend schien es ihm aber vorzüglich zu fehlen; denn seit dem unglücklichen Brande, waren die Kinder, in Ermanglung einer eigenen Schule, nach Langenhausen in den Unterricht gelaufen. Wegen des schlimmen Winterwetters, wurde der Schulbesuch aber oft Wochenlang eingestellt. So lange die Kinder noch klein waren, mochten ihnen die Aeltern ohnedieß die Plage nicht anthun, sie drey Viertelstunden weit in die Schule zu schicken, und waren sie größer, dann kam immer ein Stückchen Arbeit, das sie von der Schule zurück hielt. Der Schullehrer in Langenhausen sah sich überdieß, beym Anfange des Winterunterrichts, nach einem Einstandsgeschenk um, und schlug und rupfte die Kinder, die mit leerer Hand kamen, das ganze A. b. c: Buch und alle 6 Hauptstücke des Catechismus durch. Das scheuten die Kinder und heulten und schrien, bis die Aeltern ein Bündelchen auftrieben; kamen aber darüber oft 6 Wochen zu spät. Gleichwohl fiel es selten einem Hausvater ein, seine

Klei-

Kleinen indeß selbst zu unterrichten. Mancher verstand es wohl nicht einmal. Die Kinder wurden so zum Theile neun Jahre alt, ehe sie zur Schule kamen. Von der Zeit an besuchten sie nun zwar den Unterricht; aber äusserst nachläßig und nur im Winterhalbjahre, weil jener Zeit noch keine Sommerschulen gehalten wurden. Im zwölften Jahre ließ sie der Prediger zu Langenhausen, der sie nur für seine Stiefkinder hielt, zum Nachtmahle, sie mochten etwas oder nichts gelernt haben, und nun — gute Nacht Backel! gute Nacht Schule! — Daher waren denn die Leute zu Traubenheim großentheils sehr unwissend und auch im gemeinen Leben sehr unüberlegt. Wären nicht ein Paar Vögte hinter einander gekommen, die recht ernstlich auf Zucht und Ordnung hielten: so würde das Dorf ganz verwildert seyn. Indeß aber waren die Leute doch lange nicht so verständig, wohlgezogen und brav, als sie hätten seyn sollen. Die Kinder, welche Schaarenweise miteinander zur Schule zogen, lernten auf dem Wege gewöhnlich mehr Böses, als in der Schule Gutes; erfrohren sich zuweilen die Füsse und trugen allerley Krankheiten davon.

Im November 1686 hatte ein neunjähriger Knabe gar das Unglück, auf dem Schulwege das Leben einzubüssen. Er gieng über einen langen schmalen Steg, der, aus unverzeihlicher Nachläßigkeit, ohne Geländer geblieben war, glitschte und fiel in das Wasser. Ob dieses gleich weder tief noch breit war: so konnten ihm doch die übrigen Kinder nicht im ersten Augenblicke wieder herausbringen; und als es ihnen endlich gelang, brachten sie ihn, aus Unwissenheit, selbst gar ums Le-

ben. Statt ihn in die nah gelegene Mühle zu tragen, da auszuziehen, mit warmen Tüchern zu reiben u. s. w. stellten sie ihn sogleich auf den Kopf, weil sie von unverständigen Leuten gehört hatten, daß man die Ertrunkenen stürzen müsse, um das eingeschluckte Wasser wieder heraus zu bringen, und so starb der arme Junge noch unter ihren Händen.

Groß war der Jammer im Dorfe, da der Müller den Leichnam auf einem Karrn nach Traubenheim brachte. Heulend und schreyend liefen die Schulkinder vor und hinter dem Fuhrwerke her. Alles eilte zusammen. Nicklas, der Vater des Verunglückten, konnte vor Schrecken anfangs nicht einmal weinen. Die Großmutter, welche den Jungen nach seiner Mutter Tod zu sich genommen und all ihre Hoffnung auf ihn gestellt hatte, fiel in Ohnmacht, und wollte sich in der Folge gar nicht trösten lassen.

Sie war eine wohlhabende Witwe des Dorfs, Namens Regina Waltherinn; hatte schon verschiedene Jahre, seit dem Tode ihres Mannes, eine beschwerliche Wirthschaft geführt, und bloß deßwillen ihr Guth nicht von der Hand gegeben, weil es ihr Enkel bekommen sollte. Wenn mir nur der einmal heranwächst! hatte sie täglich gedacht, und nun war ihre schöne Hoffnung auf einmal dahin. — Ach mein Fritz, mein Fritz! rief sie mit Händeringen: dacht' ich immer, du würdest mich trösten in all meiner Müh und Arbeit auf Erden. Ach Gott! ach Gott! mein einziger Enkel, mein einziger Erbe!

Doch, für Erben hatte Regina nicht zu sorgen. Ihre Verwandten sammt und sonders, die sich bisher wenig oder nichts um sie gekümmert hatten, fanden sich nun ein, wie Heuschrecken auf einem grünen Baume. Nach ihrem Vorschlage sollte sich Regina ein Jahrgeding machen und den Hof von der Hand geben. Der Alten schien aber der freundliche Rath so wenig zu gefallen, daß sie vielmehr von der Zeit an noch fester an ihren Güthern zu hängen schien als zuvor. Selbst Nicklas, ihr Tochtermann, ihr einziger Rathgeber und Vertrauter, bekam keine Furche Land. Schon vor Anbruch des Tages war sie fertig und munter; trieb das Gesind aus den Betten und sah in Feld und Stall auf jeden Strohhalm. Den kleinsten Diebstahl und jede Vernachläßigung des Viehs oder Bauereygeschirrs, verhob sie dem Gesinde so nachdrücklich, als lehnte der Bettelstab schon vor ihrer Thüre.

Die Hexe wird doch noch verhungern! sagte dann oft das Gesind untereinander, und klagte gar bitter über die Kargheit der Hausfrau; die werthe Nachbarschaft aber nahm, wie sichs von selbst versteht, gar christlichen Antheil an diesen Klagen, und Regina kam in den schlimmsten Ruf. Die Gutmüthigsten im Dorfe spotteten wenigstens, daß sich's die Alte noch so sauer werden ließ für ihre lachenden Erben.

Unverhofft schien endlich Regina sich bekehren zu wollen. Es war im Jahre 1691, als sie den Herrn Vogt nebst dem Dorfsschulzen ganz geheim zu sich bat. — Geb Er Acht, Herr Vogt, sagte der Schulze zu Wulfing, die alte Sparbüchse vermacht ihr ganzes Vermö-

gen

gen dem Nicklas. Der schlaue Fuchs grüßt schon lange den Zaun um des Gartens willen. Mit Erstaunen aber hörten sie von der Alten, daß sie Willens sey, ihr Haus zu einem Schulhause, und das übrige Vermögen, das aus 30 Morgen Ackerland, zwey Tagewerk Wiesen und einem Weinberge bestand, bis auf etwas weniges, zur Besoldung eines eigenen Schullehrers zu vermachen.

Wulfing konnte gar nicht Worte genug finden, um ihr seine Freude darüber auszudrücken; denn er war längst schon auf eine Schule bedacht. So ein Vermächtniß, rief er aus, wird Gott segnen in der Ewigkeit! Aber welch ein Wohlgefallen kann Gott und die Welt an solchen Stiftungen haben, wie sie gar oft gemacht werden, daß, zum Exempel, der Schulmeister in der finstern Nacht aufstehn, und, um nichts und wider nichts, die Glocke herumbaumeln; am hellen Tage Lichter auf dem Altar anstecken oder sonst etwas überflüßiges treiben muß?

An dergleichen Dingen hab ich nie Freude gehabt in meinem Leben, sagte Regina; gleich nach dem Tode meines seligen Fritz nahm ich mirs aber vor, mein Vermögen zu Rathe zu halten, und davon einmal eine Freyschule zu stiften. Ich ließ mir daher all die bösen Nachreden des Dorfes über meinen Geitz gefallen; denn ich war mir Gutes bewußt. Aber ach Gott! das Vermächtniß ist theuer erkauft! Und damit weinte sie, daß eine Thräne die andere schlug. — Meine Verwandten, fuhr sie endlich fort, werden mirs freylich verargen und noch mehr über mich lästern, als bisher; aber ich denke,

daß

daß ich ihnen die Erbschaft nicht schuldig bin. Sie wissen fast selbst nicht, wie sie mir zugehören, und kannten mich gar nicht, so lange mein Enkel noch lebte. Indeß sollen sie doch mein Vieh, Bauereygeschirr, Getreid, Hausgeräth, und das Bischen Geld haben, was nach meinem Tode noch übrig seyn wird; Nicklas aber, der nach dem Ableben meiner seligen Tochter und ihres Kindes, die Freundschaft gegen mich nicht aufgehoben hat, soll die zwey Morgen Weinberg bekommen. Alles übrige soll bey der Schule bleiben. Nur bitt' ich, daß kein Zeuge zum Testament kommt, als Nicklas, damit alles bis nach meinem Absterben verschwiegen bleibt. Er ist schon bestellt und wird diesen Augenblick kommen.

Das heißt mir eine kluge Bestellung! sagte der Schulze seinem Herrn Vogt in das Ohr. Nicklas wird sich mit Händen und Füssen dagegen sträuben. —

Eben trat Nicklas herein. Wulfing suchte ihm den Vorsatz der alten Schwieger, wie Kindern eine bittre Arzney, beyzubringen; aber wie erstaunte er, als er bemerkte, daß alles schon mit Nicklas verabredet war.

Wie steht's dann aber mit der Erbschaft, Nachbar Nicklas? fragte der Schulze. Du wärst doch wohl oben angekommen im Testament?

Nicklas. Gut ist gut; besser ist besser. —

Schulze. Wie meynst du das, Nicklas?

Nicklas. Das meyn' ich so: Für mich und meine Kinder wär' eine Erbschaft ganz gut; (wiewohl mir meine Schwieger nichts schuldig ist) aber besser ist eine Schule fürs ganze Dorf; denn da sollen nach und nach viele tausend Kinder fromm und klug werden, und dar-

unter sollen hoffentlich meine Kinder und Kindeskinder auch seyn!

Vogt. (Ihn bey der Hand fassend) **O du ehrlicher, uneigennütziger Mann! wo findet man Deinesgleichen? Gott lasse Deine Kinder und Kindeskinder werden wie Du bist!**

Nicklas konnte gar nicht begreifen, warum ihm so viel Lob wiederfuhr; das war aber auch das schönste, daß ihm die Redlichkeit und das uneigennützige Wesen so zur andern Natur geworden war, daß er sich gar nichts darauf zu Guten that, und dennoch erfüllte was Paulus verlang:

Niemand suche was Sein ist;
Sondern ein jeglicher was des Andern ist!

Nun wurde sogleich Anstalt gemacht zur Aufsetzung des Stiftungsbriefs; denn Regina glaubte, daß man dergleichen Sachen bey Zeiten bestellen und nicht aufs Sterbebett verschieben müsse, weil es ungewiß sey, wie schnell es der Tod mit einem ausmachen könne, oder ob man seinen Verstand behalten werde. Nächst dem, meynte sie, habe man auf dem Todtbette für wichtigere Güther, für die Ewigkeit, zu sorgen, und des Testaments willen stürbe man ja keine Stunde früher als sonst.

Nachdem also Regina wegen der Schulstiftung ihre Willensmeynung gesagt, und auch ihre wenigen Verwandten namentlich bedacht hatte: sollte der Herr Vogt nun auch setzen: für Nicklas die zwey Morgen Weinberg.

O thut doch das nicht! rief Nicklas, wie wenn ihm jemand was nehmen wollte. Glaubt es doch, liebe Schwieger, all Eure Vettern und Baasen, die nach der

Erb-

Erbschaft stechen, würden dann denken, daß ich bloß des Weinbergs wegen zum Testament geholfen hätte. Sie würden mich verfluchen und verwünschen. — Wir wollen also den bösen Schein meiden, und Euer guter Wille soll mir so viel seyn, als die That.

Nun, sagte Regina halb verdrüßlich, wenn Du den Weinberg nicht willst: so sollen ihn die andern auch nicht haben — Doch besinn dich noch, Nicklas! —

Ich bin schon besonnen, erwiederte dieser. Mein Wahlspruch ist: Meidet allen bösen Schein!

So schreib' Er denn, Herr Vogt, fuhr itzt Regina fort: daß der Weinberg nach meinem Tode verkauft, das Geld sicher ausgeliehen, und der Zinß davon zu Schulbüchern für arme Kinder verwendet werden soll.

So geschah es auch! Das Testament wurde geschlossen, unterschrieben und gesiegelt, und Nicklas versprach, sein Beßtes zu thun, daß die Güther seiner Schwieger nicht herabkämen, und überhaupt so gut für ihr Vermögen zu sorgen, als ob er Allein-Erbe davon wäre.

Gott, der alles zum Beßten lenkt, ließ demnach aus dem unglücklichen Tod eines Kindes, eine große Leibes- und Seelenwohlthat für ein ganzes Dorf entspringen, und Regina, die Großmutter, hatte Gelegenheit, durch ihre milde Stiftung ein Gott wohlgefälligers Werk zu thun, als durch die reiche Ausstattung eines Enkels.

Drittes Kapitel.

Ein verkannter Mann. Eine Testamentseröffnung, und ein stattliches Leichenbegängniß.

Unbeschreiblich vergnügt über die schöne Handlung der wohlthätigen Regina, gab Gustav seinen Vorsatz, eine Schule zu bauen, wieder auf; denn als er's beschloß, war ihm noch unbekannt, was schon geschehen war. Dafür aber nahm er sich nun vor, das zur Schule bestimmte Geld, dreyfach zur Erbauung einer neuen Kirche zu steuern. Eben war der Anfang mit Herbeyschaffung des Zubehörs gemacht, als die Schulstifterinn Regina tödtlich krank wurde.

Nicklas erfüllte nun, als ehrlicher Mann, was er versprochen hatte. Seine Frau war fast immer bey der Kranken und sorgte, wie eine leibliche Tochter, für ihre Verpflegung. Nicklas hingegen gieng früh und spät der Wirthschaft nach; bestellte die Sommersaat und überraschte fleißig das läßige Gesind; denn sein Sprichwort war: Des Herrn Auge macht fleißige Hände. Dabey lag ihm noch die eigene Haushaltung auf dem Halse; seine Lebhaftigkeit aber verdoppelte sich wie die Arbeit, so daß die Leute des Dorfs gar oft spottweise sagten: Guth macht Muth. —

Indeß hatten sich die Verwandten unserer Regina, so viel ihrer etwas von einer Vetter- und Baasenschaft erweisen konnten, zusammen gefunden, um unter der Hand abzutragen und auf die Erbschaft zu lauern.

ern. Da sie nichts von einem Testament erfahren konnten: so war ihr einziges Trachten, die kranke Baase mit Falkenaugen zu bewachen, damit sie ja nicht in einer guten Stunde noch irgend etwas aufsetzen ließe. Sie selber trauten einander nicht über den Weg; am meisten aber waren sie wegen des guten Nicklas in Sorgen. —

Zu ihrem groſsen Leidwesen brach sich indeß die Krankheit zum Leben. Die ehrsamen Vettern und Baasen zogen wieder ab, und Nicklas vermißte manches im Hauswesen, das sie schon auf Abschlag davon geschleppt hatten.

Regina, die nun wieder auſser Bett seyn konnte, war inzwischen so sehr am Körper und Gedächtnisse geschwächt, daß sie sich nie wieder ganz erholte. Nicklas nahm sich daher auch ferner ihres Hauswesens an und gab dadurch den Splitterrichtern im Dorfe noch mehr Anlaß zu boshaften Anmerkungen. „Seht doch den Erbschleicher, wie er wieder lauft und rennt!“ hieß es gewöhnlich, wenn er bey seiner Schwieger aus und ein gieng. In der Schenke wurde er oft wegen seiner christlichen Dienstfertigkeit spöttisch gelobt; aber Nicklas stellte sich, als verstünd' er die Sticheleyen gar nicht. Seine Frau hingegen war anderer Meynung, zumal da sie hörte, daß die Verwandten der alten Regina so sehr auch über sie schmähten, und schon voraus von Prozessen sprachen. Unter solchen Umständen, glaubte sie, könne man das Testament unmöglich geheim halten. Nicklas aber tröstete sie damit, daß sich die gute Sache nach seiner Schwieger Tod selbst rechtfertigen müsse.

Schon im Sommer des nämlichen Jahres geschah es auch. Regina starb, und auf Befehl des gnädigen Herrn mußte das Testament noch vor ihrer Beerdigung, in Beyseyn des Nicklas, der erblustigen Verwandten und mehrerer Zeugen geöffnet werden.

Die Erbschaftslaurer waren sehr erschrocken, da sie von einem Vermächtnisse hörten, und sagten dem Nicklas ins Gesicht: daß sie Hab und Guth daran setzen würden, das Testament wieder umzustoßen. Aber wie vom Donner gerührt standen sie da, als bey der gerichtlichen Oeffnung die Freyschule zum Vorschein kam.

Schadenfroh lächelten die Nachbarn indeß, und sahen auf Nicklas, daß er im Testamente so hübsch durchgefallen war, und noch mehr freuten sie sich, daß er auch nicht einmal an den beweglichen Habseligkeiten Antheil bekommen sollte; Beschämt aber und voll Erstaunen zogen sie sich zurück, als sie unter denen, die das Testament unterschrieben hatten, auch den Namen

Nicklas Wenner.

ablesen hörten. Furchtsam schlugen besonders die ihre Augen nieder, welche den uneigennützigen Mann öfters mit seiner Schwiegermutter und mit der Erbschaft aufgezogen hatten; denn sie dachten gewiß, daß nun Nicklas nicht unterlassen würde, sie vor der ganzen Gesellschaft zu Schanden zu machen. Dieser aber gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Arme-Sünder-Gesichter zu betrachten und gieng ganz still und bescheiden aus der Gerichtsstube. Die angeblichen Verwandten der Verstorbenen stritten und protestirten eine Weile vergeblich, indeß Nicklas die nöthigen Anstalten zur Beerdigung machte.

Des folgenden Tags wurde nun die gute Regina feyerlich begraben. Die sämmtlichen Dorfskinder von 6 bis 13 Jahren, sowohl Mädchen als Knaben, alle mit Blumen in der Hand, giengen, auf Befehl des gnädigen Herrn, Paarweise, schön aufgeputzt, vor dem Sarge her. Hinter dem Sarge führten der gnädige Herr und Vogt Wulfing den Nicklas in Trauer; sein Weib aber ward von der gnädigen Frau und der Pfarrerinn von Langenhausen begleitet. Auf dem Gottesacker stellten sich die Mädchen an die eine, und die Knaben an die andere Seite des Grabes. Da, nach dem Einsenkungsliede, der Hügel vollendet war, streuten alle zusammen ihre Blumen unter Schluchzen und Weinen darüber her. Der Prediger von Langenhausen aber sprach ein rührendes Gebeth, in welchem er Gott dankte, daß er das Herz der milden Stifterinn so wohlthätig regiert, und aus dem Unglücke ihres Enkels ein so grosses Glück für das ganze Dorf habe entstehen lassen. Als er nun auch im Namen der Kinder besonders betete, fielen sie mit gefalteten Händen sämmtlich auf die Kniee nieder und weinten dabey so bitterlich, daß allen Zuschauern die hellen Thränen über die Backen liefen. Darauf versammelte sich das Volk in der kleinen Kapelle, deren Thüren und Fenster eröffnet wurden, damit auch die aussen herumstehenden die Predigt mit anhören konnten, die der Herr Pfarrer über Str. 44, 12-15 hielt:

„ Ihr Lob wird nicht untergehn. Sie ist in Friede
„ begraben; aber ihr Name lebt ewiglich. Die Leu-
„ te reden von ihrer Weisheit, und die Gemeine ver-
„ kündigt ihr Lob. „

Viertes Kapitel,

Worin man fast lauter schlechte Menschen, Prozeßkrämer, Schleicher, Schwänkmacher, Gewinnsüchtige, Rebellen und Dummköpfe kennen lernt.

Die Verwandten der alten Regina hatten sich indeß in ihr Schicksal ergeben und beym Leichtrunke sich ganz über die Erbschaft getröstet; aber eine neue Streitlust erwachte beym Weine. Die Herren Vettern konnten nämlich über die Theilung der ihnen zugefallenen Stücke nicht einig werden. Der eine wollte sie versteigert, der andere getheilt haben; der eine sich dieß, der andere jenes vorbehalten. Dabey warfen sie einander alle Diebereyen vor, die während der Krankheit der seligen Regina vor einem Vierteljahre vorgefallen waren. Endlich wurde der Streit so hitzig, und ihre Aufführung so ungebührlich, daß man sie mit Gewalt auseinander bringen mußte. Dieser unvernünftige und unschickliche Zank hatte inzwischen ihre Köpfe so sehr erhitzt, daß sie noch länger als drey Monate mit einander fort stritten; viel Wege und Stege machen; ihre Arbeiten versäumen; an Prozeßkrämer manchen schönen Gulden zahlen und viel kränkende Reden verschlucken mußten, bis man von Amtswegen die Erbschaft auf den Strich bringen und das erlösete Geld in gleichen Theilen geben ließ. Das Vieh war indeß müßig auf ihre Kosten fortgefüttert worden, und die übrigen Unkosten beliefen sich so hoch, daß fast die Hälfte der Erbschaft darauf gieng. Nun dachten sie

frey-

freylich, aber zu spät, an das Sprichwort: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

Noch während des Erbschaftskrieges wurde die Einrichtung der neuen Schule besorgt, und die bisherige Wohnstube durch die daran gestoßene Kammer vergrößert, damit die Kinder hübsch geräumig sitzen konnten; denn Wulfing sagte: nicht das viele Lernen, sondern das lange gedrängte Sitzen in der Schule, wobey man all die unreinen Dünste, die von so vielen Menschen in einem engen Zimmer entstehn, verschlucken muß, macht oft die Kinder so blaß und kränklich in den Winterschulen. Zugleich ließ er eine Graskammer zum Wohnzimmer des Schullehrers einrichten, weil er es für höchst grausam und unvernünftig hielt, ihn mit Weib und Kindern für beständig in die dumpfige Schule zu sperren und dadurch zu veranlassen, daß der Unterricht alle Augenblicke durch Aus- und Eingehn, durch Handthierung und Kindergeschrey unterbrochen wird.

Gustav von Traubenheim wollte bey der Gelegenheit auch das Andenken der seligen Stifterinn ehren, und ihren Namen, auf einer marmornen Platte, an der Vorderseite des Hauses einmauern lassen. Nicklas aber verbat diese Ehre, weil seine verstorbene Schwiegermutter ihn mehr als einmal beschworen hatte, ja nicht zu erlauben, daß auf irgend eine Weise mit dem Vermächtnisse groß gethan würde. Der gnädige Herr ließ also mit goldenen Buchstaben auf die Platte setzen:

Freyschule
gestiftet
von
einer Kinderfreundinn
deren Name
im Himmel angeschrieben ist.

Zugleich machte er alle Schulgüther zehendfrey, und nahm dem Hofe die übrigen herrschaftlichen Gefälle und Beschwerden ab.

Schlaghart von Langenhausen, zu dem bisher die Traubenheimer Kinder in den Unterricht geschickt wurden, war nun der erste, der sich um den neuen Dienst bewarb, weil ihm dieses Brod besser schien, als das Langenhäuser, zumal da jetzt die Schulgelder und Sporteln wegfielen, die er bisher von Traubenheim gezogen hatte.

Schon bey der Leiche der alten Regina konnte man ihm abmerken, daß er so was vorhatte; denn er schrie wie ein Zahnarzt bey ihrer Beerdigung, um den geschmacklosen Leuten zu gefallen, die das thierische Blöken ungemein lieblich fanden. Im Leichhause schwatzte er viel von seiner Kunst, und erklärte alle Schulmeister in der Nähe für Stümper. Dabey war er doch gewaltig demüthig und schmeichelhaft gegen die Traubenheimer Bauern, was sonst seine Sache gar nicht war; trank ohn Unterlaß Gesundheiten und präsentirte seine silberne Dose herum.

Einige Wochen darauf kam aber erst seine Absicht völlig an den Tag. Als ein unhöflicher träger Mann war er bey dem Herrn Vogte so übel angeschrieben, daß

er

er sich von ihm kein Fürwort bey dem gnädigen Herrn versprechen konnte; auch mit dem Dorfsschulzen stand er nicht wohl. Er machte sich also an das Dorfsgericht und an die Gemeine; schlich wie ein Klatschweib von Haus zu Haus, und ermahnte die Leute, daß sie nun ja bedacht seyn sollten, das Recht, einen Schullehrer selbst zu wählen, nicht aus der Hand zu lassen. „Die Schule, sagte er, ist von einer Orts-Einwohnerinn und nicht von der Herrschaft gestiftet, folglich gehört das Wahlrecht der Gemeine.“ Dabey bat er sehr demüthig um den Dienst, und versprach jedem der zwölf Mitglieder des Dorfsgerichts, im engsten Vertrauen, zehn Morgen Schulfeld um einen Spottpreiß in achtjährigen Pacht.

Das gefiel denn den meisten und jeder glaubte, daß nur ihm so viel versprochen sey. Statt zu überlegen, ob auch ihre Kinder von diesem Manne gut würden unterrichtet werden, berechneten sie nur den reinen Profit, den zehn Morgen gepachtetes Schulfeld, in acht Jahren abwerfen würden. Die Ehre, selbst einen Schulmeister wählen zu dürfen, that ihnen dabey so wohl, daß sie sämmtlich auf den Schulzen einstürmten, bis er der Herrschaft es vortrug. — Gustav von Traubenheim war gütig genug, ihnen das Wahlrecht ohne Widerrede zu gestatten. Nur darauf bestand er, daß die Abschaffung oder Beybehaltung des Schullehrers nur von seiner Willkühr, und nicht von der ihrigen abhängen sollte. Die Gesandschaft war damit vollkommen zufrieden, und dankte sehr unterthänig für die Gewährung der Bitte.

Welch ein Unmuth aber entstand unter der Gemeine, da der Schulze die herrschaftliche Entschließung bekannt machte! Was? schrien einige Tollköpfe, so soll also der Schulmeister besser seyn, als die übrigen Gemeindiener? — Nichts da! Alle Walpurgis muß er sich, so gut als die Hirten, bey uns frisch um den Dienst melden, und zusehn, ob er uns recht ist: Ausserdem lassen wir gar keinen Schulmeister ins Dorf!

Vergebens rief der Schulze wohl zwanzigmal: So hört doch nur! Laßt euch nur sagen! Seyd doch einen Augenblick stille! — Die Schwindelköpfe wollten nun einmal nicht hören, und eh man sichs versah, waren gegen dreyßig solcher ungestümmen Schreyer vor dem Schlosse. Zwey der besten Zungendrescher, Herrmann und Ludewig begehrten vor den gnädigen Herrn, und brachten, nach ihrer Meynung, das Wort gar stattlich vor. Mit gerechtem Unwillen hörte sie Gustav von Traubenheim, und gieng, ohne den unverschämten Redeführern zu antworten, vor die Schloßthüre. „Wo ist der Schulze?" fragt er mit Hastigkeit. Alle schweigen. . . . . Endlich übernimmt Marks das Wort und sagt: „Ach gnädiger Herr, drunten steht er unter der Linde mit seinem Anhang. Jammers genug, daß der Ortsvorsteher nicht für uns reden will!" — Wohl! antwortet Gustav: so geht zu ihm zurück, und sagt ihm, daß ihr das ganze Spiel verdorben habt. Wenn ihr nicht begreift, daß ein Schullehrer kein Schweinhirt ist, und bey Alten und Jungen in Respekt stehn muß: so sollt ihr auch keinen wählen! — Und hiermit schlug er die Thüre vor ihren Augen zu.

Verlegen ſtanden die proteſtirenden Bauern im Schloßhofe; machten einander ſelbſt Vorwürfe; keiner wollte der Anſtifter ſeyn, und die zwey Plauderer, die die Sache dem Herrn vorgetragen hatten, mußten die Schuld haben. Wirklich waren auch die meiſten blos mitgelaufen, weil dieſe Tollköpfe den Ton angegeben hatten, und kamen nun erſt zu Verſtande, da ſie Guſtav ein wenig unſanft erweckt hatte.

Nach langem Beſinnen ſollte wieder eine Geſandtſchaft hinein; aber keiner hatte das Herz. Ganz langſam und ſtille gieng alſo der Zug wieder nach der Linde zurück.

„Nu, was bringt ihr Guts?“ fragte der Schulze. „Je, nicht viel!“ — war die Antwort; und hiermit erzählten ſie den leidigen Vorgang. „Da habt ihrs! ſagte der Schulze. Wenn man euch Leuten den kleinen Finger beut: ſo tappt ihr gleich nach der ganzen Hand, und dann geht es ſo. Wer zu viel verlangt, bekommt gar nichts. Die meiſten Rechte der Unterthanen ſind dadurch von jeher verlohren gegangen, daß ſie in den Forderungen zu unbillig, oder in der Anwendung zu unvernünftig waren.“ — Ach was nützt das Reden? erwiederten die Schreyer ganz leiſe: Geht ihr lieber zum gnädigen Herrn, und ſeht, wie ihr ihn wieder gut macht. —

Eine Geſellſchaft wackerer Männer gieng alſo ins Schloß, und ſtellte dem Herrn vor, daß doch mehr als die Hälfte der Unterthanen an dem Vorfalle ganz unſchuldig wäre, daß er demnach, um der unbeſcheidenen

Leu-

Leute willen, sein Wort nicht wieder zurück ziehn möchte, u. s. w.

Da unter den Bittenden auch Nicklas und der Schulze waren, die beyde gar viel bey dem gnädigen Herrn galten: so brachten sie's endlich mit Mühe wieder so weit, daß er ihnen das Wahlrecht noch einmal zugestand.

Zur Warnung für alle künftigen Zeiten, schrieb Wulfing diesen Aufzug in das Gemeinbuch neben das Privilegium hin, das der Herr, über das Recht einen Schulmeister zu wählen, ausfertigen ließ, und in gleicher Absicht steht auch diese Nachricht in meiner Geschichte.

Fünftes Kapitel.

Die Traubenheimer wählen zwey neue Schulmeister.

Herr Gregorius Schlaghart, der über den glücklichen Erfolg seiner Ohrenbläserey gar sehr triumphirte, war indeß nicht der einzige, der um das Schulamt in Traubenheim buhlte. Noch drey Mitwerber versuchten ihr Heil auf dreyerley Schleichwegen; nur einer aber hatte den glücklichen Einfall, durch die Schütze der Jungfer Schulzinn das Aemtchen erhaschen zu wollen. Das Mädchen, dem der junge Beodschleicher schon den Heyrathswurm in den Kopf gesetzt hatte, noch eh er beym Vater um den Dienst anhielt, war beständig damit beschäf-

schäftigt, den Vater zu überreden, daß er doch sein äusserstes für den Herrn Winkler (so hieß der Mensch) thun möchte; denn nach der Ehre, Frau Schulmeisterinn, oder wohl gar Frau Cantorinn zu heissen, war Liese gar überaus lüstern. Zum Unglück errieth aber ihr Vater den Schleichweg, den der feine Herr Winkler eingeschlagen hatte. Geradezu erklärt er ihr also: daß er zu der Wahl ihres Liebhabers schlechterdings nicht helfen, ihm wenigstens keine Tochter geben werde, wenn er auch, wider seinen Willen, den Dienst bekommen sollte. Jungfer Liese war über den Bescheid gewaltig betroffen; wollte den Antrag des Herrn Winkler verläugnen; aber ein Strohm von Thränen verrieth, was sie nun offenherzig gestand. Sie meynte, daß es doch gar keine Seltenheit wäre, daß Väter ihre Töchter auf dem Wege zu versorgen suchten; daß sie nun schon ins sechs und zwanzigste Jahr gienge, wo man eben so spröde nicht mehr thun dürfe; daß der Schuldienst doch ziemlich einträglich, und der junge Mensch ein gar freundlicher und artiger Herr sey ꝛc. Aber alles vergebens! Der Vater bestand eigensinnig darauf, daß er ihres vielgeliebten Herrn Winklers wegen keinen andern ehrlichen Mann verdrängen und sich den Ruf zuziehen wolle, nicht den Dorfskindern einen Lehrer, sondern der Tochter einen Mann gewählt zu haben.

Indeß nahte der Wahltag heran. Die meisten waren für die zehn Morgen Pachtfeld so sehr eingenommen, daß Schlaghart schon so gut als gewählt war. Nur Nicklas und Wilhelm, die beyde im Dorfsgerichte saßen, ließen sich durch das Versprechen nicht blenden.

Ih-

Ihnen war Schlaghart dadurch noch verächtlicher geworden, als bisher. Nächstdem sahen sie ohne Brille voraus, daß der Schleicher jedem von den zehn übrigen Gerichtsbeysitzern eben so viel werde versprochen haben, ob er gleich, Summa Summarum, nur 30 Morgen zu hoffen hatte. Sie giengen also zu dem Schulzen, und nahmen Abrede, wie sich dem Herrn Schlaghart und ihren bestochenen Mitbrüdern am füglichsten eine Nase drehn ließe.

Schlaghart war indeß schon von Herrmann beordert, am Wahltage fein zu Hause zu bleiben, damit man ihn gleich könne rufen lassen. Das Dorfsgericht versammelte sich im obern Zimmer der Schenke. Schulz Ortmann behielt sich seine Stimme bis auf die letzte bevor, und das Wählen gieng an. Alle gaben, der Reihe nach, dem Herrn Schlaghart das Wort; unter andern auch Wilhelm. Zuletzt kam das Wort an Nicklas. „Nun," sagte dieser, „wenn alle für den Herrn Schlaghart stimmen: so mag ich auch nicht allein dagegen seyn; nur will ich den Herrn Schulzen bitten, bey der Wahl auch das Pachtwesen der Schulfelder ins Reine zu bringen, damit wir den ehrlichen Mann beym Worte halten. Mir sind zehn Morgen versprochen." — Und mir auch zehn! rief Wilhelm mit einem schalkhaften Tone. — Und mir auch zehn! schrie Lips in aller Eile, damit ihm keiner zuvor käme; denn er war ein habsüchtiger, einfältiger Mensch, der es nicht merkte, daß Nicklas und Wilhelm die übrigen nur zum Besten hatten.

Je nun, sagte der Schulze, so hätten wir ja die 30 Morgen Schulfeld beysammen! Laßt also, fuhr er

lächelnd fort, den Herrn Schlaghart nur immer rufen, damit er den Pachtbrief unterschreibt.

Wie vom Donner gerührt saßen bey dieser Rede die neun übrigen umher. Gerade heraus zu gestehn, daß sie gleichfalls, wie Lips, unter die Pachter gehörten, schien ihnen nicht rathsam, und doch wußten sie nicht, unter welchem Vorwande sich nun das Wort wieder zurück ziehn ließe.

Zum Glück erholte sich **Herrmann** so ziemlich bald von seiner Betäubung. Seyd ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist? rief er. Mit gutem Gewissen können wir nun unmöglich den Mann wählen. Hätten uns Nicklas und Wilhelm voraus gesagt, daß der Simon mit Bestechungen umgeht und geistliche Aemter ums Geld kaufen will: so wär' aus der Sache gleich Anfangs nichts geworden. Verflucht sey, wer Geschenke nimmt! steht in der Bibel. Nur der Gottlose nimmt Geschenke, die die Sehenden blind machen und die Sachen der Gerechten verkehren!

Freylich wohl, Gevatter! rief **Ludwig**, der ihm an Bibelkneiperey wenig nachgab und an Bosheit den Rang ablief; freylich, du kannst eben alles aus der Schrift beweisen; aber die Wahl muß auch gleich wieder zurück gehn! So ein niederträchtiger Geselle, so ein Windbeutel und Maulmacher soll unsre Kinder nicht unter die Hand bekommen. Alle stimmten damit überein; nur Lips war wie verstummt, und sah nun erst, wie dumm er in die Falle gegangen war.

Genug! die Wahl gieng wieder zurück. Vergebens lauerte Schlaghart am Fenster, ob kein Bote von

Trau-

Traubenheim käme. Vergebens hatte er sich die Stirne zerbrochen, wie er bey dem mißlichen Pachthandel den Kopf aus der Schlinge ziehn und alle hinter das Licht führen wollte. Nicklas und Wilhelm hatten ihn der Mühe schon überhoben. Kein Bote kam, und mit Schrecken sah Schlaghart die einbrechende Dämmerung, ohne Nachrichten aus Traubenheim erhalten zu haben. Seiner Frau Liebsten war indeß der Geduldsfaden gerissen. Anfänglich träufelten ganz sachte verschiedene Sticheleyen von ihren Lippen; bald aber ergoß sich eine ganze Sündfluth von Schimpfreden über den betrogenen Betrüger. — Sonst war es so seine Weise sich in ähnlichen Fällen ins Wirthshaus zu flüchten, bis der erste Hagel vorüber war. Dießmal aber wurd' es ihm nicht so wohl. Er kam vielmehr immer vom Regen in die Traufe; denn noch empfindlicher als die liebloſen Vorwürfe seiner Hausehre, waren ihm die Stichelreden seiner Gemeine. So bald er nämlich Hoffnung geschöpft hatte, nach Traubenheim zu kommen, war er den Langenhäusern sehr schnöde begegnet, hatte viel von ihrem schimmlichen Hungerbrode, von ihrem Lauſesold und dergl. gesprochen, und nun, da er wieder mit dem verachteten Bissen froh war, wurden ihm dieſe bittern Salze täglich darauf gestreut. Nichts aber vermochte seine Galle so sehr zu erregen, als wenn auf die 120 Morgen Schulfeld die Rede kam; (denn so viel hätten zum Traubenheimer Dienste gehören müssen, um an jeden Gerichtsbeysitzer zehn Morgen verpachten zu können.) Nicht weniger als er wurden auch die Herren Pachter zu Traubenheim mit ihrer Schulmeisterwahl angezapft,

und

und in der ganzen Nachbarschaft war dieser Tag unter dem Namen: Schöppenstädter Wahltag bekannt.

Dieser war indeß kaum vorüber, als ein junger Reisender ganz unverhofft in die Traubenheimer Schenke trat, um da zu übernachten. — „Ei, willkommen! willkommen!" gieng ihm der Wirth mit freundlichem Handschlag entgegen. „Wie sich meine Kinder freuen werden, wenn sie ihren Herrn Lieberich wieder sehn!!" Er ließ sogleich die Kleinen zusammenrufen, und wir haben nun Zeit, mit dem braven Jüngling Bekanntschaft zu machen.

Lieberich, der einzige Sohn einer armen Zehndverwalterswittwe aus Halldorf in Franken, war ein junger Mann von etwa 20 Jahren, und hielt sich als Schüler in Nürnberg auf. Zwey Jahre zuvor mußte er, auf einer Heimreise, wegen übler Witterung, drey Tage zu Traubenheim in der Schenke zubringen. Die Langeweile sich zu verkürzen, hatte er sich viel mit den Kindern des Hauswirths beschäftigt, ihnen schöne Geschichten erzählt, Vorschriften geschrieben, und sich dadurch den Kindern so unvergeßlich gemacht, daß sie noch täglich von ihm redeten, die gehörten Geschichten wieder erzählten, und die schönen Vorschriften wohl hundertmal abschrieben.

Nun kamen die vier Kinder ins dämmernde Zimmer. Einen Augenblick stutzten die beyden ältesten, ein Knabe von 12 und ein Mädchen von 10 Jahren; erkannten aber, Trotz der Abenddämmerung, den guten Mann wieder, und liefen ihm mit ausgestreckten Armen und freundlichem Lächeln entgegen. Vor Vergnügen hüpf-

ten sie um ihn her und streichelten seine Hände. Die beyden kleinern Geschwistere, die sich des Gesichts nicht mehr erinnern konnten, kamen indeß auch herbey, küßten ihre Hand und schlugen sie treuherzig in die seinige.

Nicht wahr, Vater, sagte der Kleinste, ein hübscher Junge von 6 Jahren, nicht wahr, das ist unser neuer Herr Schulmeister? Lächelnd erzählte der Wirth, daß der Knabe deßwillen auf die Frage käme, weil seit einiger Zeit fast von nichts als von einem neuen Herrn Schulmeister in der Schenke gesprochen würde, indem sie nun eine Freyschule bekommen hätten, und einen eigenen Schullehrer wählen dürften.

Ey nun, sagte Lieberich, wenn die Stelle noch ledig ist, so könnt' ich ja mein Heil versuchen! — Ach ja Vater! riefen die Kinder. O da wollen wir fleißiger in die Schule gehn, als nach Langenhausen und noch mehr so schöne Vorschriften schreiben.

Nach einer kurzen Unterredung wurde beschlossen, einen Versuch in der Sache zu wagen.

Schon gegen acht Jahre hatte sich Lieberich in Nürnberg mit dem Kinderunterrichte beschäftigt; auch kannten die meisten Dorfsvorsteher seine schöne Handschrift aus den Proben, die sie in der Schenke gesehn hatten; durch die verunglückte Schulmeisterwahl waren sie so ziemlich lenkbar geworden, und Ortmann, der Dorfsschulze, war ein alter Bekannter vom seligen Vater des jungen Lieberichs. Dieß alles machte viel Hoffnung, und wirklich wurde er auch, als er sich am folgenden Tage um den Dienst bewarb, von den sämmtlichen

chen Ortsvorstehern einstimmig gewählt und von der gnädigen Herrschaft mit Freuden bestätigt.

Sein Entzücken über das unerwartete Glück war so groß, daß er den kleinen Knaben, der so unschuldiger Weise zu seiner Versorgung Anlaß gegeben hatte, wohl zehnmal auf seine Arme nahm, ihn küßte und drückte. Vorzüglich groß war aber sein Dank gegen Gott, wenn er das Vergnügen überdachte, das er seiner armen Mutter so unverhofft bringen würde.

Die Thränen rollten ihm über die Backen bey seiner Heimkunft, als er ihr sein Schicksal erzählte, und eben so gerührt war auch die arme Mutter, die sogleich versprechen mußte, mit ihm nach Traubenheim zu ziehn. Ach guter Christian, rief sie: Gott sorgt besser für uns, als wir selbst, und hat nun reichlich erfüllt, was dein seliger Vater auf seinem Sterbebette, da du noch ein Knabe von 11 Jahren warst, zu dir gesagt hat: wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. Unter solchen Gesprächen und unter Zurüstungen zur Abreise, rückte der Aufzugstermin herbey, und zu Ende Septembers 1694 trafen Mutter und Sohn glücklich in Traubenheim ein.

Lieberich machte nun gleich Anstalt zur Verpachtung seiner Schulfelder, weil die Wintersaat bestellt werden mußte. Ortmann, der Dorfsschulze, gab ihm den Rath, sie auf zehn Jahre zu verpachten; aber nicht auf den öffentlichen Strich kommen zu lassen, weil da die Güter leicht in liederliche Hand fallen könnten. Er nannte ihm etliche brave Männer, die nicht gar viel Feld hat-

ten, und den Pacht mit Freuden übernehmen, auch die Güter so gut als ihr Eigenthum versehen würden. Dem Rath folgte Lieberich, und trat, so bald er alles ins Reine gebracht und seine Wirthschaft ein wenig eingerichtet hatte, sein Amt an.

Vornehmlich sah er darauf, daß die Kinder nicht nur Wörter auswendig lernen, sondern sich auch an das Denken gewöhnen möchten, weil er glaubte, daß gar viele Bauersleute und Handwerker sich zu ihren Geschäften deßwillen so links anstellen, zumal wenn ihnen etwas neues unter die Hand kommt, weil sie in der Jugend nicht Denken gelernt haben. Kurz, Lieberich machte seine Sachen so gut, als es jener Zeit möglich war; aber ich will absichtlich hier nicht erzählen, wie er es in seinem Amte gehalten hat, weil wir in den spätern Zeiten an seinem Enkel, Lorenz Richard, einen eben so eifrigen Schullehrer finden werden, dessen Einrichtungen mir besser bekannt und für unsere Zeiten lehrreicher sind. So viel ist aber richtig, daß Lieberich zu allem Guten, das in der Folge kam, sehr treulich den Grund gelegt hat. Noch heute erzählt man sich allerley Schönes von ihm; aber die einzige kleine Geschichte aus seinem Leben, die in Traubenheim jedermann bekannt ist, wird genug seyn, zu zeigen, wie gut er die Kunst verstanden hat, mit Kindern umzugehn, und sie frühzeitig an gute Empfindungen zu gewöhnen.

Hört, Kinder, sagte er am Schlusse seines ersten Schulunterrichts: habt ihr nicht in euern Gärten hübsche Rosenstöcke? O ja, Herr Lieberich, riefen die Kinder. Wir können genug mitbringen, wenn wir

Nachmittag zur Schule kommen. „Nun, was habt ihr denn für welche?“ . . . Ich habe hundertblättrige — und ich Zuckerrosen — und ich gesprenkelte — und ich weisse — und ich gelbe — riefen sie untereinander. Ganz gut, ihr lieben Kinder, sagte Herr Lieberich: so bringt mir denn von jeder Art ein Paar Fächser mit; aber wißt ihr denn auch, wo wir sie heute Nachmittag hinpflanzen wollen? Die Kinder glaubten zuerst in den Schulgarten; dann in den Schloßgarten, und was sie noch mehr riethen; aber immer gefehlt. — Aha, nun weiß ichs auf Einmal! rief endlich die zehnjährige Tochter des Gastwirths: die Rosen sollen aufs Grab der seligen Regina, das wir heuer im Sommer mit Blumen bestreut haben. O ja, Herr Lieberich, schrien die Kinder zusammen, da wollen wir sie hinsetzen! — Recht so, ihr guten Kinder! sagte Lieberich. Auf und um das Grab wollen wir sie herum pflanzen. Alle Jahre gehn wir dann am ersten schönen Frühlingstage hinaus, um die Stöcke zu reinigen und die ausgestorbenen nachzusetzen. Dabey wollen wir uns allemal der seligen Regina mit Dank erinnern und uns vornehmen recht fromm und fleißig zu seyn.

Am Nachmittage zogen die Kinder mit Rosenstöcken, Pfählen, Bandweiden, Hauen und Spaten hinaus auf den Gottesacker. Herr Lieberich zeigte ihnen, wie sie die Stöcke setzen und ordnen sollten, und sagte ihnen dann so viel lehrreiches und rührendes, daß fast kein Kind ohne Thränen das rosenbesetzte Grab verließ.

Noch heute, da fast hundert Jahre vorüber sind, wird es alle Frühlinge von den Schulkindern besucht

und wie ein Garten gepflegt. Ein Wäldchen von mancherley Rosen blüht um den Grabhügel der Unvergeßlichen. Nachtigallen gurgeln an Frühlings-Abenden schwermüthig in dem Gesträuche, als ob sie wüßten, daß hier eine Wohlthäterinn schläft. Bey jeder Leiche zur Rosenzeit, bricht sich die Jugend des Dorfes Regina-Rosen von dem Grabe, (denn so nennt man in Traubenheim die Rosen, die über dem Gebein der seligen Regina blühn) und so trift denn hier wörtlich ein, was Sirach von guten Leuten sagt: Ihre Gebeine grünen noch immer, da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Nachkommen, auf die er geerbet ist.

Sechstes Kapitel.

Traubenheim bekommt eine eigene Kirche. Eine Pfarr-Besoldung wird ausgeworfen und über Frohnwesen und Kirchstände werden Bemerkungen gemacht.

Gustav von Traubenheim hatte nun keinen eifrigern Wunsch als den, die angefangene Kirche vollendet zu sehn; desto kaltblütiger aber konnten es seine meisten Unterthanen erwarten. Größtentheils murrten sie über die vielen Frohndienste und nur wenige wußten es der gnädigen Herrschaft Dank, daß sie eine so große Summe zum Kirchbau gesteuert hatte. Ja, wenn Gustav auch alle Frohnen bezahlt hätte! — Weil das aber nicht

geschah: so war das Volk des Arbeitens schon müde, da das Mauerwerk kaum zur Hälfte stand; denn fast alle drey Tage war die Frohn im ganzen Dorfe herum. In diesen Klagen wurden sie vom Pfarrer Schorr in Langenhausen nachdrücklich bestärkt; denn der habsüchtige Mann war treflich ungehalten über den Kirchbau, weil er von ferne gehört hatte, daß nun Traubenheim einen eigenen Prediger bekommen und von Langenhausen getrennt werden sollte. Fleißig stellte er daher den Bauern die Ueberflüßigkeit der Kirche und die vielen Unkosten vor, die ihnen ein eigener Pfarrer verursachen würde. Die vielen Frohndienste sahen daher die Leute nur als ein Vorspiel gröſserer Lasten an, und des Murrens darüber war kein Ende.

Was klagt ihr doch immer, ihr wunderlichen Leute, sagte Wulfing: wer ist denn Schuld an dem schnellen Umlauf der Frohn, als ihr selbst? Wenn eurer vier kaum so viel arbeiten als ein einziger sollte: so muß euch freylich die Arbeit Viermal für Einmal treffen. — Wirklich war es fast unausstehlich, wie jaunerhaft die Meisten sich anstellten. Da hatten sie allerley Sprichwörter: wer sich zu todte frohnt, der ist des Teufels —: Umsonst ist der Tod —: Frohnarbeit ist keine Lohnarbeit u. s. w. Nach diesen Sprichwörtern thaten sie denn steif und fest. Da fürchtete jeder, mehr zu thun als ein andrer. Jeder nahm den Faulsten zum Muster, und die Fleißigen, unter diesen vorzüglich Nicklas und Wilhelm, wurden verlacht. Das Meyerey-Gespann, das der gnädige Herr auch mitarbeiten ließ, führte fast alleine mehr Steine herbey, als zehn Bauern; denn mancher

Bauersmann schämte sich nicht, ein Häufchen Steine mit drey starken Ochsen herbey zu führen, das man bequem auf einem Schubkarrn über Berg und Thal hätte schieben können; gleichwohl gieng das Fuhrwerk so langsam, als ob Himmel und Erde drauf läge. Die Handfröhner waren nicht weniger läßig. Die Hälfte saß immer auf dem Bauholz umher und legte die Hand in den Schooß. Nach den leichtesten Arbeiten griff jedermann, und die schweren blieben liegen, so daß täglich von den Handwerkern, die den Bau auf Accord übernommen hatten, bittere Klagen einliefen.

Vogt Wulfing, der die bösen Leute wohl hundertmal ermahnt, und ihnen vergebens vorgestellt hatte, wie schändlich und thöricht sie handelten, suchte daher die Sachen anders einzurichten. Er ließ nämlich Kalk, Sand, Steine, Ziegel ꝛc. haufenweise vertheilen, und wies jedem Bauersmann, je nach dem sein Anspann stärker oder schwächer war, einen größern oder kleinern Haufen an, den er in einer gewissen Zeit herein schaffen mußte. Von der Zeit an gieng alles besser von statten, weil die Frohn nicht mehr nach Tagen, sondern nach den Arbeiten gerechnet wurde. Jeder eilte so viel als möglich, und trieb auch die Handfröhner zum schnellen Aufladen an, damit er bald vom Flecke kam und wieder für sich selbst arbeiten konnte. So war denn den Klagen der Bauern auf einmal ein Ende gemacht. Nur unter den Handlangern dauerten sie noch einige Zeit fort, weil diesen die Arbeit nicht so vorgegeben werden konnte. Gustav von Traubenheim beschloß daher, diese Leute mit Strenge zu ihrer Schuldigkeit anzuweisen. Er sprach

mit dem Baumeister, der ihn versicherte, daß man mit der Hälfte fleißiger Menschen mehr ausrichten würde, als mit der bisherigen Schaar nachläßiger Schlauner.

Von nun an wurden also weit weniger Handfröhner bestellt als vorhin; diesen aber ward angedeutet, daß diejenigen, die der Baumeister, wegen Nachläßigkeit, dreymal verklagen würde, ganz unerbittlich von der Frohn ausgeschlossen, und angehalten werden sollten, jedesmal einen andern Arbeiter auf ihre Kosten zu stellen. Gleich in der ersten Woche wurde an einem diese Strafe vollzogen, und von der Zeit an lief keine erhebliche Klage mehr ein. Die Handfrohn traf die Leute viel seltner als sonst, und Thurm und Kirche kamen im Herbste 1695 glücklich unter Dach. Die bey der erschrecklichen Dorfsverwüstung unbeschädigt gebliebenen Glocken, welche bisher in einem hölzernen Läuthause gehangen hatten, wurden auf den Thurm gebracht, und also blieb für den folgenden Frühling nichts mehr übrig, als die innere Verkleidung und Einrichtung der Kirche. Gustav von Traubenheim sorgte dafür, daß alles sehr wohlfeil und einfach, aber doch schön und freundlich ausfiel, und je näher das Werk seiner Vollendung kam, desto vergnügter und eifriger wurde die Gemeine.

Nur wegen der Kirchstühle gab es noch einigen Anstand. Wulfing, ein abgesagter Feind der Gitterstände, wollte die Stühle der Gerichtsmänner weder mit Gitterwerk noch mit Armlehnen versehn lassen. Das fiel den meisten Ortsobersten so sehr auf, daß sie in laute Beschwerden ausbrachen. Das wär' ein ewiger Schimpf für uns, sagten sie, wenn wir keine Gitter vor unsere

Stühle bekämen. In der ganzen Gegend ist es so Mode, weil man daran doch erkennt, wo der gemeine Mann, und wo das Gericht steht. Kurz, sie waren großentheils entschlossen, die Armlehnen und Gitter auf eigene Kosten machen zu lassen.

Wozu doch den Unrath? sagte Vogt Wulfing. Ihr, als Ortsvorsteher, müßt der ganzen Gemeine mit gutem Beyspiele vorangehn. Nun aber sind die bequemen Armlehnen und die Gitter, hinter denen man so hübsch verborgen sitzt, zuverläßig daran Schuld, daß man an den meisten Orten, in den sogenannten Herrenstühlen die größten Schläfer antrift. Laßt also euer Licht leuchten vor den Leuten! Seyd in der Kirche stets aufmerksam und stille. Das werden andere sehn und nachahmen. Ihr selbst aber könnt dann die Kirche besser überschauen und auf Ordnung Acht haben. Dazu verfinstern die elenden Vogelgitter unnöthiger Weise die Kirche, berauben euch selbst des Lichts und machen überflüßige Kosten. Da mein eigener Kirchenstuhl keine Verzäunung bekommt: so werdet ihr euch hoffentlich, als gescheide Leute, nicht schämen, es eben so gut zu haben. —

Durch diese vernünftige Vorstellung besänftigt, liessen sie es denn geschehn, und fanden es in der Folge selbst lächerlich, daß sie eine Ehre darin gesucht hatten, die Nase durch ein Gitter zu stecken und die Arme breiter auseinander zu legen, als andere Kirchgänger. Die Stühle wurden nach der Angabe des Herrn Vogts aufgeschlagen, und nun war nur noch die Frage, welcher davon zum öffentlichen Hurenstuhl eingeweiht werden sollte.

Zur glücklichen Stunde kam eben Gustav von Traubenheim selbst in die Kirche. Herrmann trug ihm das Anliegen vor und bath ihn, aus obrigkeitlicher Gewalt, einen der Stühle zum Hurensitz einzuweihen.

Da müssen wir erst andere Sachen ausmachen, erwiederte Gustav. Wo ist der Säuferstuhl? — der Lügnerstuhl? — der Diebsstuhl? — der Zänker- und Verläumderstuhl? — der Stuhl für Kirchenschläfer und Kirchenplauderer? ? .... Alle schwiegen... Nun, sagte Gustav von Traubenheim, wenn man für diese Lasterhaften keine eigenen Sitze hat; so seh ich nicht ein, warum man eines besondern Hurenstuhls bedarf. Laßt also die Geschwächten zu den Weibern treten, wo sie Platz finden. — Ach gnädiger Herr, rief Herrmann, da werden wir ein zweytes Sodom und Gomorra bekommen! Der Herr Pfarrer von Purrbach hat sogar den Hurenstuhl schwarz anstreichen lassen, damit sich die Mädels im Dorfe davor fürchten... „Hätt' er doch lieber ein Gitter davor machen lassen, damit sich die unglücklichen Weibsleute, die Zeitlebens zur Schande da stehn müssen, dahinter verstecken können!" erwiederte der gnädige Herr, weil er wußte, daß Herrmann, als Gerichtsbeysitzer, vorzüglich für ein Gitter gestritten hatte. „Doch," fuhr er fort, „sagt mir einmal Herrmann, ob, seitdem der Hurenstuhl zu Purrbach schwarz angestrichen ist, da keine Mädchen mehr zu Falle kommen?" — Das könnt' ich nun eben nicht sagen, versetzte Herrmann. — „Nun, so geht hin," fuhr der gnädige Herr fort, „und laßt euch das Taufregister auf meine Kosten nachschlagen,

und

und ihr werdet sehn, daß der schwarze Stuhl gar nichts genützt hat. In die Kirche gehört kein Lasterstein oder Pranger. Jedermann muß mit Freuden hinein gehn; das kann man aber nicht, wenn man darin allemal für einen begangenen Fehltritt öffentlich beschimpft wird. Vor Gott sind wir alle Sünder; und manches Mädchen im Jungfernstuhl ist im Grunde weniger werth, als eine so unglückliche Dirne, bey der es ruchbar geworden ist, was jene heimlich getrieben hat. Uebrigens, fuhr er fort, sollte man eine Person, die zu Falle gekommen ist, nicht einmal Hure nennen, denn nur die sind Huren, welche sich jedem Wohllüstling Preiß geben. Laßt nur einmal einen braven Pfarrer ins Dorf kommen, dann wollen wir schon alle zusammen helfen, um dem Unheil auf andern Wegen zu steuern." — Gustav hielt wahrscheinlich, als er dieß sagte, die Kunst, ein Volk von Grund aus zu bessern, für leichter, als sie wirklich ist; wenigstens nahm er dabey zu wenig Rücksicht auf sein Alter, das kein so langes Leben mehr hoffen ließ, als zur Ausführung solcher Grundverbesserungen gehört; Indeß kam es doch in den spätern Zeiten wirklich dahin, daß der Fehler, auf den sonst ein öffentlicher Schandstuhl gesetzt war, in Traubenheim so selten wurde, daß alle Väter und Mütter in der Nachbarschaft froh waren, wenn sie ihre Kinder nach Traubenheim in Dienste bringen konnten, weil, weit und breit, nirgends so sehr auf Ordnung und gute Aufführung gesehen wurde, wie hier.

Bald war die neue Kirche völlig vollendet. Nur an einer Pfarrwohnung und Besoldung fehlte es noch.

Gustav von Traubenheim ließ daher die Pfarr- und Schulgüther, die zu den Gemeinfeldern gekommen waren, wieder heraus suchen; ein Stück Wein- und Getreidzehend, das sein seliger Vater zu den herrschaftlichen Einkünften gezogen hatte, wieder zurück geben; einige Klaftern Holz aus dem Herrschafts- und Gemeinwalde, und auch ein Jahrsgehalt an Geld aus der Kirchenkasse festsetzen, die im dreyßigjährigen Kriege sich zum Theil noch erhalten und seither wieder vermehrt hatte. So kam denn eine Besoldung wieder zusammen, bey der eine genügsame Familie nothdürftig bestehn konnte. Eben traf sichs auch, daß ein Haus im Dorfe leer stand, das ganz kleinen Vormundskindern gehörte. Dieses ward für den neuen Prediger auf 15 Jahre gemiethet, während der Zeit man das nöthige Geld zur Erbauung eines eigenen Pfarrhofes zusammen zu bringen hoffte.

Durch diese Veranstaltung kam also das ganze Werk ins Reine, und mit Sehnsucht sah Traubenheim einem eigenen Prediger entgegen.

Siebentes Kapitel.

Ankunft eines neuen Predigers in Traubenheim. Die Leser machen Bekanntschaft mit einem armen Manne, der reich ist an Zufriedenheit.

Während seines Aufenthalts in Bayreuth hatte Gustav einen jungen Studirten, Namens Ehrlich, kennen ge-

gelernt. Dieſer Ehrlich hatte weder Aeltern noch Geld; verdiente ſich ſein Stückchen Brod mit Kinderunterricht, und war unter andern auch als ein geſchickter Sänger und Harfenſpieler bekannt. Frau von Traubenheim liebte die Muſic, und ihr Gemahl war ſo gefällig, unſern Ehrlich um ihrer willen öfters zu ſich zu rufen.

Sein Harfenſpiel war ſo voll Melodie, ſeine Stimme ſo weich und rührend, ſein Herz bey dem Geſange ſo theilnehmend, und die Wahl ſeiner Lieder ſo ganz für die gnädige Frau, daß ſie gewöhnlich, wenn Ehrlich ein Lied von der Zufriedenheit, vom ruhigen Gewiſſen, oder vom beſſern Leben geſpielt und geſungen hatte, noch einmal ſo heiter war, als zuvor.

Das Andenken an dieſe Stunden voll Andacht war aber auch unauslöſchlich in ihrem Herzen. Ganz natürlich verfiel alſo die Herrſchaft bey der Wahl ihres neuen Predigers auf den jungen Ehrlich. Guſtav kannte die Freude dieſes Mannes zum Jugendunterricht, ſein frommes Herz, ſeinen Eifer fürs Gute, und ſeine Zufriedenheit mit dem geringſten Glücke. Das alles war in Traubenheim doppelt nöthig, da die Jugend gar ſehr des beſſern Unterrichts, und die Alten eines recht guten Beyſpiels bedurften. Auch der Dienſt war ſo beſchaffen, daß gar mancher Mann, dem es mehr um reiche Belohnung zu thun geweſen wäre, verdrüßlich im Amte geworden ſeyn würde.

Chriſtian Ehrlich, der ſich in Traubenheim längſt ſchon vergeſſen glaubte, bekam alſo, ganz unverhofft, im Herbſte 1696, den Ruf nach Traubenheim. Voll

Dank

Dank gegen Gott nahm er die ihm übertragene Stelle sogleich an, und ehe drey Tage vergiengen, war er zum Aufzuge fertig; denn seine Habseligkeiten waren so klein beysammen, daß eine Viertelstunde für ihn genug war, um sich mit Sack und Pack reisefertig zu machen.

Aus Gutmüthigkeit hatte er während seines Aufenthalts in Bayreuth immer arme Schüler unentgeldlich unterrichtet, und die wenigen Stunden, für die er Bezahlung erhielt, erwarben ihm kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt. Bey alle dem war er beständig vergnügter als hundert reiche Menschen in der Welt, und freuete sich, daß er bey seiner Armuth doch andern, noch ärmern und jüngern Leuten Gutes thun konnte. Kurz, an ihm mochte man lernen, was Salomo sagt: Mancher ist arm bey großem Guth, und mancher ist reich bey seiner Armuth.

Zufriedner als ein Fürst, der zwanzig Packwägen auf seinen Reisen vor sich herschickt, wanderte Ehrlich aus Bayreuth. Ein Bote, dem er ein kleines Felleisen mit Wäsche und Kleidern, etliche Bücher und seine geliebte Harfe auf den Rücken gepackt hatte, trug seinen ganzen Reichthum vor ihm her, und zwey arme, bisher unentgeldlich von ihm unterrichtete Schüler begleiteten ihn bis zum nächsten Dorfe. Nun bin ich doch schon reicher als vor 16 Jahren, sagte er lächelnd zu seinen jungen Begleitern. Als ich damals von meinen seligen Aeltern nach Hof auf die Schule geschickt wurde, trug ich mein Bündelchen selbst; jetzt hab ich schon einen Boten vor mir her. Alles, was ich noch erwarten kann, ist, daß man mich am Ende gar selbst trägt,

und

und so weit bringen wir's alle noch. Mit Thränen nahmen sie hierauf Abschied von einander, und Ehrlich wanderte, von den Segenswünschen seiner Schüler begleitet, unter allerley süßen Träumen, auf Traubenheim zu.

Gustav und seine Gemahlinn saßen eben, in Gesellschaft des Herrn Vogts und des Schullehrers Lieberich, am Abendtische, als er, mit dem Wanderstabe, ganz unangemeldet hereintrat.

Aeltern können nicht freudiger seyn bey der Ankunft eines lange vermißten Sohnes, als die gnädige Herrschaft beym Anblicke des jungen Ehrlichs war. Gustav, der sich's nicht zur Schande rechnete, einen braven bürgerlichen Mann zu umarmen, küßte ihn mit mehr als väterlicher Liebe, und seine Gemahlinn bot ihrem Harfenspieler mütterlich die Hand; aber dieser konnte vor Rührung kein Wort sprechen, bis er sich von seiner Freude über den gnädigen Empfang ein wenig erholt hatte. Nun erst brach er in Freudebezeugungen und Danksagungen aus, die der gnädige Herr dadurch abkürzte, daß er ihn mit seinen übrigen beyden Gästen bekannt machte.

Wulfings ehrliches Gesicht und treuherziger Gruß hatten unsern Ankömmling schon so zuthätig gemacht, als ob sie Jahre lang miteinander umgegangen wären; denn Ehrlich war gar zu geneigt, alle Leute für eben so brav zu halten, als er selbst war. Auch mit seinem künftigen Gehülfen, dem Schullehrer Lieberich, war er in kurzem bekannt. Unsere Namen, sagte er, versprechen viel Gutes; wir wollen aber auch ehrlich und lieb-

reich

reich gegen einander selbst und gegen die ganze Gemeine seyn, die uns die gnädige Herrschaft anvertraut hat.

Ey, ey! rief der gnädige Herr mit Lachen, nun ist mirs um meinen guten Wulfing nur bange, wie der sich mit seinem reissenden Namen ins Kleeblatt schicken wird.

Lassen Euer Gnaden das gut seyn, erwiederte Wulfing. Mein Name soll nur an die Weissagung des Propheten erinnern, daß Wölfe bey den Lämmern in Friede wohnen werden.

Unter dergleichen Scherzen und mancherley Erzählungen, die besonders Bayreuth betrafen, gieng der Abend wie eine Minute dahin.

Da es ganz spät wurde, sagte die gnädige Frau: Hätten wir doch eine Harfe bey der Hand! Unser lieber Ehrlich müßte uns ein Abendlied zur guten Nacht spielen. — Stillschweigend gieng Ehrlich aufs Schlafzimmer zu seinem Gepäcke; stimmte ganz leise die Harfe, und kam damit in das Zimmer zurück. Wo in aller Welt kommt so schnell eine Harfe daher, lieber Ehrlich? fragte die Frau von Traubenheim. Das ist die nämliche, sprach Ehrlich, die mir in Bayreuth das Glück Ihrer Bekanntschaft erworben hat. Erlauben Sie mir nun, gnädige Frau, daß ich in Traubenheim das nämliche Abendlied zum Einstand spiele, das Sie von mir gefordert haben, als ich in Bayreuth zum erstenmal in Ihr menschenfreundliches Haus kam. — Er spielte, und die ganze Gesellschaft sang mit inniger Rührung das angestimmte Lied.

Fast keinen Abend waren sie in der Folge beysammen, den sie nicht auf eben die Weise beschlossen hätten. Der Gemeine gefielen diese Abendandachten so wohl, daß nach und nach der häusliche Gesang in Traubenheim allgemeiner ward, als irgendwo in der Gegend; denn täglich sahen die Leute mehr und mehr ein, daß nichts in der Welt das Herz so sehr rührt und zu guten Entschlüssen lenkt, als ein schöner Gesang; aber Ehrlich und Lieberich sahen auch darauf, daß die Leute gut singen lernten. Vorhin glaubte man, daß es schön ließe, wenn man das Maul beym Gesange wie ein hungriger Löwe aufriße, und aus allen Kräften plerrte. Jeder suchte daher den andern zu überschreyen, und den Kindern wurde diese Unanständigkeit in Langenhausen niemals beredt. Schlagharts eigenes Gebrüll war im Gegentheil eine wahre Reitzung für die schreyende Jugend. Lieberich litt das aber schlechterdings nicht. Ganz sittsam mußten seine Schüler singen, und keiner durfte sich unterstehn, die Kameraden durch unartiges Geplerr irre zu machen. Auf diese Weise lernten die Kinder ihre Melodien weit besser als vorhin, und der neue Herr Pfarrer bat auch die Erwachsenen in der Kirche, daß sie doch sanfter und mit mehr Andacht singen möchten. Noch heute sieht und hört man die Früchte dieser Ermahnungen. Knechte und Mägde, die aus fremden Ortschaften nach Traubenheim kommen, werden als Schreyer verlacht und verachtet, wenn sie nicht bald einen manierlichern Gesang annehmen, und so erbt die schöne Tugend von Kindern auf Kindeskinder fort.

Achtes Kapitel.

Einweihung der neuen Kirche. Rede des Herrn von Traubenheim, bey der Vorstellung des Herrn Pfarrers Ehrlich.

Am frühesten Morgen, da noch alles im Schlosse schlief, war Ehrlich schon munter und wach. Er stand auf; gieng an das Fenster und übersah das vor ihm liegende Dorf. Voll Rührung fiel er auf seine Kniee, gelobte Gott unablässigen Eifer in seinem künftigen Amte, und freute sich schon im voraus über das Glück, das ein redlicher Mann genießt, wenn er sagen kann: ich habe meine Pflichten erfüllt! Hierauf begleitete ihn der gnädige Herr zuerst in die neue Kirche, und dann in die gemiethete Pfarrwohnung, die Ehrlich aber erst beziehen sollte, wenn er durch ein braves Weib für seine Wirthschaft würde gesorgt haben. Bis dahin sollte er Tisch und Wohnung im herrschaftlichen Schlosse behalten.

Groß war die Freude der Traubenheimer, über ihren neuen Prediger. Alles sah aus den Fenstern; denn ein eigener Pfarrer, den das Dorf seit 62 Jahren nicht mehr gehabt hatte, war in Traubenheim etwas unerhörtes. Die Kinder auf der Gasse liefen heran, boten dem neuen Prediger die geküßte Hand und flogen dann eiligst zu ihren Aeltern zurück, um es ihnen zu verkündigen; dem guten Ehrlich aber traten die hellen Freudenthränen ins Auge.

Der nachfolgende Sonntag wurde nun zur Einweihung der Kirche bestimmt, weil gerade vor 62 Jahren, an eben dem Sonntage, das letztemal in der alten Kirche Gottesdienst war gehalten worden.

Auf Befehl der Herrschaft kam an diesem schönen Herbstmorgen die ganze Gemeine vor dem Schlosse zusammen; der Prediger von Langenhausen, der den jungen Ehrlich zu seinem Amte einsegnen sollte, war angelangt; die Gemeindevorsteher hatten sich im Schlosse versammelt, und der Einzug in die Kirche sollte schon angehn, als Gustav im Schloßhofe einen uralten Mann, ohne Stab und Führer, unter einer Menge junger Leute stehn und mit jugendlicher Scherzhaftigkeit den bänderreichen Hut eines jungen Burschen aufprobiren sah.

Neugierig fragte Gustav nach dem Namen des muntern Altvaters. — Das ist ja der Steinhauer Anton! sagte Wulfing. Seit lange sah ich ihn nicht mehr ohne Stecken, und heute steht der Graukopf da, wie Caleb vor Josua.

Laß Er mir ihn doch einmal rufen, Wulfing! sprach Gustav, und mit einem rüstigen Streiffuß trat Anton herein.

Gustav. Wie alt seyd Ihr, Meister Anton?

Anton. Sieben und achtzig, gnädiger Herr!

Gustav. (Gegen den Vogt.) Da ist er ja noch älter als Caleb vor Josua?

Anton. Nur aber nicht mehr so rüstig und stark. Doch fühl' ich mich heut um zehn Jahre verjüngt. Mein Stecken liegt zu Haus an der Wand, der mir seit lange nicht aus der Hand kam.

Vogt.

Vogt. Was macht Euch denn aber wieder auf Einmal so grün, alter Deutscher?

Anton. Die Freude, Herr Vogt! Sieht Er, übermorgen sinds drey und sechzig Jahre, daß ich mit meiner seligen Anne vorm Altare gestanden bin. Keine fünf im Dorfe können sich die alte Kirche nur denken, und ich alter Knabe bekam in ihr noch meine Frau! — Draussen im Eichthale lag ich vor 62 Jahren mit ihr hinterm Busch, bis die Kaiserlichen vorüber waren. Vor Hunger aßen wir Eicheln und bedeckten uns vor Kälte mit Moos. — Hu! das war schaurig, wie die Flamme von Traubenheim auffuhr! Da wars als geriethe der Himmel in Brand. Ich stieg auf einen Eichbaum und sah hinein in das Elend. Brennt auch unser Häusle? fragte meine Anne mit Thränen. — Je, Häusle? sagt' ich; das ganze Dorf steht in Flammen! Da barg mein Weib das Gesicht in den Schurz und häulte und schluchzte hinein; nur mir lief keine Thräne vom Antlitz; denn mir giengs vor, daß alles wieder so gut werden müßte. — Heut aber, da die Glocke gieng, mußt' ich weinen wie ein Kind, daß mich Gott noch alles erleben läßt, was ich je gewünscht habe. — Mußt noch einmal jung thun vor deinem Ende! dacht' ich, und mir war's als wär' ich verjüngt wie ein Adler. Ich denk' aber immer, daß mir Gott deßwillen noch Einmal einen so gesunden und frohen Tag gibt, weil er mich bald zu sich rufen will.

So sagte der Steinhauer, und Gustav nahm sich vor, ihm diesen Tag, vielleicht zur guten Letzte, noch so froh als möglich zu machen.

Wulfing erhielt den Befehl, zwey Greise zu rufen, die beyde noch in der alten Kirche zum Nachtmal gegangen wären. — Sie kamen, — aber mit Stäben in der Hand und zitternd, wie Eschenlaub, und kaum war ihnen begreiflich zu machen, daß sie den alten Steinhauer zur Kirche führen sollten. Da sie's endlich begriffen hatten, sagte Anton im scherzhaften Ton: „Halt't euch nur fest an mir, wenn ihr fallen wollt, ihr alten Spießkameraden!" Aber gegen den gnädigen Herrn wußt' er nicht Worte zu finden, um für die ihm zugedachte Ehre zu danken.

Es war auch die letzte, die dem Alten in seinem Leben wiederfuhr. Wenige Tage nach der Kircheinweihung klagte er über Unpäßlichkeit. Seine Haushälterinn hielt es für eine Kleinigkeit; fand ihn aber am andern Morgen todt und starr im Bette. Wie seine Miene war im Leben, so war sie auch im Tode. Er lag da wie ein Müder, der mit unschuldigem Herzen eingeschlafen ist und mit Lächeln wieder erwachen kann.

Aber ich komme zurück auf den Kirchgang.

Voran Music; dann die Schulknaben und die übrige männliche Jugend, mit Bändern auf den Hüten; drauf der alte Steinhauer mit seinen zwey Begleitern; der gnädige Herr und Vogt Wulfing, mit dem Prediger von Langenhausen; der neue Pfarrer von Traubenheim in Gesellschaft seines Schullehrers und des Dorfsschulzen; hinter ihnen das Dorfs- und Feldschiedergericht nebst den verehlichten Mannsleuten von Traubenheim; nun die Mädchen des Dorfs, mit

Flit-

Flittern und Bändern im Haar; dann die gnädige Frau, von der Pfarrerinn von Langenhausen und der Mutter des Herrn Lieberich geführt; hinter diesen die sämmtlichen Weiber des Dorfs, und endlich beschloßen die versammelten Fremdlinge den Zug.

Pfarrer Schorr von Langenhausen segnete sogleich nach dem ersten Gesang den neuen Prediger zu seiner Amtsführung ein, und dieser hielt darauf eine so rührende Predigt, daß er fast aller Herzen gewann. Besonders tief war der Eindruck, als er auf das Unglück des Dorfs im dreyßigjährigen Kriege kam und sich namentlich an die vor ihm stehenden Greise richtete, die die Leiden des Kriegs, Hunger, Blöße, Kummer und Todesgefahr mit erduldet hatten. Den Alten fiel eine Thräne nach der andern in den grauen Bart und lautes Schluchzen kam unter die ganze Gemeine.

Nach geendigter Predigt stellte Gustav den neuen Pfarrer dem Volke selbst vor, und hielt dabey folgende

Einsetzungsrede.

Liebe Traubenheimer!

Nach zwey und sechzig Jahren seyd ihr endlich wieder so glücklich, in unsrer neuen Kirche einen eigenen Prediger vor euch zu sehn, und zwar an eben dem Tage, an welchem der selige Zauner, in der alten Kirche, den letzten Segen über eure Väter und Großväter, und auch über euch noch, ihr grauen Greise, gesprochen hat.

Ich achte diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens, und habe mir's dahero selbst vorbe-

halten, euch in dem gegenwärtigen Herrn Christian Ehrlich einen Seelsorger vorzustellen, der diesen Namen, wie ich hoffe, ganz verdienen wird.

Erkennet, ehret und liebet ihn demnach als euern

Lehrer und Beichtvater,

so wie er euch als seine Schüler und anempfohlene Beichtkinder erkennen, lieben, lehren, ermahnen, warnen, berathen und trösten wird.

Er ist euer Lehrer! Die Kirche ist die öffentliche Schule für die Erwachsenen. Wie man diese Schule besuchen, wie man den Unterricht hören und anwenden müsse, hat euch euer lieber Lehrer selbst gesagt. Ich will also nur noch einige Worte der Warnung und Ermahnung hinzusetzen.

Der Jünger soll nicht seyn wollen über seinem Meister! Hütet euch also vor dem Eigendünkel mancher schriftgelehrten Bürger und Bauern, die da glauben, daß sie die heilige Schrift besser verstünden und auslegen könnten als ihre Lehrer, weil sie einige Dutzend Bibelsprüche gelernt haben und bey jeder Gelegenheit an den Mann bringen können. Zur Gottes- und Schriftgelahrtheit, ihr lieben Unterthanen, gehört gar viel, was der unstudirte Mann nicht versteht. Der muß also bey Wagen und Pflug, oder bey seinem Handwerke bleiben, das er gelernt hat, und sich nicht einbilden, daß er auch der Schrift Meister sey. Zweifelt er an irgend etwas, oder hat er eine Auslegung nicht verstanden: so mag er zu seinem Seelsorger gehn, und ihn darum befragen. Er wird ihm Bescheid geben und die Sache besser erklären; aber keiner soll sich

unterfangen, über den Vortrag zu lästern und zu richten, oder zu thun, als ob er alles besser verstünde; denn eure Obrigkeit setzet euch Lehrer, von denen ihr lernen sollt, und nicht Schüler, die von euch lernen sollen.

Es ist aber nicht genug, daß ihr durch den Unterricht immer klüger werdet in allerley Erkenntniß; ihr müßt euch auch bessern. Eben darum sollen euch eure Lehrer fleißig eure Fehler vorhalten, und die Gottlosen so abschildern, wie sie wirklich sind, damit sie sich in dem Vortrage des göttlichen Worts erkennen mögen, wie in einem Spiegel. Eine Predigt, in welcher sich niemand getroffen achtet, kommt mir eben so vor wie ein Spiegel, in welchem niemand sein Antlitz erkennet. — Und diejenigen, welche darüber zürnen, daß sie getroffen worden sind, scheinen mir kein Haar klüger, als ein unreinlicher Mensch, der über den Spiegel schilt, weil Er eben so schmutzig heraus als hineinsieht.

Erkennet und liebet, fürs zweyte, euern neuen Lehrer auch als euern Beichtvater! Das Wort Beichtvater will viel sagen und muß wohl verstanden werden. Beichten heißt: einem etwas bekennen, einem sein Anliegen offenbaren. Ein Beichtvater ist also ein Mann, gegen den man so offenherzig seyn soll wie liebe Kinder gegen ihren lieben Vater. Glaubt also nicht, daß das schon genug sey, wenn ihr euch bey ihm alljährlich ein paarmal am Beichtstuhl einstellet; denn das nützt nicht viel, weil ihr dem Beichtvater da doch eure Noth nicht klagen könnt, und er deßwillen

auch nicht rathen kann. Es ist nicht einmal ein Beweis des Zutrauens zu ihm, weil es nicht in eurer Willkühr steht, ob ihr euch bey diesem oder jenem einfinden wollt; aber das ist ein Beweis des Zutrauens und schafft großen Nutzen, wenn man aus innerm Antrieb zu seinem Beichtvater geht, ihm sein Anliegen klagt, und dann seinen Rath auch befolgt. Da muß man aber mit einem christlichen Herzen zu ihm kommen, und ihm aufrichtig erzählen, wie sich alles verhält. Man muß nicht verlangen, daß er einem immer recht geben, und andere verdammen soll. Vielmehr muß man es in Liebe vernehmen, wenn er einem sagt, daß man selbst unrecht habe, und wie man sich ändern und künftig bezeigen müße. Vornehmlich sollen die Sünder ihre Zuflucht zu ihm nehmen, und sich bey ihm Raths erholen, wie sie ihrer Fehler künftig loß werden und das Böse wieder gut machen mögen. Deßwillen ist jeder christliche Prediger darauf angewiesen, daß er verschwiegen seyn und das Beichtsiegel nicht brechen soll.

So faßt denn, ihr lieben Traubenheimer, recht herzliches Zutrauen zu euerm neuen Lehrer und Beichtvater. Er heißt Ehrlich und ist ehrlich. Er hat viel Verständniß des göttlichen Worts und ein Herz wie Johannes. Ich weiß, daß ihr mich für ihn noch segnen werdet, wenn ich längst todt bin; denn ich hinterlasse euch in ihm einen Lehrer, Freund und Berather, der auf euer Wohl mehr bedacht seyn wird als auf sein eigenes. Vergeßt aber auch nicht, daß ihr ihm sein Amt erleichtern und euch so aufführen müßt, daß er

ist der Boden mit weit von einander stehenden Bäumen besetzt ist und nicht gut. Sind die Bäume in der Nähe, so werden sie leicht vom Sturme entwurzelt, und Ungewitter gegen den Sturmwinkel zu stehen sehr oft. Ist der Boden mit Bäumen besetzt, so ist es gut, wenn sie ungefähr mit sich zur Seite hängenden Aesten stehen.

Nutzen Kornes.

Die Schwierigkeit, den Nutzen, Schaden, Ausgaben und Einnahmen

Verschiedener

Weil verschiedene Beschäftigungen sich theilen in Hauß-Wesen, Wesen Feld- und Wald-Wesen, Garten-Wesen, Wasserung, Fischerey und Bienen-Wesen, Bau-Wesen, Jagd-Wesen, Vieh-Wesen, Schäfferey, Handel und Wandel, Kunst-Wesen, Arbeit und Gewerbe, welche die Oeconomie Kunst und Wesen ausmachen, so ist es nöthig, daß ich von einem jeden Theile etwas sage, damit ich Ihnen, Hochgeehrter Herr, einen Begriff von dem Ganzen gebe, und Ihnen Gelegenheit, Erfahrung und Urtheil zu machen, ob Sie Lust haben, sich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen.

Das erste Theil, welches ich Ihnen vorlege, ist das Hauß-Wesen. Dieses bestehet aus drey Hauptstücken, nehmlich, Haus-Halten, Haus-Bau, und von beyden, Haus- und Bau-Wesen, will ich nun die Grundsätze Ihnen vorlegen, damit

Sie brachen früh auf, und die ganze Versammlung war eben nicht mißvergnügt darüber.

Gustav hatte nun Zeit, sich mit seinem alten Steinhauer zu unterhalten. In Antons Rede war so viel Dreistigkeit, Ueberlegung und Gutmüthigkeit, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Er that sich noch einmal was ehrlichs zu Gute, daß er wieder eins vom dreyßigjährigen Krieg, von der Pest und vom Franzosen-Einfall erzählen konnte; denn das war sein Lieblingsgespräch. Mit Erstaunen sah Gustav die Lebhaftigkeit des Alten; wie er anfieng mit Händen und Füssen zu erzählen, besonders wenn er seiner seligen Anne gedachte.

Meister Anton, fragte ihn endlich der gnädige Herr: sagt mir, wie kommts doch, daß Ihr bey so vielen Beschwerden des Lebens, ein so hohes Alter erreicht habt und noch immer so munter und gesund seyd?

Herrmann, der Zungendrescher, der es gewohnt war, immer für andere zu reden und unschicklich ins Wort zu fallen, erwiederte schleunig: da kommt's eben drauf an, Euer Gnaden, wie Gott einem Menschen das Ziel gesetzt hat. Soll er sieben und achtzig Jahre leben: so darf er im dreyßigsten ins Feuer gehn, und er verbrennt so wenig, als die Männer im Feuerofen: soll er in der Jugend sterben: so hilft auch kein Kraut wider den Tod, — da heißt's: bis hieher und nicht weiter!

Der Meynung bin ich nicht, sprach Anton. Freylich weiß der liebe Gott voraus, wie hoch wir's bringen werden, weil er voraus sieht, ob der Mensch

sein

sein Leben verkürzen oder verlängern wird, oder wie seine Gesundheit von Natur aus beschaffen ist; aber das ist, mit Gunst, nicht wahr, daß dem Menschen auf die Art eine Zeit gesetzt ist, wie du auf gut türkisch glaubst!

Ehrlich lobte den klugen Greis und bat ihn, daß er doch erzählen möchte, was er über die Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden gedächte. Dem zu Folge entstand ein

Gespräch über Essen, Trinken, Langleben und Gesundseyn.

Nun laßt einmal hören, guter Alter! sagte der gnädige Herr. Anton wollte gerade darauf antworten, als ihm wieder Herrmann mit den Worten zuvor kam: „Du warst eben von Kindesbeinen an ein gesunder Junge.“

Das eben nicht, erwiederte Anton. Ich konnte weniger vertragen als viele meiner Kameraden, die längst schon gestorben sind; vielleicht leb ich aber deßwillen noch, weil ich weniger auf mich loßstürmen durfte. Nächst Gott verdank' ich mein langes Leben und Gesundseyn der mäßigen und ordentlichen Kost. Meine seligen Aeltern gaben mir in meiner Kindheit nie so viel Essen, als ich wollte; denn Kinder werden des Essens nimmer satt: das wenige, was sie mir gaben, war aber gut und nahrhaft gekocht. Meine selige Mutter verstand die Küche durch und durch, und wußte aus geringen Zuthaten einen guten Bissen herzurichten. „Wer mit wenigem vorlieb nimmt,“ sagte mein Vater, „darf immer was bessers genießen, als ein Fresser.

Was man an der Menge erspart, kann man an der Güte zusetzen. Die wenigen nahrhaften Speisen verdaut man gut und kriegt Kräfte davon; wenn aber der Magen überladen wird: so kann er die Menge nicht durcharbeiten. Der Mensch selbst ist dann wie ein überladener Wagen, der unter seiner Last stecken bleibt oder zerbricht." Ausserdem sahen meine seligen Aeltern auf Reinlichkeit. Alle Morgen mußt' ich spiegelblank seyn; Betten und Hemden wurden reinlich gewaschen. Hatten wir sehr geschwitzt; oder waren wir in Regen gekommen: so wechselten wir Hemden und Kleider, um uns nicht zu verkälten. Der Boden unsrer Stube mußte beständig trocken und sauber seyn, und im Sommer standen bey reiner Luft Tag und Nacht ein Paar Fenster offen; auch im Winter ließ man öfters frische Luft in Stuben und Kammern; der Ofen wurde nicht überheitzt und die Betten waren gut. Mein Vater nahm mich das ganze Sommerhalbjahr mit zur Maurerarbeit, und im Winter mußt' ich Stroh-Näpfe und warme Schuhe flechten helfen; dadurch verdienten wir so viel, daß wir immer ein gutes Auskommen hatten, indeß andere Maurer den Winter über müßig herumschlenderten, den Sommerverdienst wieder zusetzten und Hunger und Kummer litten. Wenn hübsches Winterwetter einfiel: so lief ich mit den Waaren in der Gegend herum. Das war eine gesunde Bewegung für mich, und nun konnt' ich wieder aufs neue sitzen und arbeiten. Wurde jemand krank unter uns: so ließen wir die Krankheit nicht aus eigener Schuld einwurzeln, sondern brauchten zur rechten Zeit einen gelernten Arzt, und hielten

uns

uns genau nach seiner Vorschrift. Bey unsrer Mäßigkeit war uns aber Krankheit was seltnes. — In der Fremde bekam es mir besonders wohl, daß ich kein Fresser war. Meine Nebengesellen aßen oft in drey Tagen nichts warmes, weil sie zu viel brauchten, und also mit Brod und Käse vorlieb nehmen mußten; ich aber hatte an wenigem genug, und aß also täglich, um das nämliche Geld, gute warme Kost. Meine Meister gaben mir Dach und Fach im Winter, und meine Schuhflechtereyen trugen mir so viel ein, daß ich nie Noth hatte beym Betteln oder Fechten meine Gesundheit zuzusetzen. Gerade so hielt ich's in meiner eigenen Wirthschaft. Meine selige Anne war das beste Weib von der Welt; die Küche war bey ihr ordentlich bestellt: ich blieb gern bey ihr zu Hause, gieng wenig in die Schenke; das ersparte mir manchen schönen Batzen, für den wir uns mit unsern Kindern etwas zu Gute thaten. Zornig, zänkisch und neidisch waren wir alle beyde nicht, und so wurden wir alt, ohne nur zu merken, wie das Leben verstrich.

Herrmann saß bey dieser ganzen Erzählung und hatte das Mayl offen, als ob er etwas dazwischen sagen wollte; der gnädige Herr aber gab ihm allezeit einen Wink, so oft er im Begriff war den alten Anton zu unterbrechen. Jetzt aber machte er auf Einmal sich Luft, wie gährender Most, der, bey verschlossenem Spunde, den Boden hinaus sprengt: Nicht wahr Anton, rief er, bey dir heißts eben: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen?

Anton. (ganz ernsthaft) Oder ists nicht so?

Nick-

Nicklas. Das kann niemand läugnen, daß mehr Leute sich todt fressen, als Hungers sterben.

Herrmann. Was altes! das steht längst im Jesus Sirach: Viele haben sich zu todte gefressen, wer aber mäßig isset, der lebt desto länger.

Gustav. Und das ists ja, was Meister Anton eben gesagt hat.

Nicklas. Aber Herrmann glaubt nun einmal nicht, daß 2 mal 2 — 4 macht, wenn man's ihm nicht aus der Bibel beweist.

Schulze. Es giebt Haushaltungen, wo die Leute so hager und gelb wie Gespenster aussehen, weil sie bey ihrer Gefräßigkeit nicht genug für ihr Maul erschwingen können, und mit Futter vorlieb nehmen müßen, das der verlohrne Sohn nicht gemocht hätte.

Lieberich. In meiner Schule gab ich schon oft darauf Acht. Die so gefräßig erzogenen Kinder haben meistentheils dumme Hohlköpfe, dicke Bäuche, blasse Farb' und schwaches Untergestell. Man sollte wahrlich wider das Uebermaß im Essen so viel predigen, als gegen die Völlerey.

Herrmann. Das wär' doch auch was neues!

Ehrlich. Gar nichts neues, lieber Herrmann. Schon viel ist darüber von Kanzeln geredt worden, und ich werd' es selbst thun, weil ich denke, daß ich eben sowohl als Jesus Sirach das Volk zur Mäßigkeit und Erhaltung des gesunden Leibes ermahnen darf.

Herrmann. Das nun freylich, Euer Wohlehrwürden!

Nick-

Gaston. Was auch recht, lieber herr Michael, wenn es nicht gegen ihr Gewissen ist, wenn sie nicht will. Sie werden sie doch nicht zwingen?

Michael. Ja lieber herr Gaston, Michael, wenn Sie nicht wollen, ist nicht zu helfen, Gewissen, wenn sie es haben, muß der Teufel die Hexen und Zauberer holen, und ich will ihnen nicht im Wege stehen. Ich will meine und die Ehre meiner Frau, meiner Tochter und ihrer neuen lieben Schwiegermutter wieder über alle Berge haben, und ihnen nicht nachlaufen, wenn sie fliehen.

Gaston. Sie have Recht und ich will ihnen nicht zureden, wenn sie nicht wollen. Ich will ihnen nur sagen, daß ihre Frau Tochter ihre Gesinnungen angenommen hat, und daß sie auf keine weitere Zumuthung, selbst um Ihre Ehre zu retten, nicht eingehen wird.

Michael. Ihr Herr Vater hat ja auch Ihre Gesinnungen angenommen, und ist doch — Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß ich ihre Frau Tochter verführt, und mit ihr die Ehe heimlich vollzogen habe, und daß sie mir ihr Wort gegeben hat, mich zu heirathen, wenn ich mich nicht mehr mit Zauberei abgeben würde. Ich habe es gethan, und sie hat mich geheirathet, aber sie will mir nicht trauen, und ich will ihr nicht trauen.

Gaston. Was wird sich da machen lassen. Ihre Tochter wollen doch gern mit ihnen leben, wenn sie ihnen nur nicht zu viel zumuthen. Ich will sie bitten, daß sie

Herrmann. Nichts für ungut, Nachbar Nicklas: Für Bauersleute gehört eine derbe, feste Kost, die wacker nachhält.

Nicklas. Und ich dächte, gute lockere Kost, wenn sie nicht gar zu suppicht ist, hielte besser nach, weil sie leichter verdaut wird und mehr Kräfte gibt; denn nicht das nährt den Menschen, was er zu sich nimmt, sondern was in Saft und Blut übergeht.

Anton. Das war zum wenigsten bey mir der Fall, und eine gute Mehlspeise, locker hergericht't, ergibt sich auch noch einmal so weit; folglich ists kein Schade fürs Hauswesen, wenn man etwas mehr zu sich nimmt.

Gustav. Drum eben sollten die Leute drauf bedacht seyn, die Küche besser bestellen zu lernen.

Anton. Freylich, gnädiger Herr; aber da heißt's immer: nur fort! nur fort an die Arbeit! — Mädels von 24 Jahren haben oft keinen Kochlöffel in die Hand gebracht, und manche kocht wohl ihren ersten Klos als Hausmutter, und bringt ihrem neuen Ehmann zerfahrenen Brey statt der Klöse zum Probestück.

Nicklas. Ich wollte daher schon längst die gnädige Frau bitten, daß ich meine Schwester Marie manchmal zur Schloßköchinn schicken dürfte. Das Mädel hat einen gelehrigen Kopf und könnte wohl manchmal der Köchinn was absehn.

Eben als er dieß sagte, kam Frau von Traubenheim, die mit Lieberichs Mutter vom Tische weggegangen war, und das Gespräch nicht gehört hatte, wieder in das Zimmer zurück. Sie war überaus vergnügt,

gnügt, daß Nicklas auf seine Marie so bedacht war. Sie versprach, das Mädchen der Köchinn besonders zu empfehlen, und dafür zu sorgen, daß Marie selbst Hand anlegen, und besonders in der Meyerey sich im Kochen üben sollte.

Noch besser würd' es seyn, sagte der Pfarrer Ehrlich, wenn man es darauf antrüge, daß jedes Mädchen, das Hausmutter werden will, ein Meisterstück vor der Hochzeit machen müßte. Kein Schuhmacher wird ja von der Zunft angenommen, wenn er nicht ein Probestück liefert. Wie wär's, wenn Euer Gnaden den Befehl gäben, daß künftig kein Mädchen sich mehr in Traubenheim niederlassen dürfte, das nicht zuvor an den gewöhnlichen Speisen, in der herrschaftlichen Meyerey, eine Probe gemacht hat?

Die gnädige Frau war dazu von Herzen erbötig, und versprach überdieß jedem Ortsmädchen freyen Zutritt in die Schloß- und Meyereyküche zu lassen, damit niemand über Mangel an Unterweisung klagen dürfte.

Wulfing nahm hier das Glas und rief: Aufs Langleben und Gesundseyn unsrer gnädigen Frau, und Gotteslohn über sie für die gute Anstalt! — Langes Leben und Gesundheit! rief die Versammlung und leerte die Gläser. Nur Herrmann schnitt ein Gesicht, wie wenn er Arzney nehmen sollte.

Marie machte sogleich den Anfang und mehrere kluge Mädchen folgten ihr nach. Die gnädige Frau gab der Köchinn Befehl, ihren Kochschülerinnen ja bey jedem Gerichte zu sagen, was man zur Sparniß weglassen, oder statt des einen und andern wohlfeiler ha-

ben könne. Sie selbst gieng fleißig vor den Heerd, um nachzusehn, und eh ein Jahr vergieng, hatten gegen zwanzig Mädchen schon in der Schloßküche das Kochen gelernt, so weit es für eine Bauerswirthschaft nöthig ist. Zugleich bekam das Volk mehr Sinn für Reinlichkeit und Ordnung. Die Mädchen waren neidisch auf einander wegen der Kunst, und nur unwissende Leute, wie Herrmann, schwatzten und spotteten darüber.

Das Gesinde in der Meyerey war ein Hauptsporn für die Ungeschickten. Da jede Braut vier Tage lang in der Meyerey zur Probe kochen und auch einmal backen mußte: so war das Dienstvolk immer an diesen Tagen doppelt aufmerksam auf die Zurichtung. Im ganzen Dorfe kam es mit allerley beissenden Anmerkungen herum, wenn die Braut sich übel gelöset hatte; dagegen aber ward auch ihr Lob in jedem Hause bekannt, wenn sie den Geschmack des jungen Volkes traf. — Es ist nicht zu beschreiben, wie stolz die neue Meisterinn auf diesen Beyfall war, und wie sehr sich ein Mädchen schämte, wenn die Probe schlecht ausfiel.

So ward nach und nach Reinlichkeit und Ordnung, Kochkunst und besserer Geschmack im Dorfe fast allgemein, ohne daß dadurch eigentliche Leckerhaftigkeit oder Verschwendung eingerissen wäre; denn gewöhnlich ist die schlechteste Köchinn die größte Verschwenderinn, und ihr Aufwand kommt nur den Ferkeln zu gute.

Zehntes Kapitel.

Welches die Haushaltungs = Geschichte Hans Großmanns, oder des sogenannten reichen Hans enthält.

Nach einem so fröhlichen Tag, schlief Gustav unter hundert süßen Vorstellungen ein, und sein erster Gedanke beym Erwachen betraf die weitere Beglückung seines Dörfchens; nur war er noch unentschlossen, mit welcher Anstalt und Verbesserung er sein neues Tagewerk anfangen sollte. Bald aber entschied sich die Wahl. Eine alte Dienstmagd, die man nur die Hirten-Liese nannte, kam mit Heulen und Schreyen ins Schloß und verlangte den gnädigen Herrn zu sprechen. „Ach gnädiger Herr, schrie sie, nun sind es schon vierzig Jahre, daß ich mich um das Bischen schinde; wenn du mal älter wirst und nicht mehr fort kannst, willst du dir noch was mit zu Guten thun, dacht' ich immer, und nun bringt mich der reiche Hans auf einmal darum! Gott verzeihs dem Schuldenmacher! — aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr — — —"

Nach vielen Fragen brachte Gustav endlich aus ihrer verwirrten Erzählung (denn sie fieng alles in der Mitte an) so viel heraus, daß Hans Großmann, (im gemeinen Leben der reiche Hans genannt,) von der armen Liese hundert Guiden geborgt und sein Guth nun über und über verschuldet habe, so daß die arme Dirne Gefahr lief ihre ganze kleine Baarschaft, die sie sich in einem vierzigjährigen Dienst erspart hatte, mit einemmal zu verlieren.

Geh nur hin, geh nur hin Liese, ich will helfen! sagte Gustav; denn der Anblick der Alten, und der Ausruf: „aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr!“ waren ihm durch die Seele gedrungen. Wirklich schoß er auch in der Folge so viel zu, als die arme Liese bey der Schuldaustheilung eingebüßt hatte. Jetzt aber war er voll Unruhe. Ja, ja, sagte er bey sich selbst: „Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr!“ das hätt' ich schon längst seyn sollen! — Warum hab' ich den ehrlichen Vogt nicht eher gehört? Nach Bayreuth schrieb er mir schon über beßre Vorkehr gegen das Schuldwesen, und ich dachte der Sache vor lauter Zerstreuung gar nicht nach; Vor ein Paar Jahren that er mir mündliche Vorstellung, und ich vergaß alles über dem Kirchbau. Nun aber ists Zeit, daß ich ernstlich daran bin! Ach Gott! ein so armer Tropf, der sein Lebtage gescharrt und gespart hat an einem Nothpfenning aufs Alter, soll ihn durch einen reichen Hans auf einmal verlieren!

So sagte Gustav bey sich selbst, und schickte sogleich nach seinem Vogt.

Herr Vogt, rief er ihm entgegen, als Wulfing hereintrat, ich hab' einen Fehler gemacht, daß ich Ihn bisher über das Schuldwesen meiner Unterthanen nicht gehört und alles bis nach dem Kirchbau verschoben habe. Nun aber sag Er mir an, wie stehts und wie hilft man?

Gott vergelt Euer Gnaden die Frage! sprach Wulfing. Die Herrschaften sind seit einiger Zeit gar neugierig, zu wissen, wie viel Menschen in ihrem Lande sterben und woran sie gestorben sind; Sie lassen sich Sterbelisten einsenden und zusammen rechnen; aber noch

kei-

keine hat ein genaues Verzeichniß verlangt, wie viel ihrer Unterthanen alle Jahre verarmt, und wodurch sie herabgekommen sind. Jeder Beamte muß das an den Fingern herzählen können, und das kann ich um so leichter, bey dem einzigen Dorfe.

Nun sag Er mal an! erwiederte Gustav.

Von Zwanzigen, sprach Wulfing, die seit meiner Amtsführung ausgeschätzt worden sind, hat sich der erste zu Schanden gefuhrwerkt; zwey fraßen sich ins Elend, weil sie noch einmal so viel brauchten als andre; zwey waren liederliche Wirthschafter, und alle die übrigen kamen am Bauernstolz um.

Worin besteht denn der? fragte Gustav.

Darin, erwiederte Wulfing, daß fast jeder Bauer, der ein Paar Morgen mehr im Felde hat, sich größer dünkt als sein Nachbar. Das Volk überlädt sich daher mit unbezahlten Güthern, um groß und reich zu scheinen und scheint sich darüber an den Bettelstab. Wir haben in Traubenheim Bauern, die über hundert Morgen Feld besitzen, ob gleich der beste Wirth nicht viel über ein halb hundert gut übersehen kann. Was drüber ist, ist immer vom Uebel. — Wer aber auf einer solchen Ackerlast noch viele Schulden hat, muß ins Abwesen gerathen.

So sagte der Vogt und berief sich dabey auf

die Haushaltungsgeschichte Hans Großmanns.

Hans Großmann, oder der reiche Hans, war ein Sohn wohlhabender Aeltern. Schon als Kind hörte er viel von den Aeckern, Wiesen und Weinbergen seines Vaters und sog das Vorurtheil, daß viele Felder den

Mann machten, schon mit der Muttermilch ein. Aermere Kinder, mit denen er spielte, nannte man in seinem Hause nur die schlechten Kinder und ihn den reichen steifen Bauernjungen. Hänschen machte daher bey jedem Spiele den Herrn. Seine Kameraden waren seine Knechte und Mägde, wohl auch seine Pferde, die er an einen kleinen Wagen spannte und mit der Geißel trieb. Ihr seyd alle Lumpenkinder gegen mich! rief er oft, wenn er in Streit gerieth. Mein Vater hat mehr in Einer Fluhr, als ihr zu Haus und zu Feld. — So ward ihm die Meynung zur andern Natur, daß man den Mann nach der Menge seiner Güter schätzen müsse.

Bey seiner Verheyrathung sah er nach einem Mädchen, das ihm brav Güter zubrachte. Die Braut bekam einen Hof und zwanzig Morgen Feld zur Mitgabe. Sein Vater, der achtzig Morgen besaß, gab ihm die Hälfte schuldfrey mit, und so brachte Hans sechzig Morgen zusammen. Das war ihm aber noch nicht genug, ob er gleich damit kaum fertig werden konnte. Was unter hundert Morgen ist, klingt bettelhaft! sagte Hans.

Sein Vater starb und hinterließ ihm sein Haus mit vierzig Morgen Land. Nun war er ein Bauer von hundert Morgen; aber er bekam auch Schulden. Die schuldfreyen Aecker hatte sein Vater ihm schon mitgegeben und die verpfändeten behalten, weil sein Hans ausserdem den Hof nicht erheyrathet haben würde. Noch während der Lebzeit der Aeltern hatten sich die Schulden gewaltig vermehrt, und nun brachen sie über Hansen mit Macht herein. — Hätte der Feldhungrige Thor

die

die verschuldeten Aecker verkauft, und mit seinen 60 Morgen vorlieb genommen, so wär' er ohne Zweifel ein wohlhabender Mann geblieben; aber zwey Häuser, Hundert Morgen Feld, vier Tagwerk Wiesen und eben so viele Morgen Weinberg klangen zu schön, als daß Hans dem Wohlklang hätte widerstehn können. Er übernahm also den Hof seines Vaters, schaffte seine Ochsen ab und hielt sich drey stattliche Pferde dafür. Ihr elenden Ochsenbauern! sagte er nun zu seinen Nachbarn in der Schenke, wenn ihm der Wein zu Kopfe stieg. — Kein Jahrmarkt vergieng in der Nähe, auf den er nicht geritten wäre. Dabey setzte er den Hut aufs rechte Ohr und schleuderte beständig mit den Füssen, weil er glaubte, daß es ein rechtlicher Pferdebauer so machen müsse. — Da er mit seinem Gesinde nicht alles bestreiten konnte: so dingte er noch einen Knecht und eine Magd, und hatte daneben seinen Tisch fast täglich voll Tagelöhner.

Ohnmöglich konnte nun Hans die große, beschwerliche Wirthschaft überschauen. Taglöhner und Gesind arbeiteten äusserst faul und schlecht, schliefen auf dem Felde, bestahlen den Brodherrn und kosteten mehr als sie verdienten. — Hans erzürnte sich, lief täglich, wenn er nicht aus Hochmuth einen Ausritt vornahm, auf dem Felde sich müd und matt; aber umsonst! Wo er war, gieng die Arbeit von statten; wo er nicht war, blieb sie liegen, oder ward nachläßig gethan. Von 100 Morgen nahm er nicht mehr so viel herunter als zuvor von sechzig. Schiff, Geschirr und Vieh kosteten eine Menge Geld; denn da wurde nichts geschont Schmid- Wagner- und Sattler-Arbeit beliefen sich so hoch, daß Hans wie

vorm Galgen erschrack, wenn er vom Rechnen nur hörte. — Von der Schuld etwas abzuverdienen, that er für Handwerker und Tagelöhner eine Menge Fuhren und versäumte darüber sein Eigenthum. — Kam die Wanderzeit des Gesindes: dann durfte Hans ein ganzes Kapital auf einmal hinzahlen; der Wolle, des Leinewands und des andern Eingedings gar nicht zu gedenken; und für Menschen und Vieh gieng in der Haushaltung so viel auf, daß ihm von hundert Morgen Ackerland lange nicht so viel übrig blieb als zuvor von sechzig. Gleichwohl sollte Hans alle Jahre seine Zinßen entrichten. Er nahm also sein bischen Profit, das ihm die bezahlten Felder trugen, und gab es für die unbezahlten hin. Es kam ein hartes Mißjahr, und Großmann konnte fast gar kein Getreid verkaufen. Seine Felder waren herabgekommen. Mit dem Dünger konnt' er auf seinen hundert Morgen nicht nachhalten, und der Pferdedung gab wenig Kraft. Nicht einmal zur rechten Zeit konnt' er seine Felder bestellen. Die Menge der Aecker zwang ihn, viele davon zu spät, wenigstens bey ungünstiger Witterung zu pflügen und einzusäen. Nun kam ein hartes Mißjahr. Jedermann hatte seine liebe Noth; aber Hans mehr als der ärmste Taglöhner. Was er an Korn, Dinkel und Weitzen erhielt gieng im Haushalten auf, und den Hafer fraß großentheils das Vieh. — Hans sah sich genöthigt Geld aufzunehmen, um die Zinßen zu entrichten. Sein schönes Gespann war herunter geführt und konnte die schweren Arbeiten nicht mehr thun. Um einen Spottpreiß gab ers von sich, und kaufte theuer wieder ein. Hätt' ich doch mein Rindvieh behalten und den Hof

meines Vaters verschenkt! sagte nun Hans zu sich selbst. Ochsen hätten mir bessern Dünger gegeben als Pferde, wären alle Jahr' ins Geld gewachsen und hätten mich den Hafer nicht gekostet. Bey wenigen Aeckern hätt' ich alles selbst übersehn können und weniger Gesind und Tagelöhner nöthig gehabt. Von sechzig Morgen wäre mir Frucht zum Verkauf übrig geblieben, und nun muß ich froh seyn, wenn ich mit hundert Morgen in dem Mißjahre nur zureiche; das bischen was ich an Hafer verkaufen kann, geht mir auf Schiff und Geschirr. Die Zinßen essen mit aus der Schüssel und werden täglich fressender. — Aber was soll ich thun? Verkauf' ich ein Drittel meiner Güther: so heißt es: Hans kommt von den Federn aufs Stroh; Behalt ich sie — wie wirds dann gehn? Doch, frisch gewagt ist halb gewonnen! So dachte Hans bey sich selbst; nahm noch einmal Geld auf, und sah bessern Zeiten entgegen.

Ehe sechs Jahre vergiengen war er schon so weit herab, daß er anfieng bey Juden zu borgen. Das Geld bekam er zwar um landläufige Zinßen; aber bey jedem hundert mußt' er zehn Gulden Provision schreiben, und erhielt also nur neunzig. Konnte er mit den Interessen nicht zuhalten: so mußt' er die Hebräer durch allerley Waaren aus der Haushaltung bestechen. Sie gaben ihm Vieh, mit dem Beding, es um die oder jene Zeit zu zahlen, und das war immer eine Zeit, wo das Vieh den meisten Nutzen gab, und der Bauer am wenigsten Geld hatte. Konnt' er am Termin nicht einhalten: so drohte der Jude, das Vieh aus dem Stalle zu führen. Das wär ewige Schande für mich! dachte

Hans,

Hans, und ließ acht bis zehn Gulden im Kaufbrief weiter schreiben um noch einmal Frist zu bekommen. Die Christen, denen er mit den Zinsen nicht einhielt, kündeten allmählig ihre Gelder auf, und Juden mußten ihm aus der Noth helfen. Statt hundert Gulden ließ er nun schon hundert und dreyssig setzen. Vier bis sechs kleine Schuldposten mußt' er auf Eine Handschrift zusammen schreiben lassen und die Betrüger gaben die kleinen Schuldscheine nicht wieder zurück, oder schrieben ihm, weil Hans wenig lesen konnte, die Zahlen verkehrt; gaben ihm 45 Gulden und setzten dafür 54.

Da die Haushaltung endlich anfieng recht mißlich zu werden, liefen die Juden vor Amt und begehrten obrigkeitliche Bekräftigung ihrer Schuldbriefe. Wulfing merkte die Tücke, ließ Hansen allein vor sich kommen und sagte: Du bist sicher betrogen worden! — Geh nun mit der Farbe heraus. Vielleicht kann ich noch helfen. Aber Hans fürchtete den Lärm, den es absetzen würde. Wo er hinkam, hieß er der reiche Hans. Den Namen wollt' er noch nicht verlieren; und nach seiner Berechnung ließ sich alles wieder ins Geleiß bringen. Da ward immer auf die Einnahme doppelt, und auf die Ausgabe nicht halb gerechnet. Hans bestand also darauf, daß er wirklich so viel als die Scheine besagten von den Juden aufgenommen habe, und die Handschriften wurden bekräftigt.

Weib und Kinder heulten und schrien indeß in allen Winkeln; aber nichts desto weniger ließen sie sich die Schuldenmacherey gefallen, weil sie auch glaubten, daß

ist so viel Wasser dabey — und viel einmal ben gelöschten Kalk dazu thun und nun Zeit zu geben.

Wenn man Kalk brennt, so muß man ihn nicht zu lange im Feuer lassen, sonst wird er schwer, hat er keine Luft, und wird nicht gut. Ist er aber zu kurz im Feuer gewesen, so ist er auch nicht gut, denn er ist nicht durchgebrannt, und hat noch zu viel Luft. Ist er aber recht gebrannt, so ist er leicht, hohl, klingend, und hat keine Luft. Diese Kennzeichen sind sehr gründlich. Der Kalk, der gebrannt ist, muß gleich gelöscht werden. Die gebrannten Kalkbrocken, welche nicht gelöscht werden, sind nicht gut, und müssen weggeworfen werden. Man kann sie auch zerstoßen, und gut, so hat man doppelten Kalk.

Vom Leim.

Der Leim ist Kalkes und Wasser, das sich zusammen gesetzt hat, und ist also ein Salz. Er ist gut, wenn er hell und durchsichtig ist, und wenn er sich leicht zerbrechen läßt. Ist er dunkel, so ist er nicht gut, denn er ist nicht recht gebrannt. Ist er aber weich, so ist er auch nicht gut, denn er ist nicht recht gelöscht. Ist er zu hart, so ist er auch nicht gut, denn er ist zu lange gebrannt.

Vogt. Freylich schlimm, gnädiger Herr! aber wie kann der Vogt alle Schulden der Amtsuntergebenen kennen, da nur die bey ihm angesagt werden, auf die man Amtsversichrung verlangt? Mancher Bauer ist zwey Drittel seines Guths schuldig, und hat noch keine Zeile von mir.

Gustav. Könnte mans denn nicht einrichten, daß das Amt den ganzen Zustand der Unterthanen erführe?

Vogt. Warum das nicht? Nur muß der Amtsvogt die Güter des Volks alle genau kennen.

Gustav. Die stehn ja im Saal- und Lagerbuche.

Vogt. Nicht alle, gnädiger Herr. Nur die Felder, die der Herrschaft zinß- und handlohnbar sind.

Gustav. So muß man noch ein Lagerbuch fertigen, und auch die freyeigenen und anderwärts zinßbaren darin aufschreiben.

Vogt. Eben wollt' ich den Vorschlag thun. Dann müssen aber auch dem Amtsvogt alle Schulden der Unterthanen angesagt werden, wenn das Saalbuch nicht umsonst seyn soll.

Gustav. Und wie fängt man das an?

Vogt. Euer Gnaden dürfen nur so wohl hier als in der Nachbarschaft bekannt machen lassen: daß keinem Gläubiger zu Zinß oder Capital geholfen werden soll, der den Posten nicht ins allgemeine Schuldbuch eintragen läßt. Geschieht das: so braucht man gar keine Schuldversicherung vom Amte mehr. Wer sein Capital eintragen läßt, darf keinen Verlust fürchten; wer es aber binnen sechs Wochen nicht thut, fällt durch, und wird,

nebst

nebst seinem Schuldner, nach dem die Umstände sind, noch obenein bestraft.

Wenn nun ein ordentlicher Wirthschafter eine Schuld abträgt: so muß die Handschrift sogleich zum Amte zurückgeliefert, und der Posten im Schuldregister gelöscht werden. Sieht man aber, daß ein Einwohner immer weiter zurück kommt, und schon gegen zwey Drittel seines Vermögens schuldig ist: so wird er geworfen; denn in dem Falle kann er sich schlechterdings nicht mehr helfen. Mit dem Bischen, das er noch herauszieht, kann er eine kleine Wirthschaft wieder anfangen, und sich ehrlich fortbringen; ist aber auch das nicht: so verliert doch niemand durch ihn.

Gustav. Aber das Volk wird die Unkosten vorschützen, die das Einschreiben ins Schuldbuch verursacht.

Vogt. O! Raths genug, wenn es sonst keinen Anstand hat. Man darf ja nur die Sporteln so setzen, daß von Capitalen, die unter hundert Gulden betragen, gar nichts, und von den übrigen nur etwas weniges bezahlt wird. Gesetzt aber auch, daß noch hundert Schwierigkeiten zu überwinden wären: so darf uns das doch nicht abschrecken; denn wer zu viel auf Hindernisse Rücksicht nimmt, fehlt eben so sehr, als wer auf keine denkt.

Wenn wir die Schuldenmacher, die einmal mit hundert Stricken ans Verderben gefesselt sind, erretten wollen: so müssen wir die Stricke zuerst entzwey hauen, oder sie kommen nimmermehr los!

Das

Das sagte der weise Volkskenner, und Gustav ließ sogleich den Dorfsschulzen, Nicklas, Wilhelm und den Wirth rufen. Diese vier Männer waren unstrittig nebst dem Anton, der aber damals schon todt war, die Klügsten im Dorfe; mit ihnen wollte daher Gustav noch zu Rathe gehn. Durchgängig stimmten sie mit Wulfing überein. Sie sagten: Unser Sprichwort ist: Wer mehr hundert Gulden zu verzinsen als Morgen in jeder Fluhr zu schneiden hat, ist verlohren! — Wilhelm berief sich auf sein eigenes Beyspiel. Als neuer Ehmann, sprach er, war ich nur die Hälfte meines Hofs schuldig, und ich wäre sicher verdorben, wenn ich nicht eine gute Erbschaft noch zur rechten Zeit gethan hätte. Dieser Aussage zu Folge ward Wulfings Vorschlag genehmigt und der herrschaftliche Befehl, im Dorfe wie in der Nachbarschaft, bekannt gemacht.

Wulfing war nun unermüdet in Verfertigung eines neuen Saal- und Schuldbuchs; aber eben so unermüdet war auch ein großer Theil der Unterthanen, den ehrlichen Mann zu verlästern.

Ein Wirthshausgespräch darüber:

Marks. Ich will des Henkers seyn, wenn das verdammte Saalbuch nicht auf einen Tuck abzielt!

Herrmann. Nichts gewissers, Gevatter! Einsweilen trägt man die freyeigenen Aecker ins Saalbuch ein, und unsre Kinder dürfen davon, wenns Kaufhändel gibt, in Gottes Namen Handlohn zahlen.

Wirth. Hast du denn nicht gehört, Herrmann, daß die Freyeigenen, in ein besondres Aeckerbuch kommen sollen?

Herrmann. So viel Ohren hat unſer einer wohl; aber trau man nur den Herrſchaften!

Lips. Da haſt du recht Herrmann. „Nur her mit der Haut!“ Mit der Wolle ſind ſie nicht zufrieden.

Marks. (Schlägt auf den Tiſch) Verdammt will ich ſeyn, wenn ich dem Vogt einen einzigen freyeigenen Acker anſage! Ein Schelm, ders nicht mit mir hält!

Wirth. Sachte, ſachte, Nachbar Marks! Man lehnt die Leute nur hin, und wirft ſie nicht gleich zu Boden. — Schimpfen iſt verſchlagene Münz', und Schelmen ſind nicht Trumpf.

Steffen. Aber ſage mir, Vetter Wirth, was gehn den Vogt unſre Schulden an?

Wirth. Die meinigen darf und ſoll er wiſſen.

Herrmann. Der Gottloſe borgt und bezahlt nicht, ſagt die Schrift; aber Steffen hat recht: den Vogt geht es nichts an! Wer keinen Conſens verlangt, hat ihm keine Schuld anzuſagen! — und damit Punctum!

Steffen. Aber nur Acht! Was das Judenvolk laufen und rennen wird! Eh vierzehn Tage vergehn, ſind all unſre Schulden miteinander eingeklagt, wenn wir gleich alle dazu ſchweigen. —

Marks. Meinetwillen mögen ſie laufen: mich hat keiner am Seil; aber aus dem Aecker-Einſchreiben wird nichts, das ſag ich Ein-für Allemal, daraus wird nichts!

Wirth. Was ihr doch immer mit Argwohn euch peinigt!

Herrmann. Sagt nur: Herrmann hats gesagt! unsre freyeigenen Aecker werden alle noch Handlohnbar; und viel wirds seyn, wenn der neukluge Pfarrer nicht dahinter steckt, der uns bald auch vorpredigen wird, was und wie viel wir essen und trinken sollen.

Wirth. Wie du nicht redst, Herrmann!

Herrmann. Ich seh wohl, was ich rede. Warum führt eben jetzt der Gukuk alle Neuerungen her? In der Schrift heißts: es geschieht nichts Neu's unter der Sonne; bey uns aber heißts nicht so.

Wirth. Wie kann aber der ehrliche Pfarrer dran Schuld seyn, der kaum vier Wochen hier ist? Der gnädige Herr ist selbst klug, und sieht ohne Brille, wo's fehlt.

Steffen. Dem Teufel fehlts! In Traubenheim fehlt nichts, wenns den Unterthanen nicht am Ende noch fehlen wird, wenn das Judengeschmeiß einklagt.

Wirth. Laß doch die Juden gehn, Vetter! Sie sind arme Schelme! Von den Herrschaften werden sie bis aufs Blut ausgesaugt. Nicht über die Grenze dürfen sie gehn, ohne den Beutel zu ziehn; wie wollen sie sich anders helfen, als daß sie dummen Schafen das Fell scheeren, und die Wolle den Hirten bringen?

Marks. Hast Recht! Sollt' wohl kein Mensch mehr über Juden schelten; unsre Vögte sind noch ärger als die.

Herrmann. Und unser Schulz ist eine Memme! Wenn so ein Tropf nicht einmal das Herz hat, vor einem Schreibersgesellen im Namen Gottes das Maul aufzuthun! —

Stef-

Steffen. Mit unsern Markknochen stopft man schon dem Schmarotzer das Maul. Denn am Ende lauft alles dahinaus, uns zu schinden und auszusaugen. — Wenn man ehrliche Leute, die kaum zwey Drittel ihres Hofs schuldig sind, schon wirft: so gibts brav Schuldtheilungs-Gebühren, Strich- und Anweisgelder, Handlohn und Hochzeiten — das hat Wulfing längst ausgerechnet, und sein Pudelhund, der Schulze, bekommt auch eine Messerspitz Mark aufs Brod.

Herrmann. Richtig! Und dann steckt auch viel Wohldienerey dahinter — Bey mir heißts: Rufe getrost und schone nicht! Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod: so wird Gott der Herr für dich streiten! aber das Schelmsvolk hängt den Mantel nach dem Wind, und bringt die Gemein' ins Verderben. Das sind mir wohl ja die stummen Hunde, die nicht zu reden trauen, was Recht ist.

Wirth. Laß doch die Bibel aus dem Spiel, wenn du lästerst!

Herrmann. Wahrheit sagen ist nichts gelästert! Was ich da sage, getrau ich mir dem Herrn und seinem Vogt ins Aug zu behaupten.

Lips. Recht so, Herrmann! Du solltest Schulze seyn, dann müßt' es anders gehn, — aber .....

Der Amtsknecht. (im Hereintreten) Feyerabend! Policey!

Herrmann. (erschrocken) Was sich die Zeit verplaudert! Hats denn schon zehn geschlagen, Herr Jost?

Amtsknecht. Hat schon drüber gevierteltel.

Herrmann. Nun, thu einmal Bescheid! (es reicht ihm höflich das Glas.)

Amtsknecht. Ich trinke nach zehn nicht mehr im Wirthshause. (geht ab.)

Herrmann. (leise zu den übrigen, indem sie miteinander aufbrechen) Der verdammte Spürhund wird doch nicht gelauscht haben? Das wär ein verzweifelter Streich!

Wirth. (lächelnd) J, das hat nichts zu bedeuten, Nachbar Herrmann. Du willsts ohnedieß ja dem Herrn und seinem Vogt unter den Bart sagen ... Gute Nacht!

Es war eine gewöhnliche Unart der Traubenheimer, daß sie über alles, was man zu ihrem Beßten that, viel Geschreys machten. Die Brauskopfe schlugen oft in der Schenke vor Eifer fast den Tisch in Stücken, und krochen dann geraden Wegs ins Bockshorn; läugneten, und verschwuren Leib und Seele vor dem Vogt, und machten dabey doch immer die Faust in den Sack.

So wars auch dießmal. Die Gemeine wurde Mann für Mann vor Amt geladen: Das neue Lagerbuch kam zu Stand, und die sämtlichen Schulden des Dorfs waren in Zeit von sechs bis 8 Wochen angesagt; aber fast ein Jahr verstrich, bis Wulfing mit den Juden fertig ward. Fast gegen all ihre Forderungen machten die Schuldner Einwendungen, und unzählig waren die Betrügereyen, die dabey an das Licht

ka-

kamen. Manchem Juden ward die Hälfte der eingeklagten Schuld abgestrichen, und von der Zeit an war für das Volk Israel schlechter Markt in Traubenheim. — Da niemand mehr als höchstens zwey Drittel seiner Güter verschulden durfte: so hatte jedermann Credit bey Christen, und niemand verlangte zehn Gulden fürs Hundert einem Juden oder Geldmäkler Provision zu schreiben. — Fünf Einwohner, die schon an Provision sich arm geschrieben hatten, wurden gleich anfangs hintereinander ausgeschätzt. Alle brachten wenigstens noch ein Drittel ihres Vermögens davon; fiengen ihre Wirthschaft kleiner an, und bekamen wieder frischen Muth, weil sie von den Stricken los waren, an denen sie bisher, wie Fische an der Angel, gehangen hatten. Steffen allein gieng fast leer aus; denn von seinem Gute waren mehr als drey Viertel verschuldet, und eben das war auch der Grund, warum er in der Schenke so mächtig gegen den herrschaftlichen Befehl loszog.

Groß war bey diesen Vorfällen das Murren im Dorfe. Die ausgeschätzten Schuldner bewegten Himmel und Erde mit Klagen über vermeintliches Unrecht; allmählig aber sah das Volk selbst die Vortrefflichkeit dieser Verordnung ein. Von den Einwohnern, deren Güter zum Theil auf den Strich gekommen waren, erholten sich einige wieder; jedermann lieh gern um weniger pro Cent seine Gelder nach Traubenheim, weil man da sicher war; und nach etlichen Jahren wurde Gustavs Verordnung allgemein gelobt.

Zwölftes Kapitel.

Thereſe von Traubenheim ſtirbt und wird nach ihrem Tode geöffnet.

Eben war Guſtav am geſchäftigſten, alle ſeine guten Anſchläge zu vollführen, als ihn ein Unglück ſo ſehr darnieder ſchlug, daß ſeine Seele faſt alles vergaß und nur allein ihrem Kummer nachhieng; denn es war ein Fehler des treflichen Mannes, daß er gewöhnlich Einem Gedanken ſo viel Raum ließ, daß neben demſelben kein andrer mehr Platz fand.

Thereſe, ſeine Gemahlinn, ward im Frühlinge 1697 krank. Schon ſeit langer Zeit hatte ſie geklagt über Magenweh und Spannung auf der Bruſt. Schon allerley hatte ſie dagegen gebraucht; aber kein Mittel konnte das Uebel ganz heben. Nun nahm es auf einmal ſo ſehr überhand, daß ihre Schmerzen unbeſchreiblich wurden. Lieberichs Mutter war ihre Pflegerinn auf dem Krankenbett, und Guſtav ließ die geſchickteſten Aerzte herbey rufen. Die Kunſt war aber an ihr verlohren; ihre Schmerzen kamen häufiger als bisher, ſie konnte faſt nichts mehr vertragen, und das Krankenlager ſchien langwierig zu werden. Zugleich fand ſich die Niedergeſchlagenheit wieder ein, mit der ſie ſchon oft zu kämpfen hatte. Marie, die ſeit einem halben Jahre viel im herrſchaftlichen Schloſſe geweſen war, um allerley nützliche Sachen zu lernen, hatte ſo ſehr das Zutrauen der gnädigen Frau gewonnen, daß ſie

den Nicklas bitten ließ, seine Schwester doch so lange bey ihr zu lassen, bis sich ihre Umstände würden geändert haben. Die Feldarbeiten waren eben am dringendsten und Nicklas bedurfte seiner Marie gar sehr; aber er liebte die gnädige Frau zu viel und war zu dankbar für das Gute, was seine Schwester bisher im Schlosse gelernt hatte, als daß ers hätte abschlagen können.

Unermüdet und zärtlich war nun die Sorgfalt, welche Frau Liebrichinn und Marie der Dulderinn bewiesen. — Auch Ehrlich war alle Tage mehrere Stunden und oft ganze Nächte vor dem Bette; hob und legte, wie ein dankbarer Sohn, seine kranke Wohlthäterinn mit eigenen Händen; gab ihr selbst die Arzneyen und tröstete sie mit Gebet und Gesang. Seine Harfe hieng in dem Krankenzimmer an der Wand, und Therese wußte kein Mittel, das ihr kräftigern Trost gab, als ein Lied zur Harfe gesungen. Gustav saß dann vor ihrem Bette und heisse Thränen des Mitleids liefen ihm die Wangen herab. — Weine doch nicht, lieber Gustav, sagte die Kranke. Wir haben Gutes empfangen von Gott, warum wollten wir das Böse nicht auch annehmen? Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft sie auch tragen. O, das schöne Lied hat mir die Last meiner Leiden wieder erleichtert, und ich danke jetzt doppelt der Vorsehung, daß ich beten kann und daß mein Herz weich ist für die Tröstungen des Gesangs! Ach bet' Er mit uns, lieber Ehrlich, daß wir die Trübsal mit Geduld überwinden und nicht murren wider die Hand des Herrn.

Drey Monathe lang dauerte so das Uebel fort. Nach einem sanften erquickenden Schlaf erwachte einmal Therese. So heiter war sie seit lange nicht. Marie wachte bey ihr. Rufe doch, sagte die Kranke mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, rufe doch meinen Mann und den Herrn Pfarrer. Mir ist so wohl, daß ich vor der Stunde meines Abscheidens mit ihnen noch einmal sprechen und Abschied nehmen muß. Da weinte Marie, lehnte sich über das Sterbelager und schluchzte vor Wehmuth. Geh doch, geh doch Marie! sagte die Kranke. Mir ist ja so wohl, daß die Stunde meines Abscheidens herbey naht. Gott vergelte dir, was du an mir gethan hast, und wenn du einmal krank und schwach wirst: so geb' er dir auch eine Pflegerinn, die sich deiner erbarmt wie du dich meiner erbarmt hast! — Mit Jammer und Wehklagen lief Marie vor das Schlafzimmer des Pfarrers. Ach Herr Pfarrer, die gnädige Frau! — schluchzte sie; aber mehr konnte sie nicht sagen. Sie weckte darauf auch die Frau Liebrichinn und diese den gnädigen Herrn mit den Worten: Der gnädigen Frau ist es so wohl, daß sie mit Euer Gnaden gern sprechen möchte. Ach Gott! rief Gustav, und schlug seine Hände zusammen — ihr wird wohl werden und ich bleibe verlassen und einsam zurück!

Wenige Minuten vergiengen, und Ehrlich war vor dem Bette. — Nun ist die Stunde meines Abscheidens da! sagte Therese. Tröst' Er meinen Mann und bet' Er für mich um eine sanfte Auflösung. Eben kam auch Gustav herein. Er hatte die letzten Worte gehört... Ach ich unglücklicher Mann — ach arme

Thereſe — o Gott, o Gott, du willſt — du mußt mich alſo verlaſſen? rief er mit wehklagender, bebender Stimme. Ja Guſtav, ſprach die Sterbende: ich verlaſſe dich; aber der Herr nimmt mich auf. Der elenden Nächte ſind mir viel worden; ich wäre vergangen im Elende, hätte nicht der Herr meine Seele mit ſeinen Tröſtungen erquickt. Ich ſterbe und Gott wird mit dir ſeyn, und dir vergelten alle Treue und Liebe, die du mir bewieſen haſt! ... Aber ich habe noch mit dir zu reden und muß die Minuten meines Lebens noch auskaufen. Meine Seele hab ich in die Hände Gottes empfohlen, laß noch einmal vom irdiſchen mit dir ſprechen! Wenn ich geſtorben bin: ſo laſſe mich noch ſechs Stunden im Bette. Nach drey Tagen ſollen ein Paar Aerzte meinen Leichnam öffnen, damit ſie lernen, wo es mir gefehlt hat und andern vielleicht beſſer helfen können. Begrabe mich ohne Gepräng. Ich gieng ohne Geräuſch durchs Leben, und will eben ſo im Stillen ins Grab. — Liebrichinn, meine treue Pflegerinn, ſoll, ſo lang es nöthig iſt, deine Wirthſchaft führen. Lohn' ihr und der guten Marie reichlich; ſie haben viel um mich verdient. — Aber bleibe nicht den Reſt deines Alters in der Einſamkeit. ... Du biſt der letzte deines Stammes. Stirbſt du: ſo fällt unſer Traubenheim in böſe Hände; — deine Nachkommen werden es hoffentlich glücklich machen. — Nimm ein armes Fräulein, das dein Alter mit Geduld trägt. — Mir war es oft geheimer Kummer, daß ich unfähig war, deinen Namen fortzupflanzen. Vielleicht gönnt dir Gott noch in deinem hohen Alter die Freude, Vater zu werden —

Und nun lebe wohl — wir sehen uns in jener Welt wieder, wo kein Leid — und kein Geschrey mehr ist, — wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen!

Gustav stammelte — weinte — doch antworten konnt' er nicht. Sie streckte die welke Hand nach ihm, und er netzte sie mit Thränen des Jammers; fiel über ihr Bett und drückte und küßte Sie. — „Wollte Gott ich könnte für dich sterben!" — das war alles, was er zu sagen vermochte. — Therese nahm nun auch Abschied von Wulfing, der indeß angekommen war und wie verstarrt an ihrem Lager stand. Sie empfahl ihm mit gebrochenen Worten die Angelegenheiten ihres Gemahls, und ließ dann ihre treuen Wärterinnen, (die aus dem Zimmer gegangen waren, weil die gnädige Frau mit ihrem Gemahl reden wollte,) nebst dem Gesinde hereinkommen; dankte mit einem Händedruck ihnen allen für die bewiesene Treue; besonders wünschte sie der alten Liebrichinn Gottes Lohn für ihre Sorgfalt.

Dann sagte sie mit einer Stimme, die durch das Geschluchz der Umstehenden drang: Nun guter Ehrlich! die Harfe zur Hand! Sein Gesang hat mich getröstet im Leben und soll mich erquicken im Augenblick meines Todes. — Bebend griff Ehrlich zur Harfe. Seine Stimme war gehemmt und die Zähren liefen ihm auf die pochende Brust. So gut er konnte sang er den Vers:

Laß mich an meinem End,
Auf Christi Tod abscheiden,
Die Seele nimm zu dir
Hinauf zu deinen Freuden;
Dem Leib ein Räumlein gönn
Bey frommer Christen Grab,
Auf daß er seine Ruh
An ihrer Seite hab.

Nach diesem Gesange lag die Sterbende ganz stille. Die Versammlung zog sich zurück, um die Kranke nicht im Schlummer zu stöhren; aber was man für den herannahenden Schlummer hielt, war der Bruder des Schlafs. Sie starb noch vor Anbruch des Tages und Gustav überließ sich ganz seinem Schmerz. Die todte Therese lag bis an den Abend ihres Sterbetags im Bette, wurde mit warmen wollenen Tüchern gerieben, auf den Fußsohlen gebürstet ꝛc aber kein Leben kam zurück. Am vierten Tage ward sie von zwey Aerzten geöffnet. Im Magen fand sich ein fressendes Geschwür, und am innern Theil der Hirnschale waren verschiedene knorpelhafte Auswüchse, die das Gehirn drückten. An beydes hatten die Aerzte nicht gedacht, und sahen nun die Quellen der Magenschmerzen und Beängstigungen besser ein als zuvor.

So lehrreich aber auch diese Leichenöffnung für die Aerzte war, so wenig schien das Volk damit zufrieden zu seyn. Viele konnten es dem gnädigen Herrn gar nicht verzeihen, daß er so was erlaubt hatte. Wir sind nur geringe Leute, sagten die einen, aber im Sarge würden wir uns umdrehn, wenn man nach unserm Tode so mit uns umgienge. Daß Gott erbarm! sagten die andern, unsern Todfeind könnten wir nicht so zerschinden lassen — wie man so was erst bey seinen nächsten Verwandten zugeben kann!!

Therese ward indeß ganz im Stillen des Abends in die Gruft gebracht, und Ehrlich, der am folgenden Sonntage gar viel zum Lobe der Seligen sagte, rühmte

zum

zum Schlusse ganz besonders die von ihr gemachte Verordnung, daß ihre Leiche geöffnet werden sollte.

Wie höchst selten, sprach er, gelingt es einem Arzt, die Familie des ärmsten Tagelöhners zu überreden, daß ein Leichnam in ihrer Hütte geöffnet werden darf; Und doch ist das für die Heilkunst so wichtig! Gar viele von euch wären gewiß an erlittenen Krankheiten längst gestorben, wenn man nicht zuvor, durch Leichenöffnungen, herausgebracht hätte, wo es in diesem Fall eigentlich fehlt, und wie man daher helfen muß. Es ist demnach gar unmenschenfreundlich, wenn ihr es nicht erlauben wollt, daß eure Verwandten, die an sonderbaren Krankheiten gestorben sind, geöffnet und untersucht werden; denn es ist das ein wichtiger Dienst, der durch den Leib der Verstorbenen noch den Lebendigen erwiesen wird. Die Todten fühlen nichts davon, und die Verwandten können ja bey dem Oeffnen der Leiche zurück bleiben, wenn es ihnen zu schauderhaft anzusehen ist. Müßt ihr es doch auch gestatten, daß eure Todten von Würmern zernagt, von der Fäulniß verzehrt und vom Todtengräber in schrecklichen Trümmern und Knochen wieder herausgescharrt werden. Das ist doch fürwahr weit ärger als das Oeffnen eines Leichnams! Muß ja mancher Unglückliche, so lang er noch lebt, durch den Wundarzt sich ganze Glieder abschneiden oder den Leib öffnen lassen. Das erlaubt ihr; und an Todten, die es nicht mehr fühlen, wolltet ihrs nicht gestatten? Sagt ja nicht: ach der Todte hatte, weil er noch lebte, großen Abscheu dagegen: seine Seele würde nicht ruhen können, wenn man an seiner Leiche nun gleichwohl so thäte! Nein,

Liebe Traubenheimer, die freye Seele wird über das alles nicht mehr so albern denken, als sie noch in ihrem Körper gedacht hat. Sie wird ihren Leib betrachten wie ein abgelegtes Gewand, und sich freuen, wenn noch von dieser abgeworfenen Hülle so guter Gebrauch gemacht wird.

So dachte unsre selige Frau von Traubenheim schon im Leben. Sie gab daher auf ihrem Sterbelager den Befehl, daß ihr Leichnam geöffnet werden sollte; denn sie wünschte, daß allen, die an eben der Krankheit darnieder liegen, besser möchte geholfen werden als ihr. Nehmt euch demnach ein Beyspiel und denkt: wenn das bey so vornehmen Personen keinen Anstand findet; wenn es unsre gnädige Frau selbst befohlen und unser gnädiger Herr, der sie doch mehr liebte denn sein eigenes Leben, so willig erlaubt hat: so wollen auch wir in ähnlichen Fällen nicht abergläubisch, feindselig und widerspenstig seyn.

Dieß sagte der Herr Pfarrer, und die Gemeine fieng an ganz anders über die Sache zu denken als bisher. Das gute Beyspiel der Verstorbenen wirkte so sichtbar, daß es von nun an bey vielen nicht mehr schwer hielt, sie zu überreden, die Leichname ihrer Verwandten öffnen zu lassen. Auch das ahmten viele nach, daß sie die Verstorbenen nicht sogleich, wenn der Athem ausgieng, aus dem Bette nahmen, sondern sie noch einige Stunden im Bette ließen und allerley Versuche machten, ob nicht noch Leben in ihnen sey; denn es ist schrecklich auf dem Brett oder gar erst im Sarge wieder zu erwachen.

Wirklich könnte wohl manchmal einem scheinbaren Todten wieder zum Leben verholfen werden, wenn man ihn nicht sogleich in eine kalte Kammer brächte, das Maul ihm verbände, und dadurch das Wiedererwachen ohnmöglich machte. Besonders schärfte Herr Ehrlich seinen Beichtkindern ein, bey solchen Personen, die an Schlag- oder Steckflüssen, an der fallenden Sucht, Schlafsucht, Milzsucht, an Mutterbeschwerden oder am Darmgichte stürben, oder sonst auf irgend eine Weise plötzlich umkämen, vorsichtig zu seyn; denn das wären eben die Fälle, in welchen zuweilen eine blose Ohnmacht erfolgte, die dem Tode gleich schiene. Nächstdem begrub er keinen Menschen vor dem dritten Tage. Nur bey ansteckenden Seuchen, wo man oft der Lebenden willen mit der Beerdigung der Verstorbenen eilen muß, machte er zuweilen, wenn zuvor allerley Proben mit dem Leichnam waren vorgenommen worden, eine Ausnahme.

So viel wirkt ein gutes Beyspiel. So nützt der vernünftige Menschenfreund im Leben und im Tode!

Dreyzehentes Kapitel.

Die Nebel verziehen sich. Schöne Aussichten in die Zukunft.

Gleich nach Beerdigung der gnädigen Frau übernahm Lieberichs Mutter die Wirthschaft im Schlosse; schwer

aber

aber lag ihr nun die Haushaltung ihres Sohnes auf dem Herzen. Deine Wirthschaft, lieber Christian, sagte sie, taugt nichts und wird nichts, wenn du sie mit Mägden fortführst. Der geschickten, fleißigen und treuen Dienstboten gibts weniger als du glaubst, und die beßten schlagen oft, ohne genaue Aufsicht, aus der Art. Du hast ein Herz, das zur Freundschaft geneigt ist, und es gibt hundert Fälle wo man einer vertrauten Person bedarf; selbst im Umgange kann man ihrer nicht entbehren. Machst du nun deine Dienstmagd zur Freundinn: so bist du selbst in täglicher Versuchung, und bey aller Tugend gibst du dich dem Verdachte der Welt und bösen Nachreden preiß; nicht zu gedenken daß Mägde nur allzugerne die Vertraulichkeit ihrer Herrn mißbrauchen, sich ihrer rühmen und selbst Mißtrauen und Verdacht erregen. Bist du befehlshaberisch und kalt gegen deine Wirthschafterinn: so hast du das freudenloseste Leben; wirst täglich mißmüthiger und deine Magd wird es nicht minder als du. Nimm ein braves Weib und laß mich die Freude erleben, einen Enkel zu küssen. — So ein Weib wie ihr seyd, beßte Mutter, erwiederte Lieberich, oder doch wenigstens ein Weib, das Euch liebt wie ich, und Euch Liebes thut, und kein Leid so lang ihr lebt. Aber, Mutter, es ist ein Glückstopf in den man greift, und ich möchte nicht gern eine Niete ziehn.

Es gibt auch Treffer, lieber Christian, sagte die Mutter, und man greift ja nicht blind zu, wie in dem Glückshafen. Ich denke bey solchen Gelegenheiten immer an Eliezer, der für Isaak ein Weib suchen sollte. Das dienstfertigste Mädchen, dacht' er, wird auch

die

die beste Hausmutter seyn, wenn es sonst nur verständig ist; und mit einem Kruge Wasser *) gelang ihm die Probe. Deine Mutter hat dir nie böses gerathen, folg' ihr auch dießmal, mein Sohn! Ich weiß dir ein Mädchen, das sich neun Wochen lang dienstfertiger bewiesen hat als Rebecka. — Marie, die Schwester des Nicklas, wäre sicher ein Weib, das dich beglücken und auch mir das Alter nicht verbittern würde. Die gnädige Frau hat ihr sterbend den Segen gegeben für ihre Lieb' und Dienstfertigkeit, und der Segen wird gewiß auf ihr ruhn. Sie ist fleißig und geschickt, dienstfertig und duldsam, verschwiegen und ehrlich; kurz, sie ist alles was ein gutes Weib seyn soll, und so ein Weib verdienst du lieber Christian!

So redeten Lieberich und seine Mutter an einem einsamen Abende mit einander, und Marie, die von dem gnädigen Herrn reichlich belohnt wurde, ward das Weib dieses frommen Sohnes.

Frau Liebrichinn versah nun das Hauswesen des gnädigen Herrn mit leichterm Herzen, weil ihr Sohn ihres Beystandes nicht mehr so bedurfte wie bisher. Früh und spät war sie beschäftigt, und aufmerksam auf die ganze Wirthschaft wie auf ihr Eigenthum; aber all ihre Sorgfalt war nicht vermögend, die Ruhe Gustavs nur einigermaßen zu befördern. Das Andenken an seine Therese hatte ihn so tief in Schwermuth versenkt, daß Ehrlich fast immer um ihn seyn und ihn zu zerstreuen suchen mußte, wenn gleich Gustav lieber in der Einsamkeit seinen Schmerz ausgeweint und dem geheimen Kummer

*) 1 Mos. 24, 43 - 48.

mer sich überlassen hätte; denn wer recht von Herzen betrübt ist, findet gewöhnlich mehr Unterhaltung in seinen schwermüthigen Gedanken, als in den Zerstreuungen des Lebens. Gustav lenkte daher täglich das Gespräch auf seine Therese. Sein Pfarrer Ehrlich aber verstand die Kunst, es immer so zu wenden, daß Gustav in seinen eigenen Klagen Trost fand, und alle Tage ruhiger von ihr sprach.

Wulfing fieng nun auch wieder an, ihm allerley Dorfsangelegenheiten vorzutragen, und Gustav, der bisher von dem allen nichts wissen mochte, nahm wieder Antheil an den Bemühungen seines Vogts. Nun schien es diesem auch Zeit, von der letzten Bitte der Verstorbenen mit ihm zu reden. Daß Traubenheim, nach dem Ableben des alten Gustavs, in böse Hand gerathen sollte, gieng ihm so nah, daß er die Wiederverheyrathung seines Herrn sehnlich wünschte, was auch immer sein Verstand dagegen einwenden mochte. Wulfing und Ehrlich thaten daher alles mögliche, um ihren Herrn zu einer zweyten Vermählung zu überreden, und Gustav gab endlich ihren Wünschen nach. Die Hoffnung, seinen ritterlichen Stamm weiter fortzupflanzen und noch in seinen alten Tagen Vater zu werden, überwand alle Schwierigkeiten die er vor sich sah; und der Gedanke, wie gar übel es seinem Traubenheim gehn würde, wenn es dem Herrn von Sturm, einem seiner Seitenverwandten, heimfiele, trug auch nicht wenig dazu bey, daß er sich in seinem fünf und sechzigsten Jahre noch entschloß, den letzten Rath seiner verstorbenen Therese zu befolgen.

Vier Jahre zuvor hatte Gustav, bey seinem Aufzuge nach Traubenheim, ein armes älternloses Fräulein, Namens Carolina von Bollingen, kennen gelernt, das sich in Sippstein, an der bambergischen Grenze, bey einem alten Oheim aufhielt. Caroline war schön und blühend wie frische Rosen. Ihr Vetter, ein alter eigensinniger Mann, dessen Schloß an Einsamkeit einem Gefängnisse glich, hielt sie sehr kurz, und gönnte ihr nur selten ein kleines Vergnügen; gleichwohl blieb Caroline stets heiter und gutes Muths. Ihre einzige Gesellschafterinn war Rosina, die Tochter des Pfarrers von Sippstein, und ausser dieser Freundinn schien sie nichts in der Welt zu wünschen. Durch diese Geduld und Eingezogenheit hatte sie bey dem alten Herrn Hofmarschall von Traubenheim ungemein viel Beyfall gefunden, und auch Therese war so sehr für das arme Fräulein eingenommen, daß Gustav glaubte, die Wünsche seiner seligen Gattinn nicht besser erfüllen zu können, als wenn er sich um Carolinens Hand bewürbe. Diese, dacht' er, ist arm und hat wenig in der Welt zu hoffen; ihr Oheim, ein eigensinniger Mann, hat sie Geduld gelehrt, und ihr gesundes Ansehen läßt mich hoffen, von ihr, noch in meinem Alter, Nachkommen zu erleben. Sie wird froh seyn, aus dem Hause ihres Oheims erlöst zu werden; dein Alter wird sie mit Geduld tragen, und bedenken, daß sie doch Erbinn deines baaren Vermögens wird, wenn du sie auch kinderlos zurücklassen solltest. —

Genug, Gustav entschloß sich einen Versuch zu machen. Ehrlich mußte ihn begleiten, und unerwartet kamen beyde zu Sippstein an. Die Bangigkeit, mit der

PARSONS LIBRARY
Univer[illegible]ty of
MICH[illegible]

Gustav diesem Ort entgegen gefahren war, verschwand auf Einmal, beym Anblick der freundlichen Caroline; dafür aber fand sich die Besorgniß ein, daß ein Mädchen von kaum sechs und zwanzig Jahren, von so heiterm Sinn und schöner Gestalt, sich schwerlich entschließen würde, die Gattinn eines fünf und sechzigjährigen Mannes zu werden. — Ehrlich übernahm es also, durch die Pfarrtochter von Sippstein, bey dem Fräulein nachforschen zu lassen. Einem so hübschen, feinen und umgänglichen Manne, konnt' es nicht fehlen, das Vertrauen eines feurigen Mädchens zu gewinnen. Rosina, die Tochter des Pfarrers, ward zutraulich, und Ehrlich fühlte bald, daß auch Er gegen sie nichts weniger als gleichgültig war. Ihr älterliches Haus war ein Muster von sparsamer und doch ordentlicher Einrichtung; Rosina legte selbst überall Hand an, und eine seltene Gutmüthigkeit war in all ihrem Thun und Lassen. Ehrlich glaubte daher das Anliegen seines Herrn und sein eigenes nicht besser betreiben und verbinden zu können, als wenn er zuerst selbst um Reginens Hand würbe und dann erst durch sie die Gesinnungen des Fräuleins gegen seinen Herrn, erforschen ließe.

Rosinens Aeltern freuten sich des Glücks ihrer Tochter, und Ehrlich fand nun für gut, offenherzig die Absicht zu entdecken, in welcher sein Herr nach Sippstein gereis't war. Rosina zweifelte gar nicht, daß Gustav die Hand des Fräuleins erhalten würde. Die gute Caroline, sagte sie, wird froh seyn, wenn sie von ihrem Oheim kommt. Er ist alt und hat kein langes Leben zu hoffen. Stirbt er: so weiß sie nicht wo aus

und an; lebt er: so hat sie mit ihm täglich ihr Kreutz. Auf jeden Fall ist ihr also mit dem Herrn Hofmarschall besser geholfen, und wirklich kann der Herr noch immer für einen Funfziger gelten. Mit Einem Worte, nach Rosinens Meynung hatte die Sache gar keinen Anstand.

So war es auch. — Das Glück, nun auf Einmal Frau Hofmarschallinn und Besitzerinn eines Ritterguths zu werden, in Rosinens Gesellschaft von dem einsiedlerischen Sippstein abziehen und ferner mit ihr an Einem Orte leben zu können, hatte so viel Reitz für unsre Caroline, daß ihr auch Gustav, der ihr übrigens glich wie der Januar dem Mai, noch liebenswürdig schien.

In dieser Ueberzeugung wurde sie von ihrem Oheim gewaltig bestärkt. Der alte Schloßwächter war unermüdlich, ihr die Vorzüge des künftigen Eheherrn vorzukörnen, und von seiner bereits vierzigjährigen Bekanntschaft mit ihm, tausend Alterthümer zu erzählen: Er betheuerte sogar, daß nun Gustav, als ein gesetzter Mann, ihm weit liebenswürdiger scheine, als vor vierzig Jahren in seiner höfischen Flatterhaftigkeit. Dabey vergaß er auch nicht, den alten Adel, das schöne Rittergut und baare Vermögen des Herrn Hofmarschalls in hohen Anschlag zu bringen und seine Nichte, demüthigend genug, an ihre Dürftigkeit zu erinnern.

So wenig ihr das letztere gefiel, und was sie auch immer gegen das gesetzte Alter ihres Liebhabers einzuwenden hatte: so war sie doch dießmal wirklich froh, diese Sprache zu hören; denn es gibt Fälle, in welchen man gerne sich zureden läßt und gezwungen seyn will,

um,

um, wenn es übel geht, die Schuld Andern aufbinden zu können. Gustav erhielt also die Hand des jungen Fräuleins, mit allen Förmlichkeiten jenes steifen Zeitalters.

Wenn je ein fünf und sechzigjähriger Liebhaber dem Kinderspott entgangen ist: so war es gewiß Gustav. Er suchte seiner Caroline so wenig durch die wieder hervorgesuchten Kinderschuhe zu gefallen, daß er vielmehr nur Achtung gegen sein Herz ihr einzuflößen bemüht war; desto gewisser aber gewann er ihre Freundschaft; und mehr als Freundschaft und Achtung sollte wohl kein Mann im fünf und sechzigsten Jahre von einem frischen Mädchen erwarten.

Ehrlich hingegen überließ sich ganz seinem Entzücken. Oft saß das Pärchen beysammen und weinte, wie Jakob und Rahel, vor freudiger Wehmuth; Auch der alte Schwiegervater war von dem Glücke seiner Kinder so gerührt, daß er kaum sprechen konnte, als er, nach vorhergegangener Trauung des gnädigen Herrn, auch seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilte.

Von tausend guten Wünschen begleitet verließen darauf Gustav und Ehrlich mit ihren Gattinnen Sippstein, und kamen ganz unerwartet nach Traubenheim zurück.

Es war ein festlicher Augenblick für den ehrlichen Vogt, als er seine neue schöne Gebieterinn aus dem Wagen hob. Er sah schon im Geiste einen Erben von ihr, der alles vollenden würde, was Gustav über Traubenheim beschlossen hatte.

Caroliniens Leutseligkeit war aber auch wie die Frühlingssonne, die alles erfreut. Jedem ihrer Unterthanen begegnete sie wie einem Freunde, und war in allen Hütten geliebt und gepriesen. Mit jedem Kinde, das ihr auf der Gasse die Kußhand bot, sprach sie freundlich wie eine leibliche Mutter. Die Mädchen des Dorfs rissen sich um das Glück, in dem herrschaftlichen Schlosse viel nützliches zu lernen. Die unabläßige Munterkeit der jungen gnädigen Frau, und eine gewisse Art von jugendlichem Leichtsinn, die man gerne leiden mag, erheiterten auch den alten Herrn so sehr, daß allmählig alle Furcht wegen der Zukunft aus seinem Herzen verschwand. Die kleine Eitelkeit seiner Caroline befriedigte er durch neue Kleider und mancherley Bänder. Fast jeden Abend kam sie mit ihrer Jugendfreundinn Rosina zusammen, und im beyderseitigen Betragen der Frauen war nicht der kleinste Unterschied gegen die vorigen Zeiten. Oft grenzten ihre Scherze so sehr ans Kindische, daß dem alten Gustav vor Lachen die hellen Zähren über die Wangen liefen. Die nämliche Harfe, zu der man gemeinschaftlich fromme Lieder sang, erfreute die Gesellschaft auch mit fröhlichen Stückchen. Beyde Frauen flogen dazu im raschen Schleifer herum, und ein volles Jahr vergieng wie ein Augenblick unter solchen häuslichen Freuden.

Vierzehntes Kapitel.

Caroline schenkt dem Vater Gustav einen Erben. Nebenbey eine Lection über allerley Thorheiten, die heute noch hier und da für Weisheit gelten.

Caroline befand sich indeß guter Hoffnung und die Zeit ihrer Entbindung rückte heran. Niemand war bey diesem Umstande geschäftiger als Gustav. Der weise Mann, der als ein Freywerber von fünf und sechzig Jahren die Oberherrlichkeit über seinen Verstand glücklich behauptet hatte, schien itzt wirklich, vor Vaterfreude über den ungebohrenen Erben, diese Herrschaft auf Einmal zu verlieren. Auf der einen Seite wußt' er den Stolz nicht zu bergen, noch im sechs und sechzigsten Jahre Vater zu werden, und auf der andern schlug ihn die ängstliche Besorgniß danieder, daß ein einziger Zufall alle seine Hoffnungen und Träume vereiteln könnte. Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen sah er oft der Pfarrerinn auf die noch platte Schürze, und konnte sich nicht enthalten, mit den Umständen seiner runden Caroline gegen den Pfarrer breit zu thun. Mitten unter diesen Neckereyen unterbrach ihn aber gewöhnlich die schrecklichste Ahndung; und ein tiefer Seufzer, den er dann aus der Brust holte, stach so poßierlich gegen den scherzhaften Ton ab, daß Ehrlich das Lachen kaum bergen konnte.

Gustavs vertrauteste Freundinn war indeß die alte Frau Liebrichinn, welche noch die Wirthschaft im Schlos-

se versehn half. Das Kapitel vom heiligen Ehstand ward oft so weitläuftig mit ihr abgehandelt, daß das gute Weib mit aller Erfahrung nicht Auskunft zu geben vermochte. Desto mehr aber wußten die Bäuerinnen des Dorfs, die sich gar fleißig nach der gnädigen Frau erkundigten und gelegentlich von ihren eigenen Wochenbetten mächtig viel erzählten. Sie waren dann, wie die meisten Mütter in solchen Fällen sind, so unerschöpflich, daß Hiobs Geduld nöthig war, um es bis zum End' auszuhalten. Gegen das Beschreyen sollte die gnädige Frau beständig Salz und Brod bey sich tragen; der Milch willen kein Schnappmesser in den Sack bringen; keinen Krüppel ansehen, und wenn sie ja vor etwas erschräcke, ja nicht mit der Hand das Gesicht berühren, damit dem Kinde, Gott behüts! kein Muttermahl an einem so sichtbaren Orte angehängt würde; vor allem aber sollte sie sich ja nichts versagen, wenn ihr ein Gelüsten ankäme, denn sonst lernte das liebe Kind entweder die Speise sein Lebtage nicht essen, oder bekäme wohl gar irgendwo am Leibe ein Wahrzeichen. — Hier hatte Frau Schnips eine leibhafte Katze zur Welt gebracht, die, gleich nach der Geburt, an der Wand hinauf geklettert, oder durchs Fenster hinaus geschossen seyn sollte; Dort wurde Frau Schnaps von einem Kinde mit Geißfüßen und Haasenohren entbunden, und was der Abentheuer mehr war. — Das hatten die guten Weiber indeß nur vom Hörensagen; aber von allerley gar besondern Muttermählern waren sie Augenzeugen und wußten auch Grund und Ursache aus der Wurzel heraus; Denn wenn jener Zeit ein Kind mit einem

Feu-

Feuermahle, mit Leberflecken oder Fleischgewächsen zur Welt kam: so war immer ein Schrecken oder Gelüsten daran Schuld. Sah das Fleck keiner Maus ähnlich: so mußt' es nicht gut seyn, wenn nicht eine Wurst, ein Stückchen geräuchertes Fleisch oder sonst was daraus zu machen war. Runde Flecken sahen Aepfeln, Nüßen, Zwiebeln, Pflaumen oder Kirschen ähnlich; denn sie waren ja rund — und die Frau Baasen, die Anfangs gar nicht errathen konnten, was es war, begriffens ganz deutlich, so bald es die Frau Baase Kindbetterinn erklärt hatte.

Nächst der hier zu gebrauchenden Vorsicht sollte die gnädige Frau, bey Leib und Leben, durch keinen Zaun, oder unter einem Geländer weg schlüpfen, ohne den nämlichen Weg wieder rückwärts zu machen; sonst stürbe das Kind in der Geburt oder bliebe doch all sein Lebtage ein Zwerg. Gegen die Niederkunft hin sollte sie wacker Wein trinken, denn das gäbe Kraft, und sich vorläufig mit Karfunkel-Tropfen versehn, um damit bey der Niederkunft nachzuhelfen; wiewohl auch einige der Essentia Dulcis, der Edelleber-Tinctur und den pulverisirten Krüpfen von drey Nüssen noch mehr Kraft zuschrieben.

Durch das verzweifelte Geplauder ward Gustav so verwirrt, daß er vor lauter Rath sich nicht mehr zu rathen wußte. Das Beschreyen und alles was man dagegen braucht, war ihm freylich, als einem klugen Manne, längst lächerlich; er wußte wohl, daß alle Krankheiten natürlich entstehn und natürlich geheilt werden müßen; daß Salz und Brod nur wider den Hunger, und nicht wider das vermeintliche Beschreyen helfe; Wegen des

Versehens und Gelüstens aber war er doch immer in Sorgen. „Bist doch nicht erschrocken lieber Schatz?“ fragte er daher seine Caroline, wenn ihr nur eine Maus über den Weg lief, oder ein lahmer Bettler vors Schloß kam. Ingleichen war er auch sehr besorgt, das gute Kind unter ihrem Herzen vor allen Muttermählern, und vor dem Fehler zu behüten, nicht alles essen zu können. Täglich gieng daher die Frage: du hast doch kein Gelüsten, lieber Schatz? magst du nicht dieß? magst du nicht das? — und Caroline, die vielleicht mit dem Erbfehler der Mutter Eva von Natur aus behaftet war, trug dann auch wirklich alle Augenblicke nach etwas anderm Verlangen, und aß oft solche Dinge nach einander, die gar nicht zusammen taugten. — Ueber der abergläubischen und leckerhaften Unordnung, ward sie aber einmal so krank und vom Erbrechen überfallen, daß ihr eine unglückliche Geburt bevorstand.

Ehrlich, der bisher schon öfters Bedenklichkeiten über das Versehen und Gelüsten geäusseret hatte, konnte nun, da der gnädigen Frau wieder glücklich geholfen war und Gustav schon wieder anfieng wo er's gelassen hatte, nicht länger schweigen. Er sagte demnach gerade heraus, daß er von dem Gelüsten schwangrer Frauen wenig oder gar nichts halte. Daß die meisten bloß deßwillen so lüstern wären, weil sie glaubten, sich nichts abschlagen zu dürfen.

Ueber die Muttermähler machte er die Anmerkung: daß es gar nicht abzusehn wäre, wie die Einbildung der Mutter auf die Haut des Kinds wirken könne, und daß man auch keinen ganz überzeugenden Beweis in der

Er-

Erfahrung habe; denn die Mähler wären oft vorhanden, wo sich die Mutter keines Schreckens oder Gelüstens erinnere; fänden sich aber oft bey solchen Kindern nicht, deren Mütter, während der Schwangerschaft, gar viel Schrecken ausgestanden, und gar manches Gelüsten nicht befriedigt hätten. Auch könne man größtentheils das nämliche Muttermahl, das, nach Aussage der Aeltern, eine Maus seyn sollte, mit eben dem Rechte für eine Bratwurst ansehn. Zudem meynte er, daß viele Mütter sich ihre Schwangerschaft dadurch sehr lästig machten und wohl gar unglücklich würden, weil sie sich, aus Furcht dem Kinde so was anzuhängen, nichts versagen wollten, alles untereinander hinein äßen und dadurch krank würden, statt daß sie während dieser Umstände lieber noch einmal so ordentlich leben sollten als sonst. Warum, sagte er unter andern, haben denn solche Mädchen, die unehlicher Weise Mütter werden, größtentheils gar keinen Anfall von Lüsternheit? — Nicht wahr? weil sie von ihren Aeltern hart gehalten werden, und niemand ihnen etwas aus dergleichen Einfällen ergehn läßt? — Gleichwohl sind ihre Kinder gewöhnlich frisch und gesund, können alles essen, und bringen eben so selten ein Muttermahl zur Welt als andre.

Was das Erschrecken anlangt, sagte er weiter: so ists freylich nicht gut, wenn Mütter hart zusammenfahren. Obrigkeiten und Policeyämter sollten daher dafür sorgen, daß Personen, deren Anblick Entsetzen erregt, ihre schadhafte oder verstümmelten Glieder nicht jeden, den sie um Almosen anflehn, ganz nackt und blos entgegen strecken dürften, sondern diese bedecken, oder

sich

sich ganz und gar von öffentlichen Straßen entfernt müßten halten. Der Schrecken liegt oft starken Männern wochenlang in den Gliedern. Da nun das Kind mit der Mutter einerley Blutumlauf hat: so kanns nicht anders seyn, das zarte Kind muß mit der Mutter zugleich erschrecken, und die damit verbundene Erschütterung kann sogar die natürliche Lage desselben verrücken, und also daran Schuld seyn, daß es unförmlich und elend zur Welt kommt; aber daß ein Mensch eine Katze gebohren habe, werd' ich nicht eher glauben, als bis ich es selbst sehe, oder bis einmal eine Katze einen Menschen zur Welt bringt. — So sagte der Pfarrer und dieß war wirklich für jene Zeiten sehr viel, wo die Geistlichen noch sorgfältig untersuchten: ob man wohl ein Kind mit Kalbsfüssen, mit einem Katzenschwanz, mit einem Affengesicht oder Schweinsrüssel taufen dürfe, aber nicht daran dachten, ob denn wohl auch je solch eine Mißgeburt zur Welt gekommen sey. Das setzte man alles voraus und glaubte die Possen aufs Hören- sagen wie ein Evangelium, ob man gleich keinen gescheiden Menschen wußte, der so was selbst gesehen hatte. *)

Un-

*) Vielleicht hat der ehrliche Pfarrer der Sache zu viel gethan und, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Baade verschüttet. Einige öffentliche Blätter, namentlich die Gothaer gel. Zeitung und der Anzeiger, haben dieß wenigstens gerügt. Jedermann wird mir indeß zugeben, daß unter 1000 Fällen die man gegen ihn anführen könnte, 500 blos erdichtet, 400 sehr unzulänglich und kaum 100 von der Art sind, daß sie nur einigermassen als Erfahrungen gelten können.

Unter solchen Umständen hielt es aber auch schwer, einen so tief eingewurzelten Irrthum zu widerlegen; und sind auch alte Vorurtheile noch so glücklich verjagt: so kehren sie doch gewöhnlich alle wieder zurück, so bald Noth an den Mann geht. Dieser alten Erfahrung zu Folge wird freylich der güte Prediger einen sechs und sechzigjährigen Mann, dem es übrigens an Scharfsinn gar nicht gebrach, wohl schwerlich überzeugt haben; indeß aber war doch Gustav nach der Zeit vorsichtiger. Caroline machte sich auf Anrathen eines klugen Arztes, fleißig Bewegung. Nur allzustarkes Strecken und Emporlangen, unvorsichtiges Springen und dergleichen, vorzüglich aber das Trinken hitzender Sachen, hatte der verständige Mann ganz untersagt. Er schlug die Hände zusammen, als er hörte, daß in Traubenheim Wein und starke Tropfen, wohl auch gar Branntwein, als vortrefliche Mittel zur Beförderung der Niederkunft angesehen und gebraucht würden. Gerade das Gegentheil muß hier angewandt werden, sagte er. Wasser mit etwas Weinessig oder Citronensaft, und andere kühlende Getränke sind in solchen Umständen fast immer am dienlichsten; denn das Geblüt ist in solchen Fällen ohnedieß in Wallung und Hitze; der geschwächte Magen verträgt die starken Getränke nicht mehr, und leicht kann daraus Entzündung und Brand entstehn, wenn die Greissende nicht aufferordentlich stark und gesund ist.

Caroline richtete sich nun genau nach diesen Vorschriften; das bittere Stündlein kam und sie ward von einem gesunden frischen Knaben entbunden. Gustavs Freude läßt sich nicht einmal denken, viel weniger be-

schreiben. Noch naß vom ersten Bande ward der Junge von ihm selber besichtigt und gemessen. Vor Entzücken lief er mit dem Kinde in den Armen seinem Vogt und Pfarrer entgegen, als sie kamen, um dem erfreuten Vater und der Wochenbetterinn Glück zu wünschen.

Allgemein war indeß das Jubiliren im Dorfe; denn alles hatte sich vor dem Herrn von Sturm gefürchtet, dem das Guth heimfallen sollte. Die Bäuerinnen besuchten häufig die gnädige Frau im Wochenbett, und brachten ihr Pfefferkuchen und Herzmorsellen mit, weil, ihrer Meynung nach, einer Wöchnerinn nichts zuträglicher war, als Herzzucker und Lebkuchen. Ob nun gleich Caroline von diesen, mit Gewürz übersetzten und also schädlichen Sachen, nichts genoß: so gefiel ihr doch die gute Meynung. Die Weiber aber waren zum Theil desto unzufriedner mit Ihr. Sie glaubten gewiß, daß ihr noch was angethan werden würde, weil sie so frevelhaft und verwegen war. Ueber die Bettstätte durften z. E. keine † † † gegen die Druthen gemacht werden. Caroline rief herzhaft: Herein! wenn sie allein war und jemand an der Thüre pochte. „Ei, Ei! das sollt' eine Wöchnerinn nicht, wenn sie allein ist; denn dadurch wird den bösen Leuten alle Gewalt eingeräumet„ — sagten die furchtsamen Mütter. Sie visitirten ferner das Wickelband, und — kein Salz und Brod war ins Ende genäht. In der Wiege war nicht dreyerley Mist, von dreyerley Hofraithen junger Ehleute. Die Wiege selbst blieb einmal wie das andere mal stehn, die doch binnen sechs Wochen dreymal hätte umgedreht werden sollen. Der kleine Heinrich war oft ganz allein, und kein geistli-

liches Buch lag auf seinem Deckbette. Kam jemand, der das Kind sehn wollte: so wurde gar nicht nachgefragt, ob es wacht oder schläft; und doch sollte von Rechtswegen kein böses Auge schlafende Kinder sehn! Die gnädige Frau borgte noch überdieß während der sechs Wochen jedermann, sogar am Dienstage und Freytage, allerley Waaren aus dem Schloß, und hatte gleichwohl kein Beschreykraut im Vorrath, um im Falle der Noth, da Gott für sey! das Kind kreutzweis damit waschen zu können.

Kurz, Caroline gab sich, auf Anrathen des Predigers, alle mögliche Mühe, dem landläufigen Aberglauben stracks entgegen zu handeln, und gieng sogar das erstemal nach dem Kindbette ganz allein zur Kirche.

Gebt nur Acht, wie es noch ausgehn wird! der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht: Vorsorge verhütet Nachsorge; wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um; wem aber nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen — hieß es nun lange Zeit: Was aber auch immer die guten Weiber Böses prophezeihten: so blieben doch Mutter und Kind frisch und gesund. Marie Liebrichinn, die wenige Wochen darauf mit einem Mädchen niederkam, war nun eben so freygeisterisch, und fürchtete sich weder vor Wechselbälgen noch vor dem Alp. Zwey Jahre darauf ward auch Rosina von einem Knaben entbunden. Ohne Salz und Brod war sie vor allen Beschreyungen sicher, und Ehrlich gab sich recht absichtlich Mühe, daß an seiner Frau, so wie am Kinde, von allem, was Aberglaube heißt, gerade das Gegentheil gethan wurde.

Dadurch bekamen die albernen Hirngespinnste mancher Mütter einen gewaltigen Stoß. Selbst die alte Wehmutter würde noch überzeugt worden seyn, wenn sie nicht darüber gestorben wäre und einer jüngern Person Platz gemacht hätte, die gleich Anfangs gescheider war. Der Herr Pfarrer ließ sie aber doch noch vor der Verpflichtung zu sich kommen, und stellte ihr vor, wie sehr sie sich in der Folge versündigen könne, wenn sie den schändlichen und schädlichen Aberglauben länger ernähren hülfe. — Da sie schon im Pfarr- und Schulhause bey Niederkunften und Kindbetten gewesen war und augenscheinlich gesehen hatte, daß man, ohne Gefahr, gerade das Gegentheil von allem thun darf, was man, aus Aberglauben, für nöthig hält: so war es ein leichtes, sie vollends zu überzeugen. Im Tempel des Aberglaubens war demnach ein Hauptpfeiler gestürzt; denn die Hebammen sind es gewöhnlich, die dergleichen Thorheiten mit aller Macht unterstützen und die gesunde Vernunft nicht empor kommen lassen. Lenore, (so hieß die neue Wehmutter) war aber nicht einmal zu überreden, daß sie beym Kirchgange Salz und Brod zu sich gesteckt, oder ein vermeyntlich beschrienes Kind mit drey Schürzerzipfeln dreymal gemessen und eben so oft dazu gesagt hätte:

N. N.!
Hat dich beschrien ein Mann:
So komm es ihn selber an.
Hat dich beschrien ein Weib:
So verscheid' es in ihrem Leib.
Hat dich beschrien ein Mägdlein oder Knab:
So wisch' ichs mit meinen 3 Schürzerzipfeln ab,
Im Namen Gottes des V. S. u. H. G. Amen!

† † †

Zu

Zu solchen sündlichen Segensprechereyen und Verwünschungen ließ sich Lenore schlechterdings nicht gebrauchen. Das verdroß aber auch die Weiber des Dorfs zum Theil so sehr, daß sie die brave Frau gar nicht mehr zur Wehmutter haben wollten. Doch waren auch verschiedene schon klüger geworden, und hielten desto mehr auf sie. Nicklas, Wilhelm, der Wirth und noch etliche Väter, waren auch auf ihrer Seite, so daß, wenn sie taufen ließen, nichts von den Possen in ihren Häusern vorfallen durfte.

Zwar verlohr sich dadurch der Aberglaube nicht ganz; denn es gibt Menschen, die nicht gescheid zu machen sind. Jetzt, nach neunzig Jahren, ist der Mann ohne Kopf, (nämlich der Aberglaube) noch nicht ganz aus Traubenheim verbannt; aber ich darf kühnlich behaupten, daß in ganz Franken kein Dorf so gereinigt ist von seinen Spückereyen, als unser Traubenheim, wo man schon so früh die Fackel der Vernunft aufgesteckt hat.

Funfzehntes Kapitel.

Gustavs Vaterfreuden. Eine Gemeinweyde wird vertheilt.

Gustav schauckelte nun seinen kleinen Heinrich, der wie Erlen am Bache heranwuchs, täglich auf den Armen und ergetzte sich an den muntern Gebehrden des Kindes; der Tag aber, da es zum erstenmal den Namen Papa herausbrachte, war ihm ein Festtag. Kinder war-

ten am heiligen Christabend in der finstern Kammer nicht mit so pochendem Herzen auf den Ruf der Mutter: Kommt heraus ihr Kleinen, die Bescherung ist angelangt! als Gustav auf die Freude wartete, seinen Namen aus dem Munde des kleinen Heinrichs zu hören. Nun aber brachte jeder Tag neue Vaterfreuden.

An schönen Sommerabenden saßen gewöhnlich Gustav und Caroline, Vogt Wulfing, Pfarrer Ehrlich und seine Rosina, Lieberich, seine Mutter und Marie beysammen im Schloßhofe. Der kleine Heinrich gieng dann wie ein Ball von Hand zu Hand. Ehrlich spielte dabey zuweilen die Harfe, und Gustav lachte Seelenvergnügt, wenn sein Heinrich so nach der Harfe hinstrebte und in den Saiten krappelte. Die Bauersleute, die vom Felde zurückkamen, vergaßen ihrer Müdigkeit, und blieben eine Weile vor dem Schlosse stehn, um auf das liebliche Harfenspiel des Herrn Pfarrers zu lauschen; noch besser aber gefiel allen das Geklimper des Kleinen. Die Weiber und Mädchen brachten ihm milde Birnen oder sonst ein reifes Obst vom Felde mit, und ergetzten sich, wie der Junge so herzhaft zugrif und nach dem Munde fuhr. Dann nahmen sie ihn auf den Arm, und schaukelten ihn den Mannsleuten entgegen, die nach dem lachenden Kleinen haschten, wie wenn sie nicht geschwind genug wären ihn aufzufangen. Unter solchen häuslichen Ergetzungen strichen die Sommerabende wie Minuten dahin, und Gustav und Caroline genoßen ganz die Freuden, die Lamech empfand, als er beym Anblicke seines kleinen Noah ausrief: dieser wird uns trösten in all unsrer Müh und Arbeit auf Erden!

Gustav, der bisher sein Traubenheim nur aus Liebe zu seinen Unterthanen glücklicher zu machen gesucht hatte, that es nun auch in Rücksicht auf seinen Heinrich. Sein erster Blick war auf eine große Weyde gerichtet, die gegen Langenhausen zu lag, wenigstens 226 Morgen betrug, und jetzt unter dem Namen Neugeruth bekannt ist. Sie hatte den besten Boden, war aber einer dürren Wüste gleich, weil vor dem vielen Vieh, das vom ersten Frühlingstage bis in den späten Herbst darauf Hunger litt und den Dünger verschleppte, kein Gräschen darauf gedeihen konnte. Der schlimmste Umstand war, daß das Stück Land zwey Gemeinen, den Langenhäusern und Traubenheimern, zugleich gehörte. Verschiedenemal hatte schon Wulfing den Antrag gemacht, die große Weyde, wie andere Gemeinwiesen, wenigstens so lange zu schonen, bis das erste Heu davon gewonnen seyn würde; da konnten aber die Gemeinen nie eins werden, wieviel Morgen auf die eine oder andre gerechnet werden sollten. Langenhausen hatte mehr Häuser, und Traubenheim mehr Vieh. Von Seiten des ersten Dorfs wollte man es daher nach der Häuserzahl ausgeschlagen wissen. Die letzteren hingegen bestanden darauf, daß ihnen mehr zukomme, weil sie wenigstens dreyßig bis vierzig Stücke Rindvieh mehr hätten. Langenhausen brachte dagegen seine größre Schäferey in Anschlag, und so gieng allezeit das Reden und Rechnen her und hin, bis aus der ganzen Sache nichts wurde. Nach vieler Mühe gelang es indeß doch einmal dem ehrlichen Vogt und seinem Schulzen, daß Traubenheim nachgab und sich dazu verstand, die Hauptabtheilung nach der

Dorfsgröße machen zu lassen. Nun aber entstand in beyden Ortschaften ein innerlicher Krieg. Die Reichen verlangten nämlich, nach Verhältniß ihres Viehstandes, vier- sechs- oder achtmal so viel als die Armen, die nur ein einziges oder ein Paar Stückchen im Stalle hatten; und diejenigen, die gar kein Vieh hielten, sollten ganz durchfallen. Diese hingegen behaupteten, daß der Ausschlag nach den Häusern und nicht nach dem Viehstande gemacht werden müsse. Der Schulze von Langenhausen war auf Seiten der Reichen, und wurde von den Armen jämmerlich verlästert und verfolgt; noch weit schlimmer aber stand Ortmann sein Amtsbruder, bey den Reichen zu Traubenheim, weil der ehrliche Mann, ob er gleich selbst acht bis zehn Stücke Rindvieh unterhielt, gleichwohl den jährlichen Ertrag nach der Häuserzahl ausgetheilt wissen wollte. Das Geschrey der begüterten Filze über dieses Urtheil war so schrecklich, daß man hätte glauben sollen, die ganze Heerde blöke in eigener Person um das liebe Gras. Die armen Leute, die vom Tagelohn dieser Schreyer lebten, mußten endlich nachgeben; dafür aber bestanden sie darauf, daß es nun auch beym Alten bleiben solle. Schulz Ortmann hatte sich indeß viele Feinde gemacht und Wulfing wurde nicht wenig als Anstifter verlästert.

Ein Umstand, der leicht den gnädigen Herrn hätte zurückschrecken können; aber Gustav war unabläßig in allem, worauf er verfiel. Sein erstes Bemühen war also, die Langenhäuser wieder auf die Bahn zu bringen. Er schrieb deßwillen an den Herrn von Schleich, welcher Guthsherr von Langenhausen und Kammerjunker zu

An-

Anſpach war; dieſer gab ſeinem Amte Befehl, den groſſen Waſen mit Traubenheim nach der Häuſerzahl abzutheilen, und Guſtav eilte nun ſo viel als möglich mit der Ausführung ſeines Vorhabens, weil er wohl wußte, wie ſchwer es hält, eine Gemeine zu vereinigen, wenn man ihr Zeit läßt, erſt über das Vorhaben beym Weine zu ſchwatzen, und ſich zu verabreden.

Kurz entſchloſſen ließ er alſo die ganze Gemeine vors Schloß kommen.

„Der groſſe Gemeinwaſen zwiſchen hier und Langenhauſen, ſprach er, hat ſchon eine Menge vergeblichen Streit veranlaßt; immer aber ihr lieben Traubenheimer, ſeyd ihr darin einig geweſen, daß das ſchöne Stück Land zehnmal beſſer benützt werden könnte, wenn jeder Ortseinwohner ein Stück davon als Eigenthum bekäme, und als Acker oder Wieſe nach Gefallen bebauen dürfte. — Nur über die Art der Vertheilung ſeyd ihr noch immer in Streit. Die Reichen wollen, in Rückſicht auf ihr Vieh, mehr als die Armen, und die Armen glauben, als Hausbeſitzer, eben ſo viel Anſpruch auf ein Gemeinrecht zu haben. — Es liegt mir nun daran, zu wiſſen, welche von euch begüterten Einwohnern, den Armen das bischen Feld vergönnen oder nicht; Aber mündlich will ich es nicht wiſſen! Es gibt dann bloß ein unanſtändiges Gelärm, und am Ende weiß doch niemand, wer dafür oder dawider iſt.“

Eben rührten ſich die Tollköpfe des Dorfs, und ohne Zweifel würde wieder ein wildes Gelärm entſtanden ſeyn, wenn nicht der gnädige Herr mit den Worten Friede geboten hätte:

„Still! Ich will euch ein Mittel vorschlagen, durch welches ihr eure Meynung zu erkennen geben könnt, ohne Gelärm und Geschrey. Wer die Austheilung nach den Häusern verlangt, der trete hier auf die rechte Seite des Hofs; wer es nach dem Viehstande begehrt, der gehe zur Linken! Nur so viel bedenkt, daß des Abtheilens, Wegnehmens und Hinzuthuns kein Ende seyn würde, wenn man sich nach dem so veränderlichen Viehstande richten wollte. Sagt also, ob ihr deßwillen auf ein Haus, so zu reden einen ewigen Fluch legen wollt, weil der gegenwärtige Besitzer entweder nur Ein Stück Vieh, oder gar keines im Stalle hat!"

Hiermit trat Gustav selbst auf die rechte Seite. „Vivat, wer mir nachfolgt! rief er. Ich habe das meiste Vieh im Stall; aber die Armen sollen leben!!"

Schnell liefen die Armen auf Gustavs Seite. Nicklas und der Schulze machten den Anfang unter den Reichen, und die meisten folgten nach; denn ihnen kam es vor, als ob der jüngste Gerichtstag gehalten würde, wo die Guten zur Rechten und die Bösen zur Linken des Richters stehn sollen.

Nur etwa zwanzig Starrköpfe traten auf die linke Seite, an deren Spitze sich besonders Herrmann, Marks und Lips hervor thaten. Sie standen und wisperten unter einander, krempten an ihren runden Hüten und bleckten die Zähne vor Zorn, wie satte Hunde, die der hungrigen Katze den Brei verwehren.

Zur glücklichen Stunde kamen eben acht wirzburger Hussaren mit einem Corporal vor das große Schloßthor. Beym Anblicke der vielen Menschen hielten sie

an,

an, und besetzten förmlich den Schloßweg. Herr Jesu! Soldaten! .. rief Lips, und sprang wie unsinnig auf die andere Seite. Wie vom Wetter gerührt folgten ihm auch die übrigen nach, und das Volk stand auf Einmal, wie eine Mauer, zur Rechten.

Gustav ließ sogleich Mann vor Mann in den Schloßtennen kommen. Das Gemeinbuch lag auf einem Tische und die ganze Bauernschaft fieng an sich zu unterschreiben.

Indeß kam auch der alte Schnurrbart von einem Corporal und begehrte mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Seine Absicht war, auf Befehl seines Fürstbischofs nach liederlichem Gesindel zu streifen, und in Traubenheim um das Streifrecht nachzusuchen. Gustav lächelte bey sich selbst über den glücklichen Zufall, der eine so schnelle Veränderung in den Entschlüssen der Starrköpfe bewirkt hatte, die steif und vest glaubten, daß um ihrer willen der Schloßweg besetzt worden sey. Doch fand er nicht rathsam den Irrthum zu entdecken. Seine Unterthanen unterschrieben sämmtlich das Protokoll, oder klecksten, statt ihrer Namen, dren † † † darunter, und so war das schwierige Werk auf Einmal im Reinen.

Die hundert Morgen Weyde wurden nach der Häuserzahl in achtzig gleiche Theile zerschlagen. Jeder Hausbesitzer bekam fünf Viertel Land nach dem Loose. Der Neubruch trug überschwänglich Frucht, und die dadurch reicher gewordenen Einwohner, die großentheils geargwohnt hatten, daß es ihrem Herrn bloß um den Neuriß-Zehend zu thun sey, waren Seelenvergnügt, als sie das schöne Stück einärnteten ohne eine Garbe davon zu verlieren. — Nun erst priesen sie die gute Veranstaltung;

denn Viehweyden hatten sie noch immer genug, und fühlten also den Abgang nicht einmal. Die Langenhäuser sahen den Vortheil der Traubenheimer mit Neid, und vertheilten ihre 126 Morgen auf eben die Weise; denn gute Beyspiele wirken gewöhnlich mit unwiderstehlicher Kraft; aber alles Reden, ohne Beyspiel, ist größtentheils unnützes Geschwätz.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großes Stück Wald wird angesä't. Die Leser lernen einen betrogenen Betrüger kennen.

Mit dieser gemeinnützigen Anstalt beschloß Gustav das alte Jahrhundert. Mit einer noch wichtigern wollt' er das neue beginnen.

Zum Dorfe gehörte ein großer Gemeinwald, mit dem man seit undenklichen Zeiten schlecht gewirthschaftet hatte. Vor Alters bekam nicht nur jeder Ortseinwohner sein jährliches Maaßholz daraus; auch an benachbarte Dörfer wurde jährlich eine ziemliche Menge verkauft. Nun aber reichte der Wald kaum mehr für das Ort zu, und die Gemeinkasse, die sonst ein schönes Stück Geld aus dem verkauften Holze zog, kam sehr in Verfall.

Der erste Grund zur Abnahme der Waldung wurde schon bey der Wiedererbauung des Dorfes gelegt. Man hieb damals eine zahllose Menge Holz nieder, um das Dorf wieder herzustellen. An das sogenannte

Schnei-

Schneiden der Stämme dachte noch niemand. Der dickste Eichbaum, aus dem man vier Bauhölzer gesägt hätte, wurde zu einem einzigen zusammen gehauen. Und da man das Bauholz unentgeldlich erhielt: so nahm jeder der Stämme so viel, daß ihm noch auf zwey Jahre Brennholz übrig blieb. Von Steinen wurde fast nichts gemacht, und die Geschwelle lagen und faulten hart auf der Erde. War irgend ein Weg nicht mehr zum Fahren: so brückte man ganze Strecken mit den gesündesten Bäumen. Wer Lust hatte Geländer und Zäune zu setzen, stellte sich an, als wollt' er etwas bauen. Vom Drittel des dazu gefällten Holzes, ließ er ein Stückchen Wand einziehen, einen kleinen Stall oder sonst etwas errichten, und verspältete das übrige zu Geländerstöcken und Zäunen. Durch junge Schläge fuhr jedermann die Kreutz und Quere. Vieh und Geschirr drückten die schönsten Schößlinge zu Boden. Schafe und Rinder weydeten darin und fraßen und traten viele tausend junge Reißer ab. Das wenige Laßholz blieb dazwischen stehn, und so entstanden die sogenannten lichten Eichen, die wenigstens einen Platz von 250 Morgen einnahmen, und keinen Nutzen gaben als was die Schweinmastung zuweilen abwarf. Gegen 300 Morgen waren zu einem ganz öden Anger geworden, auf dem man das Vieh Hunger und Kummer leiden ließ. Der Jäger hieb Jagdwege nach Gefallen durch den Wald, und ließ zur unschicklichsten Zeit jede Hohleiche fällen, in die sich ein Fuchs oder Marder verkrochen hatte. Die Bauern selbst hieben um eines Spannbengels willen, den schönsten jungen Baum ab; stahlen die Laßreißer zu Leiterbäumen und Deich-

seln; schlugen zur Pfingstzeit eine ungeheure Menge Birken, um, wie sie sagten, das Fest mit Meyen zu schmücken. Die jungen Bursche hieben nach Wohlgefallen um eben die Zeit die schlanksten Birken und steckten sie vor die Häuser ihrer Mädchen, so daß Traubenheim zur Pfingstzeit einem halben Wäldchen glich. Tagelöhner und Handwerker, die vom Waldwesen nicht das mindeste verstanden, wurden zu Holzförstern gemacht. Wer sich mit ihnen hielt, und jährlich etliche Pfunde Butter daran wagte, durfte stehlen so viel er mochte. Mancher brachte mit langen Fingern so viel davon, daß er sein ganzes Maaßholz oder Gemeinrecht verkaufen und sich blos mit Brechholz und gestohlener Waare behelfen konnte. Dadurch kam aber auch die Waldung ganz in Verfall.

Schulz Ortmann beherzigte zwar das Unwesen, und that der Verwüstung so ziemlich Einhalt; aber der Wald war einmal verdorben. Wulfing suchte daher das Volk zu überreden, die verödeten Plätze frisch anfliegen zu lassen; aber umsonst. — Was nützt uns der Anflug? schrien die meisten. Wir dürfen Arbeit und Saamen daran setzen, und unsre Nachkommen ziehen den Vortheil. Einige meynten denn wohl, daß man ja für seine leiblichen Nachkommen sorge, daß man doch selbst auch froh seyn würde, wenn die Vorfahren besser gewirthschaftet und den Wald nicht so verwüstet hätten; da waren aber immer zwanzig Stimmen entgegen. Nach hundert Jahren, schrien die Starrköpfe, sorgt niemand mehr für uns, was sollen wir auf hundert Jahre hinaus sorgen?

Das

Das ist wahrlich die Sünde der Väter, sprach Wulfing voll Unwillen, die der Herr an den Kindern heimsuchen wird bis ins dritte und vierte Glied; denn eure Kindes-Kindes-Kinder werden erst die Folgen der Sünde tragen müssen, die ihr dießmal begeht; aber ihr Leute seyd und bleibt unbekümmert um alles, was nach eurem Tode mit euch selbst und mit euren Kindern vorgehn wird.

Ich denke, wir geben den Pfarrer von Langenhausen auf und gehn zu unserm Vogt in die Kirche — sagten einige, die sich für Spottvögel hielten. Andre sagten unter einander: Es ist Gemeins-Sache, die den Vogt nichts angeht. Wieder andre: Der gestrenge Herr kann gut schwatzen; er hat keinen Schwanz auf dem Anger, und beym Umriß der öden Plätze fällt ihm keine Frohnfurche zur Last.

Die wenigen verständigern und bessern Leute schwiegen aus feiger Menschenfurcht, und Wulfing hatte wieder den Verdruß, eine seiner schönsten Unternehmungen vereitelt zu sehn. Herr Vogt, sagte der Schulze, wer sich eines bessern vom Volke versieht, kennt die Leute nicht, und wer sich darüber erzürnt, stirbt sicher an der Schwindsucht.

Nun aber sollte die Sache von neuem betrieben werden. Gustav ließ also das Dorfsgericht und zwölf Abgeordnete von der Gemeine zu sich rufen. Sie erschienen.

Wie stark ist euer Gemeinwald? fragte der gnädige Herr.

Er

Er ist nicht genau gemessen, Euer Gnaden. Man schätzte ihn vor dem Kriege auf 1600 Morgen, erwiederte der Schulze.

Das weiß man nicht zu sagen, fiel ihm Herrmann ins Wort. Wer will so einen Wald messen!

Das kann man wohl; aber ich verlang' es nicht, war Gustavs Antwort. Nur so viel sagt mir: ob er noch so stark ist als vor 100 Jahren.

O lange nicht mehr so stark! rief Lips im vollen Hast. Es mögen wohl 600 Morgen eingegangen seyn.

Wilhelm. Mein seliger Großvater sprach immer: daß er sich wohl dächte, wie der große Anger vor den lichten Eichen, noch voller Wald gestanden sey.

Schulze. Und der Anger beträgt beyläufig 300 Morgen.

Gustav. Wie kommt es denn aber, daß das ganze Stück Wald ausgestorben ist?

Herrmann. Das will ich wohl sagen, gnädiger Herr: Der Boden taugt nichts.

Ludwig. Freylich, freylich taugt er nichts, Euer Gnaden.

Lips. (Der es nicht erräth, warum Herrmann und Ludewig den Boden verachten.) Aber die 6 oder 8 Birnbäume, die darauf stehn, schlagen doch fast alle Jahre gut ein.

Herrmann. Ja das glaub' ich, weil die Schaafe drauf getrieben werden. Der Schaafdünger thut schon viel, aber, wie gesagt, wenn keine Schaafe hinkämen, dann wär's ein ander Ding! —

Gustav. (Spöttisch.) Aha! deßwillen hat man sie wohl auch sonst in junge Schläge getrieben, um das Holz besser wachsen zu machen?

Schulze. (Lächelnd.) So klug war man noch vor 16 Jahren in Traubenheim; aber den Handgriff hab ich seit meinem Schulzenamt eingestellt.

Gustav. Noch eins, Herrmann! wie kommt es denn, daß das Stück Land, das doch sonst schönes Holz brachte, nun auf Einmal so schlecht geworden ist?

Herrmann. Lieber Gott! die Welt wird eben immer schlechter;

Gustav. (Hastig.) Das merk' ich an Dir, elender Tropf! — Aber nun auch kein Wort mehr von den kahlen Ausflüchten! Der Anger soll und muß wieder angesä't werden. Wenn ihr nicht gutwillig an die Nachkommen denken wollt: so weiß ich Mittel dafür. —

Nicklas. Mir thut es leid, gnädiger Herr, wenn wir alle so schlecht im Credit stehn.

Wirth. Der Schulze muß uns bezeugen, daß wir uns schon jenesmal, als der Herr Vogt den Vorschlag that, nicht geweigert haben. Wilhelm und Nicklas wissen, wie viel Streit es darüber in meiner Schenke gesetzt hat.

Gustav. Ich kenne meine Leute! Aber bey alle dem seyd ihr, wie die Meisten eures Standes, furchtsame Schweiger, wenn ein Wort für die gute Sache gesprochen werden soll. Schweigen zur Unzeit ist oft eben so schädlich, und noch schädlicher, als unzeitiges Geplauder. Der rechtschaffne Mann sucht keine Verdrießlichkeiten; aber er scheut sie auch nicht, wenn es

dar-

darauf ankommt, Gutes zu stiften. Nicht Euch, ihr rechtschaffenen Männer, gilt indeß der Vorwurf, sondern denen, die ihn verdienen. — Mit Einem Worte, Herrmann, Ludewig und wie ihr heisset, wollt ihr den verödeten Anger wieder ansäen helfen, oder Zeit Lebens und immer die frisch umgerissene Laugenhäuser Weyde verzehnden?

Herrmann. Nun, ach ja, gnädiger Herr! nur nicht das ganze Stück auf Einmal!

Gustav. Das verlang' ich nicht. Rom ward auch nicht in Einem Tage gebaut.

Gustav überlegte nun mit einigen der klügsten Nachbarn des Dorfes, welcher Fleck, und wie viel noch in diesem Jahre umgerissen und umgehackt werden sollte. Die Drohung wegen des Zehndens schlug durch und gieng wie ein Lauffeuer im Dorfe herum. Funfzig Morgen Land wurden noch in dem nämlichen Herbste, zur Saat des künftigen Jahres, bearbeitet, und so sollt' es von Zeit zu Zeit fortgehn.

Niemand war indeß unruhiger, als Herrmann. Auf der einen Seite war es ihm um die Frohn und um das Stück Viehweyde zu thun; auf der andern, um die Erfüllung seiner Weissagung, daß auf dem Boden zuverläßig nichts gedeihen werde. Vor Zorn über den kurzen Prozeß, den Gustav mit ihm gemacht hatte, konnt' er die ganze Nacht nicht schlafen. Er warf sich, unter Hin- und Hersinnen, wie ein Unsinniger herum. — „Der schlafende Fuchs fängt keine Henne!" sagte er endlich

bey

bey sich selbst und erwartete mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen, um mit seinem Spießgesellen Ludewig geheime Zweysprache zu halten.

Herrmann. Das war ein verdammter Streich gestern, Gevatter Ludewig! wir waren wohl Erznarren, daß wir so flugs in das Bockshorn krochen.

Ludewig. Ei, da hätt' ein andrer sich sträuben mögen! Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. — Aber der verfluchte Vogt bläs't dem Junker eine Teufeley nach der andern ins Ohr! — Wenn du nur vom schlechten Boden geschwiegen hättest! Nun wird der Anflug wie eine Hechel hervorstechen, und wir bestehn in Schanden. —

Herrmann. Hast du nicht selbst mit eingestimmt, daß du nun mir die Schuld gibst?

Ludewig. Nun ja doch! aber wer hätt' auch gemeynt, daß der Junker den Plicktri-Plecktri gleich merken würde?

Herrmann. Drum eben! Nun ist nur die Frage, wie wir uns heraus helfen.

Ludewig. Ja helfen! Ansäen müssen wir; da hilft kein Zittern wider den Frost.

Herrmann. Und doch weiß ich Rath, daß die ganze Haide liegen bleiben soll...

Ludewig. Nur nichts mit Gewalt! Kurz und gut hat der Junker wieder Hussaren bey der Hand, und unsre Kinder und Kindeskinder müssen noch oben ein den Umriß auf der Langenhäuser Weyde verzehnden.

Herr-

Herrmann. Weder eins noch das andre! — Aber reinen Mund! das sag ich dir, Gevatter! — Wer Heimlichkeiten offenbart, verliert den Glauben, sagt die Schrift.

Ludewig. Die Zunge soll mir schwarz werden, wenn ich aus der Schule schwatze! — Nur heraus mit!

Herrmann. Der Jäger von Purrbach, mein Vetter, soll uns im Namen Gottes nicht stecken lassen. Nur müssen wirs einleiten, daß der Saame nirgends anders als bey ihm genommen wird, und das kann niemand besser als Du. Wenn ich den Vorschlag mache: so glaubt der Schulze gleich, daß ich Vetterchens spiele. Du aber kannst es ohne Verdacht, und ich spreche dann schon mit meinem Vetter, daß er schlechte Waare gibt, die nicht aufgeht.

Ludewig. Aber dann dürfen wir noch einmal den Anger umarbeiten.

Herrmann. Nicht daran zu denken! Die ganze Gemeine wird rebellisch, wenn der Junker nochmal davon anfängt, und Er selbst glaubt dann, daß der Boden nichts taugt. Auf die Weise behalten wir den Rasen fürs Vieh, und bringen die lumpigte Frohn für die Zukunft vom Halse.

Ludewig übernahm es mit Freuden, beym Schulzen den Holzsaamen des Purrbacher Jägers aufs beste zu loben, und Herrmann machte bey seinem Vetter, nach allerhand Umschweifen, den boshaften Antrag.

„Ich weiß für jemand, der verdorbenen Holzsaamen hat, gute Käufer" — sagt er, wie im Scherze.

Dann

Dann fängt er an, seinem Vetter von der neuen Waldsaat zu erzählen und wie er gleich, wegen des Saamens, an ihn gedacht habe. Nach allerley Umschweifen rückt er endlich mit dem saubern Vorschlage heraus. Auf die Weise, sagt er, kannst du nicht nur Einmal, sondern Dreymal Profit ziehn; denn, wenn nichts aufgeht: so läßt der Herr sicher das Stück wieder und wieder umreissen und frisch besäen, bis es endlich in Stande kommt. — "Aber das wird er sich dann vergehn lassen, bey mir wieder den Saamen zu nehmen," erwiedert der Jäger. — Herrmann stellt dagegen vor, daß das ganze Dorf gar nicht daran denken würde, dem Saamen die Schuld zu geben, weil Er schon längst vorgebaut und den Boden verschrien habe. Gesetzt aber auch, fährt er fort, der Herr käme auf die Schliche: so läßt sich schon ein Nebel herum machen. Entweder muß die Witterung des Himmels oder die Bearbeitung der Erde die Schuld haben. Und am Ende, was verschlägt dir's? Gesetzt auch, der Saame wird von anderswo genommen: so bist du doch mit der ersten Aussaat der schlechten Waare los: Doch, das steht bey Dir!

Der Markt gefiel Anfangs dem Jäger. Er hatte viel verdorbenen Holzsaamen, und war gar nicht abgeneigt, ihn für gut zu verkaufen. Gesetzt auch, dacht' er bey sich selbst, ich verlöhre dadurch den Credit in Traubenheim — was liegt daran? die Bursche kaufen mir doch all ihr Lebtage keine Netze mehr ab. Wer

weiß, ob sie in 100 Jahren noch einmal 50 Morgen ansprengen lassen.

Des folgenden Tags fieng er aber an das Ding besser zu überlegen. Er und Herrmann waren nie sonderliche Freunde. Der Jäger wollte die Welt todt fluchen, und Herrmann todt beten. Der Jäger rief bey allen Lügen den Teufel, und Herrmann den lieben Gott zum Zeugen. Ob nun gleich einer ein Schurke war wie der andre: so waren sie's doch auf so verschiedene Weise, daß keiner den andern wohl leiden mochte. Wie kommts doch, dachte der Jäger, daß Herrmann auf Einmal so dienstfertig wird und mir einen Haasen in die Lappen jagen will? Sollt es ein Kerl, der seinen eigenen Herrn und sein ganzes Dorf ums Licht führt, mit mir gut meynen? Und müßte nicht der Heuchler selber zwey-dreymal zur Frohn pflügen, wenn die 50 Morgen so oft angesät würden, als er mir vorschwatzt?

In diese Betrachtungen war eben der Jäger vertieft, als der Schulze von Traubenheim hereintrat, um vorläufig auf Holzsaamen Bestellung zu machen. Wenn wir gute Waare bekommen, sagte dieser: so gibt es noch ferner gute Loosung; denn alle Jahre werden nun 50 Morgen angesät, bis wir auf einem Anger von mehr als 300 Morgen herum sind.

Wie? fragte der Jäger: also nicht nur ein-für allemal 50 Morgen, sondern alle Jahre so viel? — Müßt' ich nicht ein Narr seyn, wenn ich mir gleich Anfangs, durch schlechte Waare, die Kundschaft verdürbe? sagte er dann zu sich selbst, und war schon im Begriff Herrmanns schändliches Ansinnen zu verrathen,

weil

weil er glaubte, daß dieser blos darauf umgehe, ihm gleich im ersten Jahre die Kundschaft zu rauben; bald aber besann er sich anders; versprach, dem Herrmann zum Trotz, vom beßten Saamen zu geben und die Saat selbst zu besorgen.

Indeß prophezeihte dieser auf allen Bänken des Dorfs herum: gebt Acht! aus dem ganzen Anfluge wird nichts — der Boden, wie gesagt, ist zu schlecht — es gehn euch keine hundert Ruthen auf! Aber welch ein Schrecken für den scheinheiligen Bösewicht, als er eines Abends vor den Anger kam, und mit eigenen Augen sah, wie der Wald gleich einem gesegneten Hanflande hervorstach! Er hätte hineinspringen und die jungen Schößlinge zu Boden treten mögen. Welcher Prophet kann aber auch gleichgültig bleiben, wenn seine Weissagung nicht zutrift?

So geht es mit dem Otterngezücht! sagte Herrmann zu Ludewig, als er hörte, daß alles Volk über die Waldsaat frohlockte. Wenn ein ehrlicher Mann etwas zum Beßten des Dorfs thun will: so sind immer zehn für Einen da, die sich freuen, wenn's umschlägt. Aber der Schelm von einem Jäger, der Bluthund, soll mir nur einmal unter die Hand kommen! Meynt er wohl, Herrmann läßt sich wie ein Bär an der Nase führen?

Kurz! Herrmann tobte wie unsinnig in Ludewigs Gegenwart; mit seinen übrigen Nachbarn aber sprach er nie von dem neuen Anflug, ohne Gottlob! dazu zu setzen. Selbst gegen den gnädigen Herrn, der ihn über der Waldhistorie gar unsanft angelassen hatte, bezeug-

in der Schrift des Bernard genannt Brandolan, und Schwester von Hedwig, Graf von Schwarzburg. Sie hatte die Ehre, die Königin Elisabeth, Gemahlin des Königs Albrecht, und ihre Kinder, Agnes, Rudolph, Albrecht, Leopold, Hedwig und Amalia, zu unterrichten. Diese Ehre ist in der ganzen Geschichte noch nicht dagewesen, daß eine Königin ihre Kinder selbst unterrichtet hat. Sie verfertigte für sie Bücher, und schrieb sie selbst. Sie hatte Ursache, sich dieser Mühe zu unterziehen, weil sie wußte, daß ihr Gemahl, der König, sich nicht viel aus Gelehrsamkeit machte, und weil sie auch wußte, daß sie selbst nicht viel Gelehrsamkeit besaß, und sie wollte ihren Kindern nicht mehr Gelehrsamkeit beibringen, als sie hat. Sie hat diese Kinder [illegible] Mutter Agnes und Amalia.

Elisabethens Kinder.

Man wollte durch diese Kinder eine sehr merkwürdige Begebenheit

sehr genau die nöthigen Stämme berechnet; der Abfall gehörte nicht mehr dem Bauherrn, sondern der Gemeinkasse. Zur Ersparung des Holzes und zur Beförderung der Dauer mußte jeder, der ein Haus oder eine Scheune errichten wollte, drey Schuhe Mauerwerk aufführen, damit die Geschwelle nicht so tief zu liegen kamen. Auf den Wald selbst wurde so sehr gesehen, daß niemand, ungestraft, nur einen Leiterbaum abhauen durfte. Noch weit mehr hätte freylich geschehen können; aber das wenige, was Gustav unternahm, erregte schon des Unwillens genug, besonders, weil nun der herrschaftliche Jäger über den Wald gesetzt war, welches viele Nachbarn für den grausamsten Eingriff in ihre Rechte hielten. Doch fehlte es auch dießmal nicht an vernünftigen Leuten, die Gustavs väterliche Absicht erkannten; und die Liebe dieser bessern Menschen schien ihm mehr werth, als das Lob aller unwissenden und schlechten.

Es war im Herbste 1703, als er, in Gesellschaft seiner Caroline und der gewöhnlichen Begleiter aus dem Pfarr- und Amthause, wieder einmal auf den großen Anger fuhr, um den frischen Umriß zu betrachten, und der Freuden zu genießen, die ein ehrlicher Mann fühlt, wenn er ein gutes Werk ansieht, von dem er sagen kann: es ist Mein Werk.

Bey seiner Zurückkunft nahm er den kleinen Heinrich auf den Schoos und spielte wie gewöhnlich mit ihm. Der Knabe ritt auf seinem Knie und schwatzte nach seiner Weise gar traulich und lieb. Auf einmal lallte Gustav ganz unvernehmlich, als wär' ihm die Zunge gefesselt und schaukelte den Knaben nicht mehr...

Ach, reite doch zu, lieber Vater! sagte der Kleine. Kann nicht ... stammelte Gustav, und erregte dadurch erst die Aufmerksamkeit seiner Caroline. Sie lief auf ihn zu. Seine Gesichtsfarbe war merklich verblaßt und sein Mund völlig verzogen. Was ist dir, um Gottes willen! lieber Gustav? fragte sie, und nahm den Jungen vom Schooße. Weiß nicht .. lallte Gustav und lehnte sich gegen seine weinende Gemahlinn, wie wenn er aufstehn wollte. Aber ach! die ganze rechte Seite war gelähmt und die Zunge gänzlich geschwächt. Caroline rief ihr Gesinde zusammen, und Ehrlich und Wulfing, die kaum eine halbe Stunde zuvor ihren gütigen Herrn frisch und munter verlassen hatten, wurden eiligst gerufen. Sie fanden Carolinen ganz untröstlich am Bette ihres Gemahls, und auch dieser hob an bitterlich zu weinen, als er seine beyden getreuen Diener hereinkommen sah. Vor Rührung konnte keiner ein Wort hervorbringen, bis sie die erste Bestürzung ausgeweint hatten. Es war aber auch ein jammervoller Anblick, diesen vor wenig Stunden noch so geschäftigen, geistvollen Mann, auf einmal so sehr an Körper und Seele gelähmt zu sehn. — Eine große Bestürzung gieng durchs ganze Dorf. Nur wenige niederträchtige Gesellen waren froh, daß der ihnen so furchtbare Kopf Gustavs geschwächt war. Im Geiste triumphirten sie schon über Wulfing, der nun seine Stütze verlohren hatte.

Doch, so ganz war sie noch nicht gefallen Nach einer Zeit von 3 Wochen konnte Gustav wieder ausser dem Bette seyn und, von zwey Menschen geführt, zur Noth über das Zimmer gehn; auch die Sprache kam so

ziem-

ziemlich wieder; aber ach! der Verstand hatte so sehr gelitten, daß keine völlige Wiederherstellung zu hoffen war.

Unermüdet war indeß die Sorgfalt unsrer Caroline. Sie schien mit Ehrlich und Wulfing zu wetteifern, um ihren Gemahl in seiner traurigen Lage zu erheitern. Diese beyden Freunde in der Noth, und mit ihnen auch Lieberich, kamen täglich in das Schloß, gängelten den alten Herrn im Zimmer auf und ab, und plauderten dabey mit ihm, wie mit einem Kinde, das erst anfängt zu stammeln. Wenn denn nun Gustav die Wörter nicht aussprechen, oder keinen Sinn der Rede zusammen bringen konnte: so hob er gewöhnlich an wie ein Kind zu weinen, und seinen Führern liefen die heissen Thränen die Wangen herab.

Glücklich ist der Herr, der seine Diener zu Freunden hat, wenn gleich diese Freundschaft vielen Tausenden des Suchens und Annehmens nicht werth scheint! Dieß fühlte jetzt Gustav mehr als jemals. Keiner der vornehmen Höflinge, mit denen er in Bayreuth gelebt hatte, würde sich seiner mit so zärtlicher Sorgfalt erbarmt, ihn so gegängelt und gepflegt haben wie diese bürgerlichen Freunde. Jene würden fast alle den Anblick des Elends vermieden und die lange Weile eines Krankenzimmers geflohen haben, um angenehmere Gesellschaften zu suchen; Diesen aber war es so wenig um eigene Zerstreuung zu thun, daß sie nur wünschten, ihrem gütigen Herrn seine Leiden versüßen zu können.

Ein ganzer Winter gieng so dahin. Gustav, dessen Seelenkräfte durch den erlittenen Schlagfluß sehr ge-

schwächt waren, ließ kaum mehr eine Spur seines ehemaligen Scharfsinns blicken; aber sein gutes Herz blieb ganz unverändert sich gleich. Oft drückte er seiner Caroline weinend die Hand und stammelte: gutes, junges Weib, hast viele Sorgen und Mühe! Gott vergelt es dir! — Das nämliche that er auch gegen Wulfing, Ehrlich und Lieberich. Verlaßt mich nicht! sagte er mehr als einmal, und weinte dabey bitterlich. — Der Anflug des jungen Waldes lag ihm noch immer im Sinne. Bald sprach er, oder stammelte vielmehr von Dingen, die längst schon geschehen waren, als sollten sie erst geschehn; bald von noch nicht einmal angefangenen Sachen, als wären sie längst schon vollendet. Man mußte sich daher sehr hüten, ihm etwas von Geschäften zu sagen; denn in dem Falle war er unermüdlich, davon zu sprechen. Hundertmal in Einem Tage so was zu erinnern, war ihm noch nicht genug Dabey aß er beständig und wohl dreymal so viel als sonst. Selbst der kleine Heinrich, der sich immer um ihn her schmeichelte, sagte mehr als Einmal: lieber Vater, iß nicht so viel, wirst krank!

Mit Sehnsucht erwartete nun Caroline den Anbruch des Frühlings. Sie zählte nicht nur auf mehrere Zerstreuung für ihre eigene Person, sondern auch auf die Wiedergenesung ihres Gemahls. Ehrlichs Rosina, die Jugendfreundinn der gnädigen Frau, war indeß ihre fast einzige Gesellschafterinn; aber häuslicher Geschäfte wegen, konnte auch diese bey weitem nicht so viel im Schlosse seyn, als Caroline wohl wünschte. Nun kam endlich die ersehnte Frühlingszeit;

aber

aber für unsern Gustav brachte sie keine Hülfe, wenn man nicht das schon so nennen will, daß er wieder zur Noth mit einem Stecken im Zimmer herum gehn konnte, wenn er sich dabey noch oben ein an der Wand hielt. Für Carolinen kamen hingegen der Zerstreuungen und Gemüths-Erheitrungen so viel, daß man eben nicht mehr Ursache hatte, sie wegen ihrer Einsamkeit, wohl aber wegen ihrer Gesellschaft zu bedauern.

Achtzehntes Kapitel.

Das Herz rühme sich seiner Tugend nicht, das nie mit Versuchungen gekämpft hat!

Caroline war bey der allereinfachsten Erziehung aufgewachsen. Ihr Vater, welcher in Churſächsischen Diensten als Hauptmann gestanden war, starb, da sie noch das sechste Jahr nicht erreicht hatte. Seine Hinterlassenschaft war äusserst gering, und würde lange nicht zur nothdürftigsten Unterhaltung seiner zurückgelassenen Witwe und Tochter hingereicht haben, wenn nicht der Fürst, in dessen Dienst er als Hauptmann gestanden war, ein kleines Gnadengehalt für sie ausgesetzt hätte, von dem sie in einem vogtländischen Landstädchen sehr bürgerlich lebten. Caroline sah daher niemals die große Welt. Ihre Mutter und etliche junge Freundinnen aus dem Städtchen, waren ihr einziger Umgang. Noch hatte sie das dreyzehnte Jahr

nicht erreicht, als sie auch ihre fromme Mutter verlohr. Nothgedrungen übernahm nun ihr alter Oheim zu Sippstein die verwaiste Caroline und erzog sie noch eingeschränkter als sie bisher gelebt hatte. Vierteljahre lang kam oft kein fremder Hund in das Schloß; denn der alte Herr Oheim war mürrisch, und mochte seinen Gästen immer lieber auf den Rücken als ins Gesicht sehn. Sein einziger Sohn sogar, der als Regierungsrath am herzoglichen Hofe zu Gotha lebte, kam oft Jahre lang nicht zu ihm, weil er den Zuspruch allemal mit bittrer Langweile bezahlen mußte. Nur der Prediger von Sippstein konnte sich in die Launen des alten Herrn richten, und galt daher viel bey ihm. Caroline wuchs unter diesen Umständen in ländlicher Einfalt empor, ohne die Welt und ihre Verführungen kennen zu lernen.

In eben der ländlichen Einfalt, und von lauter guten Menschen umringt, lebte sie darauf in Traubenheim. Jetzt aber nahte sich die Stunde der Versuchung. Moritz von Schleich, der als Kammerjunker in Anspach sich aufhielt, kam mit seiner Schwester im Frühlinge 1704 auf sein Rittergut Langenhausen, um da den Sommer zuzubringen. Er war beständig von jungen Hofleuten aus Anspach belagert. In seinem Schloß herrschte nichts als Spiel und Tanz, und auf der Fluhr umher Jagd und Peinigung des armen Wildes. Nächst dem streifte er in der ganzen Gegend mit seiner Gesellschaft herum, sich die Zeit zu verkürzen, die ihm, als einem Menschen, der auf Gottes Erde nichts arbeiten konnte und mochte, gleich zum Ekel ward.

Kein

Kein Ort in der Runde schien ihm aber zu seinen Streifereyen bequemer als Traubenheim. Es lag ihm wie dem Marter der Hühnerhof. Ein schöner und kurzer Weg; ein alter seelenblinder Hausherr und eine junge feurige Gemahlinn — das waren Umstände, bey denen unserm Junker der Zahn wässerte.

Vor Zeiten hatt' er das traubenheimische Schloß wie ein Stockhaus geflohn. Therese war in seinen Augen eine Bethschwester, und Gustav ein Dorfschulze. Nun aber gelüstete dem Spürhund nach dem sonst verschmähten Revir. Die Krankheit des alten Herrn war ein feiner Vorwand für ihn, mit Ehren in ein Haus zu kommen, das er nie noch betreten hatte.

Den ersten Besuch machte er ganz allein. Ihm gelang es, mit dem ehrlichen Gustav zu weinen, und dieser war schwach genug, Crocodils-Thränen, für Zähren des Mitleids zu halten. Neugierig und lüstern blickte dabey der Junker nach dem schönen, rothwangigen Weibe; streichelte, der Mutter willen, den kleinen Sohn, und wiederholte den Besuch bald darauf in Gesellschaft seiner Schwester, die eben so wenig als er im Rufe der Heiligkeit stand. Auch dießmal schien er sich um die gnädige Frau nur so viel zu kümmern als der Wohlstand forderte; desto mehr aber schwatzte er mit ihrem schlagflüssigen Gemahl, von Krankheits-Angelegenheiten, vom Langenhäuser Neuriß und vom jungen Anflug des Waldes. Er schlug eine Spazierfahrt nach Langenhausen vor, und Gustav, von seinen Thränen und Liebkosungen bezaubert, kam zum Gegenbesuch, eh eine Woche vergieng.

Mit

Mit ausgestreckten Armen flog ihm der Junker entgegen; hob ihn selbst aus dem Wagen, und führte ihn mit hocheigenen Händen die Treppe hinauf. Im Zimmer war, wie gewöhnlich, fremde Gesellschaft. Wie von ohngefähr kam Musik; es gieng zum Tanz, und Caroline gebehrdete sich, nach einem so langen trübseligen Winter, wie ein Vogel, der dem Käfig entwischt ist. Im Reihen drückte Moritz gar zärtlich ihre Hand, und war überhaupt so gefällig und galant, daß Gustav Verdacht schöpfte, gegen die Absichten des Junkers.

Zum Schrecken des kranken Herrn vergiengen keine 6 Tage, als Moritz mit einem ganzen Zug seiner wackern Gesellschaft, schon wieder in Traubenheim eintraf, um sich zu erkundigen, wie die Spazierfahrt angeschlagen ist. Man spielte, man gieng in den Garten, man lief alle Zimmer und Winkel des Schlosses durch, und Gustav, mit dem man vormals so kraulich gekos't hatte, war gänzlich vergessen... Moritz von Schleich benützte indeß jeden Augenblick, der gnädigen Frau viel vorzuschwatzen von seinem Mitleiden; von ihrer trüben, traurigen Lage; von den lustigen Zerstreuungen am anspacher Hofe; vom Elende des Landlebens im Winter und dergleichen. Er empfahl ihr, zur Aufheitrung, fleißige Spazierfahrten, und konnte nicht genug versichern, wie angenehm ihre fernern Besuche seiner Schwester seyn würden.

Auf der Seite hatte Caroline noch nie ihr Schicksal betrachtet. Sie sah bisher noch immer auch auf

das mit untergemengte Gute; nun aber allein auf ihr Unglück. — Das wollte, das suchte der Junker; denn der erste Schritt zur Verführung ist, daß man den Menschen unzufrieden macht mit seinem Zustande, und ihm angenehmere Lagen vorspiegelt.

Täglich züngelte nun Caroline nach Zerstreuungen; aber Gustav hatte keine Lust wieder nach Langenhausen zu fahren. Vergebens drängt und treibt sie; vergebens schützt sie vor, daß eine Spazierfahrt zu seiner Wiedergenesung mehr beytragen würde, als zehn Apotheken. Gustav ist zu allem bereit, nur für Langenhausen hat er kein Ohr. Er ist sogar schwach genug, ihr merken zu lassen, warum ihm Langenhausen nicht ansteht und seine selige Therese mit Thränen zurück zu wünschen.

Hätte Gustav nur allein Eifersucht gehegt — je, dann würde Caroline sich leicht getröstet und bey sich gedacht haben: Sey froh, wunderlicher Mann, daß du ein Weib hast, das schön, jung und artig genug ist, auch andern zu gefallen und dich eifersüchtig zu machen! Aber daß er noch seiner Therese das Thränen-Opfer brachte; daß er, nach Art und Weise der meisten Witwer, seiner ältern Geliebten den Vorzug vor der jüngern zugestand — das war unverzeihlich in den Augen seiner Gemahlinn; denn beym Vergleiche mit Andern will Jede gewinnen, Keine verlieren.

Gott, ach Gott! rief Caroline mit Schluchzen: bin ich nicht ohnedieß elend genug, daß du mich noch elender machst durch eifersüchtige Grillen? Wie gern

wollt' ich deiner seligen Therese das Glück vergönnen, statt meiner deine Krankenpflegerinn zu seyn! Aber so geht es, wenn junge Mädchen sich bethören lassen vom Zureden eines alten grämlichen Oheims!

Dieß sagte sie mit einem Tone der Verzweiflung; gieng in das Nebenzimmer, warf sich aufs Bette und weinte, daß eine Thräne die andre schlug; kam dann mit rothen Augen zu ihrem Gemahl zurück, war ungefällig, zählte ihm ihre bisherige Sorgfalt und seine Undankbarkeit an den Fingern herab, und bestärkte dadurch seinen Verdacht.

Zum Unstern erschien an eben dem Tage Moritz, der zudringliche Gast, schon wieder, und fand die gnädige Frau ganz verstimmt und niedergeschlagen. "Was ist Ihnen, meine schöne gnädige Frau?" fragt er mit scheinbarem Mitleiden; aber seine Augen blicken dabey unter den Wimpern hervor, wie Räuber aus dem Busche. "Ach lassen Sie mich! lassen Sie mich!" erseufzt sie. "Meiner Leiden seh ich kein Ziel!"

Das war eine Stimme, die der Niederträchtige längst gern gehört hätte; denn das Weib, das einmal anfängt über häusliche Verfassung zu klagen und Ehstands-Zwiste zu offenbaren, ist schon halb in den Stricken des Verführers.

Ach, vergeben Sie solchen Schwachheiten! sagt der Junker mit einem herzlichen Händedruck. Freudenhaß und Eifersucht sind gewöhnlich bey Geistes- und Körperschwäche. — Freylich aber können Sie sich nicht in alle Mißlaunen Ihres Herrn Gemahls fügen,

gen, unter Gebet gethan haben, wenn sie mit Gebet und Flehen zu Gott gekommen sind, und ihre Anliegen vor ihn vorgetragen haben. Es ist nicht genug, daß sie sich in diesen Stücken üben, und man von ihnen sagen kann, daß sie sich darin üben; sondern sie müssen auch darin geübet und mit geübten Sinnen, mit den Sinnen, die durch Uebung geübet sind, versehen sein, wenn sie sagen können, daß sie sich darin geübet haben.

Die andere Stelle, wo Paulus auch von der Uebung redet, ist 1 Tim. 4, 7. 8. Da sagt er: Gottselig zu werden, ist nützlich zu allen Dingen, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Das ist gewißlich wahr. Solches sage ich, und will, daß du darauf dringest, daß die, so an Gott gläuben, in guten Werken geübet werden. Diese Uebung in guten Werken ist nothwendig, und Paulus dringet darauf, daß die Gläubigen darin geübet werden. Aber worinn bestehet denn diese gute Werke Uebung?

Caroline, mit den Ränken der Verführungskunst unbekannt, vermochte bey solchen Umständen nicht zu widerstehn. Zwar kämpfte sie viel mit sich selbst:

"Wie lange wirds auch noch dauern? wie schnell kann alles vorüber seyn!" sagte sie zu sich selbst. — "Aber es kann auch noch Jahre lang währen!" dachte sie wieder.

"Er meynt es so böse nicht: selbst seine Eifersucht ist Liebe; — aber mit lauter Gutmeynen bringt er mich ins Grab, oder macht mich wenigstens so tiefsinnig als meine Vorfahrerinn war."

"Er kümmert und kränkt sich, und ist ohnedieß elend genug; — aber bin ich nicht eben so elend? kränkt mich sein unverdienter Verdacht weniger, als ihn mein unschuldiges Betragen?"

"Er war doch sonst ein liebevoller Mann; — aber was nützt mich im heurigen Frost der vorjährige Sonnenschein?"

"Er hat mich von meinem schlimmen Oheim erlös't; — aber bin ich nicht vom Regen in die Traufe gerathen?"

"Er hat mich aus meiner Dürftigkeit gerissen und hinterläßt mir ein gemächliches Auskommen; — aber macht denn Geld und Gut glücklich? und hätt' ich nicht auch durch die Hand eines jungen zärtlichen Gatten eben das erhalten können? verdient nicht ein sechs und zwanziges jähriges Mädchen eine Grafschaft, das sich einem sechs und sechzig jährigen Wittmann in die kalten Arme wirft?"

"Wenn

"Wenn er todt ist, werd' ich mich kümmern und mir Vorwürfe machen; — aber warum? bin ich nicht unschuldig? .. und Moritz hat recht: es thut dergleichen seelenschwachen Leuten nicht so weh als man denkt. Ihre Grillen sitzen nur auf der Zunge, nicht im Herzen."

"Die Welt wird mirs verargen; — aber man muß in dergleichen Fällen thun was man vor sich selbst verantworten kann, sagt Moritz. Und soll ich der Splitterrichter wegen schon jetzt die Witwentracht anlegen?"

"Nach Langenhausen soll ich nicht, sonst überall hin; — aber warum nicht an den einzigen Ort, wo mirs gefällt? Soll ich meinen freyen Willen einem Kerkermeister übergeben? und wär es nicht schwarzer Undank, wenn ich die Freundschaft so edler Menschen, die mich nie mit einem Auge beleidigt haben, die mir mit so viel Liebe zuvorgekommen sind, mit Gewalt von mir stieße?"

So stritt Caroline mit sich selbst. Sie war Klägerinn, Advocat und Richter in der eigenen Sache; behielt also Recht, und sank jeden Tag tiefer ins Verderben.

Merkt es, die ihr euch stark dünkt im Guten: der sicherste Wandrer ist dem Falle am nächsten! Merkt es, die ihr euch selbst gefallt mit eurem weichen, fühlenden Herzen. Das beßte Herz ist in doppelter Gefahr, wenn es nicht durch Welt- und Menschenkenntniß gelenkt wird.

Merkt es, die ihr euch hoch vermeßt über eurer Unschuld und aufs gute Gewissen trotzt: Die Handlung ist nicht gut, für die man bey sich selbst hundert Entschuldigungen braucht. Scheinausflüchte schläfern das böse Gewissen zwar auf kurze Zeit ein; aber sie machen kein gutes. Die Scheingründe, mit denen man unrechte Thaten bemäntelt, sagte der Pfarrer Ehrlich, sind wie einige Hände voll Erde, mit denen man einen nackten Felßen bestreut. Der erste Platzregen führt den Scheingrund weg, und der öde Steingrund guckt wieder hervor. Jeder Mensch weiß Entschuldigungen für seine Fehler; aber nur der hat ein gutes Gewissen, der keiner Entschuldigung bedarf.

Eine Handlung, die wir nicht geradezu, wie sie ist, ohne Verdrehung und Beschönigung, jedem Rechtschaffenen im Nothfall erzählen dürfen, an die wir nicht, selbst auf dem Sterbebette, mit getrostem Muthe zurückdenken können, ist nicht gut und beschwert unser Gewissen. Das Gewissen selbst aber ist für uns, ehe wir fehlen, ein Zaum, und wenn wir gefehlt haben, eine Geissel.

Neunzehntes Kapitel.

Der gute Herr! — Er fault schon lange — Ihm waren alle Bauern gut!

Niemand war bey Gustavs Klagen und Carolinens Leichtsinn verlegener als Wulfing. "Hätt' ich nicht

den

den letzten Rath der seligen Therese wieder auf die Bahn gebracht, so würde Gustav nie daran gedacht haben, ihn zu befolgen. — Das alles hätt' ich voraussehn können und sollen. Ist das nicht die gewöhnliche Folge von ungleichen Ehen? Und was nützt uns ein Erbherr aus der Familie, wenn er nicht wird was sein Vater war? und muß nicht der Knabe bey der Erziehung, die er nun ohne Zweifel bekommt, ein zweyter Herr von Sturm werden?" — So sagte der Vogt bey sich selbst und machte sich Vorwürfe.

Vergebens bemühte er sich, die gnädige Frau durch andre Zerstreuungen von Langenhausen abzuziehn, und durch Vorstellungen den alten Herrn zu gewinnen. Vergebens hielt Ehrlich bey jeder Gelegenheit Lobreden aufs gute Gewissen; auf die Geduld und auf eheliche, beharrliche Liebe. Vergebens ermahnte er, in vertrauten Gesprächen, zur Nachsicht gegen den alten, innigst guten, aber nun schwachen und kranken Mann. Alle Versuche des Pfarrers und Vogts schienen Dünger aufs Unkraut. Nichts vermochte die gnädige Frau für Langenhausen schadlos zu halten. — Je mehr Schwierigkeiten sie fand, desto heftiger ward ihre Neigung. Moritz von Schleich bemerkte sogleich den Stein, der ihm im Wege lag, und ließ keine Gelegenheit vorbey, den Pfarrer als einen engherzigen Frömmler und den Vogt als einen herrschsüchtigen Grobian, beyde aber als Urheber der Eifersucht des gnädigen Herrn anzuschwärzen.

Das wirkte wie Feuer im Zunder. Caroline hielt nun jede Vorstellung des guten Predigers für Frömmeley, und haßte jeden Rathschlag ihres Vogts, als Herschsucht.

Gustav war indeß tief betrübt über seinen Zustand. Sein körperliches Unvermögen hätt' er noch gerne getragen; aber schwer lag ihm der Kummer auf dem Herzen: "Caroline ist meiner und meiner Leiden nun überdrüssig: ich soll sterben und kann nicht!".. Gott, ach Gott! rief er oft aus, wenn er mit Wulfing und Ehrlich alleine war, was hab ich gethan! Gleich und gleich muß glücklich gehn, was ungleich ist, kann nicht bestehn! — Ach, fromme Therese, du hast mir nur Einmal zum Unglück gerathen; aber ich bin unaussprechlich elend! Dabey zog er die Mütze vom Kopf und hob sie mit beyden Händen weinend gen Himmel. Dann drückte er den kleinen Heinrich an seine Brust: "Ach Schmerzenssohn! wenn du nur ein guter Mensch wirst! Lieber Wulfing, sorg Er einmal, wenn ich todt bin, für den Jungen, und sey Er sein Freund, wie Er der Meinige war!"

So währte der Kummer auf Seiten Gustavs und der Leichtsinn auf Seiten seiner Gemahlinn bis gegen das Spatjahr fort, als ein wiederholter Schlagfluß sich einfand und unsern Gustav fast aller Sinnen beraubte. Die Sprache war ihm nun ganz entfallen. Gegen das Verhalten seiner Caroline war er itzt gleichgültiger als sie gegen seine Leiden, und Moritz von Schleich hatte nun freyes Gewerb. — Das fühlte niemand so sehr als Wulfing, der die ganze Feindschaft des Junkers empfinden mußte. Caroline zog

sich

sich ganz von ihrer bisherigen Gesellschaft ab und hatte keinen Vertrauten als ihr Kammermädchen und das Schloßvolk von Langenhausen. Mit letzterm spielte sie viel in der Karte; verlohr ganze Summen auf Einmal; forderte diese mit aller möglichen Derbheit aus der herrschaftlichen Casse; fuhr mit dem Meyereygespann nach Langenhausen, wenn die Feldarbeit am dringendsten war; sah ihre vormalige Freundinn Rosina nur über die Achsel an; selbst ihr Heinrich war ihr nicht mehr so theuer als sonst, und dieser ward, was Kinder in solchen Fällen gewöhnlich zu werden pflegen — gleichgültig gegen seine Mutter.

Frau Liebrichinn besorgte zwar die Wirthschaft; pflegte mit zärtlicher Sorgfalt des gnädigen Herrn; nahm sich des kleinen Heinrichs mütterlich an; aber bey alle dem war das Traubenheimer Schloß, in welchem sich sonst alle häuslichen Freuden versammelten, wie eine neu eroberte Festung. Alles gieng durch und gegen einander. Unter dem Gesinde war nichts als Hader und Klatscherey. Die gnädige Frau hieng immer denen an, die ihr am schönsten thaten, und den Vogt und Pfarrer am beßten verleumdeten. In dieser Kunst war niemand geübter als ihr Kammermädchen. Moritz von Schleich, oder vielmehr seine Schwester, hatten den jungen Hausteufel empfohlen, und dieser war dafür so dankbar, die gnädige Frau Gebieterinn fleißig nach Langenhausen zu begleiten und nach der Langenhäuser Schloßluft zu drehn.

Es war im Oktober 1704, als beyde wieder einmal das Fräulein von Schleich, oder vielmehr ihren

Bruder Moritz besuchten. Frau Liebrichinn, Maria und der kleine Heinrich sind indeß allein im Zimmer bey dem gnädigen Herrn. Er sitzt, wie gewöhnlich, in seinem Lehnstuhl. Auf einmal sinkt er vor sich nieder. Marie fängt ihn auf. Frau Liebrichinn ruft alles Gesinde zusammen. Auch Ehrlich, Wulfing und Lieberich sind in den ersten Minuten zur Hand. Gustav hebt schwer aus der Brust; alle Sinnen sind verschwunden; der kalte Todtenschweiß rinnt über seine blasse Stirne, und ehe man noch mit ihm das Bette erreicht, ist Gustav, der Redliche, in den Armen seiner Freunde, nach einer drey und siebenzigjährigen Wallfahrt, verschieden. Ein Eilbote wird nach Langenhausen geschickt. Unzählige Thränen fließen um das Sterbebette des Gerechten. Wulfing und Ehrlich fassen und drücken, unter Schluchzen, seine kalten Hände. Fast in allen Hütten des Dorfs ist Heulen und Wehklagen, wie um das Sterbebett eines Vaters.

Indem kommt Caroline von Spielen und Scherzen zurück in das Haus des Elends und Jammers. Wie eine Rasende dringt sie durchs Gewühl der Umstehenden durch bis vor das Todtenbette. Die Last ihrer Verirrung liegt schwer auf ihr. Sie stürzt sich über den Leichnam, küßt die kalten Wangen des Erblaßten, und tobt vor Schmerz, wie ein Mensch, der mit Gott hadert. —

Ehrlich, der es wohl wußte, wie wenig ein Trost oder irgend eine Vorstellung an überworfenen Menschen haftet, stand bloß und chaute mit starrem Blick auf sie hin. Die Trostlosigkeit und das zügellose

Jam-

Jammergeschrey der gnädigen Frau schien ihn weder zu befremden, noch zu rühren. — Es war als erwacht' er aus Träumen, als ihn Wulfing auf die Seite zog.

(Beyde allein.)

Wulfing. (Dem Prediger um den Hals fallend.) Ach lieber Ehrlich, der Tod Gustavs gibt uns unsre Caroline wieder! — Sie ist heftig erschüttert, und wird umkehren von ihrer Verirrung; aber wir dürfen nun nicht säumen, den Augenblick zu benützen . .

Ehrlich . . . an dem nichts zu verlieren seyn wird. Caroline gefiel mir nie weniger als jetzt.

Wulfing. Wie? was? warum?

Ehrlich. Platzregen überschwemmen nur, aber sie dringen nicht ein und bessern das Land nicht!

So wenig auch Ehrlich, der Menschenkenner, von Carolinens Reue erwartete: so ließ er doch die Gelegenheit nicht unbenützt; aber unrathsam schien es ihm, ihr in der ersten Aufwallung des Kummers mit den Gesetztafeln in den Weg zu treten. Erst am folgenden Morgen gieng er zu ihr allein auf das Zimmer. Ihr Schmerz war nach einer durchweinten Nacht nichts weniger als gestillt; aber doch gemäßigt. Ach Herr Pfarrer, ich bin tiefgebeugt! ruft sie ihm beym Eintritt entgegen. — Nach einer kurzen Unterredung sagt sie: Nichts kränkt mich bey dem Falle so sehr: als daß ich ihm nicht noch die Hand drücken, ihn bey meinen Thränen beschwören konnte, mir seinen Segen zu geben. —

Wir erwarten ein zukünftiges Leben, erwiedert der Pfarrer. Wir werden uns wiedersehn; und das Lebe-

wohl, das wir hier einander nicht sagen konnten, wird sich dort in ein ewiges Willkommen verwandeln. Wohl dem, der getrost und mit lauterm Gewissen seine Erdenfreunde dort wieder umarmen kann!

Ach, das ist Trost, der mich betrübt! schluchzt Caroline.

Warum, meine gnädige Frau! fragt der Prediger, warum liegt für Sie kein Trost im Wiedersehn? Wenn mich das Schicksal von meiner Rosina trennte: so wüßt' ich keinen kräftigern als den: Liebes, gutes, treues Weib! Nur auf kurze Zeit trennen wir uns: — dort finden wir uns wieder, wo unsre Liebe noch lautrer und ewig seyn wird. Wie du meine treuste Gefährdtinn warst in dieser, so wirst du auch meine erste Freundinn seyn in jener Welt!

Diese Rede, die Ehrlich mit bebender Stimm' und glühendem Angesicht sprach; fiel Carolinen schwer auf das Herz. Sie barg ihr Gesicht in das Sacktuch, und weinte fast trostlos. Ah! sprach sie endlich mit gehemmter Stimme, — mir bangt vor dem Wiedersehn, wie vor der Zusammenkunft mit einem beleidigten Freund.

Eben wollte der Pfarrer die Antwort ergreifen und ihr an das Herz bringen; aber zur ungelegensten Stunde trat Fräulein von Schleich in das Zimmer. Mit der geziertesten Wendung schlug sie schon unter der Thüre beyde Hände zusammen, schlang die Finger in einander, und kehrte die Ellenbogen auswärts: Ah, meine gnädige Frau! schrie sie wie in voller Bestürzung, und fiel ihr mit Schluchzen um den Hals. Dann grüßte sie den Pfarrer, über dessen Gegenwart

sie

sie eben so betroffen war als er über ihre Ankunft, mit vornehmen Kopfnicken; zog das einbalsamirte Schnupftuch heraus und schrie unaufhörlich: Ach was haben wir erlebt! — Gott stärke Sie, meine liebste Caroline! — Ach was hab ich für eine Nacht gehabt! — Mein Bruder versichert Sie des herzlichsten Mitleids. — Er ist krank vor Schrecken — Es ist übermenschlich, daß ich schon wieder ausser Bett seyn kann ꝛc ꝛc ꝛc. Und dabey weinte sie so trillernd und schön, als ob sie's nach Noten gelernt hätte.

So gieng das Geschluchz, Geplauder und Händeringen unabläßig durcheinander, ohne daß Caroline nur Einmal zur Antwort kam; Ehrlich aber, der es einsah, wie wenig er in einer solchen Gesellschaft ausrichten würde, schlich sich im vollen Verdrusse davon. Das ganze Beyleid der Schwätzerinn war indeß Heucheley, und das Vorgeben der Krankheit ihres Bruders eine höfliche Lüge. Der feige Wohllüstling, viel zu furchtsam, ein Haus zu betreten, worin eine Leiche noch lag, saß frisch und gesund zu Langenhausen. Gustav war ihm bis ins Schlafgemach schrecklich. Jedes Geräusch der Nacht machte ihm Herzklopfen wie eine Todten-Erscheinung; desto tapferer aber war er den Tag über im Kreise seiner lustigen Brüder. Sichtbar funkelte die Freud' aus seinen Augen, daß Gustav zu seinen Vätern versammelt war; denn itzt erst hoffte er der schönen Witwe sich ungestört freuen zu können.

Seine Schwester war indeß so glücklich, die gnädige Frau ganz auf die vorige Bahn des Leichtsinns

sinns zurück zu plaudern. Was ließ sich auch anders erwarten? — Der elendeste Schwätzer, der uns recht gibt, wo wir gefehlt haben, der das erwachende Gewissen durch Vorspieglungen einwiegt, ist uns immer willkommen; selten aber der ehrliche Mann, der uns die Wahrheit sagt, oder wenigstens nicht widerspricht, wenn wir selber sie fühlen. — So gilt in den Augen des Volks der elendeste Marktschreyer, der eingewurzelte Schäden mit Waldsalbe geschwind zuheilt, ob er gleich den Kranken damit ermordet, meistentheils mehr, als ein verständiger Arzt, der die Ursache des Uebels erst wegschafft und die Wunde dann langsam, aber ohne Gefahr, zufallen läßt.

Fräulein von Schleich war überdieß nun eine Zeit lang beständig um die gnädige Frau; schlief in Einem Zimmer mit ihr, und betäubte sie den langen Tag über mit ihrem Geplauder so sehr, daß Caroline selbst am Beerdigungs-Abend ihres Gemahls kaum zu sich selbst kam.

Nach Gustavs eigener Verordnung sollte sein Leichnam des Nachts, ohne Geräusch, an der Seite seiner seligen Therese beygesetzt werden; aber unbeschreiblich war der Auflauf des Volkes im Schloßhofe. Kaum war der Sarg auf dem Trauerwagen, als schon einige Bauern des Dorfs mit ihren Pferden herbey kamen und das Meyerey-Gespann zurück drängten. Ach! riefen sie mit Schluchzen, sollen wir die Ehre nicht haben, unsern guten Vater zu Grabe zu bringen? — Zurück mit den Meyerey-Pferden! rief Wulfing, und die Bauern führten drey Paar Rosse zum Wagen. Die Mähnen

und

und das Geschirr waren mit Flohr durchflochten, der auf den Seiten herabhieng. Auf jedem Sattelpferde saß ein Junge, mit Flohr auf dem Hut, im festlichsten Putz. Einige Fackeln flammten voran, und so gieng der Zug, unter dem Geläute der Glocken, zu welchem das allgemeine Heulen des Volks fürchterlich tönte, bis zum Gottesacker ausser dem Dorfe. Mehr als funfzig junge Leute standen mit Holzfackeln um die Kapelle. Der Himmel war heiter und gestirnt, aber über der Begräbnißstätte hieng traurig eine schwarze Dampfwolke, die von dem Feuer aufstieg.

Vor dem Eingange der Erbgruft ward der Sarg auf die Bahre gesetzt und geöffnet. Alles drang herbey, zum letztenmal den gnädigen Herrn zu sehn. Viele drückten ihm noch die kalten Wangen. "Ach solch einen Vater bekommen wir nicht mehr! Gott lohn' ihm in der Ewigkeit!" Der eine sagte dieß, der andre jenes zu seinem Lobe. Seine Freundlichkeit, Herablassung, Uneigennützigkeit und thätige Menschenliebe, sein Eifer, sein Ernst, seine Freygebigkeit fürs gemeine Beßte, kurz, jede seiner ruhmvollen Eigenschaften wurde zum Abschied gepriessen und mit Thränen gesegnet; aber mit keinem Namen der gnädigen Frau gedacht, — zum gewissen Merkmal, wie wenig Trost das ganze Volk sich von ihr versprach.

Niemand war bey dieser Todtenfeyer betrübter als Wulfing, Ehrlich, Lieberich und Ortmann. Sie standen zunächst an der Bahre, und sahen mit schwimmenden Augen auf den Sarg hinab, der den Ueberrest ihres edeln, ihres menschenfreundlichen Herrn umschloß.

In-

Indeß kamen die Träger, um die Leiche zu bedecken und in die Gruft zu bringen. Haltet! rief Ehrlich, und wandte sich in tiefster Rührung gegen das Volk.

† † †

— "So stehn arme Waisen" — sprach er mit bebender Stimme — "so stehn arme Waisen um das Sterbebett eines fleißigen, treuen und liebreichen Vaters, wie ihr, meine lieben Traubenheimer, nun da steht um den Sarg eures menschenfreundlichen Herrn. Eure Thränen sind die beßte Lobreden auf ihn! — Ach, es ist ein seliger Anblick, um den Sarg eines Herrn, dessen Unterthanen Thränen des Danks weinen zu sehn! Es wird einem dabey so wohl und so weh um das Herz; aber Heil dem Menschenfreunde, der solche Thränen verdient! . . . und diese verdienst Du, Vater Gustav, vor allen, der Du nun ruhst von Deiner Arbeit und die Früchte der Werke genießest, die dir nachfolgen."

(Indem er ihm die kalte Hand drückt.)

"Nimm diesen letzten Druck der Hand von mir, Du Menschenfreund! Zwar fühlest Du nicht mehr diesen heißen Händedruck; aber er sey doch ein Sinnbild unsres Dankes, unsrer Liebe! und die Thränen, die wir Dir nachweinen, seyen Perlen in Deiner Siegerkrone!" — —

(Lautes Weinen.)

"Wo ist ein Vater seiner Kinder, der ein Thränenopfer mehr verdienet als Er, an dessen Sarge wir weinen? . . . Wo ist der Bedrückte, den Er nicht gehört und geschützt? der unschuldig Nothleidende,

dem

dem Er nicht aufgeholfen? und der Rechtschaffene, den Er nicht ermuntert hat?"

(Allgemeine Stille.)

"Wer gab euch, was eure Väter sechzig lange Jahre vergeblich wünschten, eine eigene Kirche? — Wer entzog sich selbst so manche Herrlichkeit des Lebens, um Euch beystehn und Eure Lage erleichtern zu können? — Wer unterstützte, zum Besten eurer Jugend, die Freyschule, deren selige Stifterinn unter jenem Rosengesträuch schlummert? — Wer veredelte die Fluhr unsers Dorfes durch Feld und Wald, ohne dabey auf eigenen Vortheil zu sehn? — Wer gab euren Häusern geschicktere Wirthschafterinnen und eurem Leibe gesundere Pflege? — Wer machte euch frey von Betrügern und drückenden Schulden? — Wer schaffte dem Dorfe Credit über alle Dörfer im Umkreis? — Wer legte den Grund zur Wiederaufnahme der Gemeinkasse? — Wem verdanken wir hauptsächlich den glücklichen Zustand unsrer Dorfspolicey? — Wer half vor allen eure Sitten geschlachter und eure Herzen lenkbarer machen?"

(Das ganze Volk mit Schluchzen.)

Gustav! Vater Gustav! Gott vergelt' es ihm ewig!

"Dank dir, o Gott! du hast ihn uns gegeben, diesen innig geliebten Vater! du nahmst ihn auch wieder! Du wirst uns nicht Waisen lassen! Dein Name sey gelobet!"

"Ihr aber, liebe Traubenheimer, ihr Zeugen der Wahrheit am Sarge dieses Edlen, suchet, wie er,

ehr-

ehrliche Namen hinter euch zu lassen, und so zu leben, daß, wenn ihr auch einmal da liegt mit kalten gefalteten Händen, euch fromme Christen beweinen und segnen. Laßt keine der guten Anstalten, die Vater Gustav angefangen oder schon ausgeführt hat, wieder zurück gehn! Machet vielmehr das schon Ausgeführte noch vollkommener und vollendet das Angefangene! Bey diesen kalten Händen, die für euch so wohlthätig waren; bey diesem stockenden Herzen, das für euch so väterlich schlug; bey diesen erloschenen Augen, die für euch so sorgfältig wachten; bey diesem geschlossenen Munde, der euch so oft und so liebreich ermahnte, beschwör' ich euch!"—

"Mein und euer Freund Rulfing, dieser treue Mithelfer und Vertraute des seligen gnädigen Herrn, wird seine Sorgfalt verdoppeln, um euch den Verlust, so viel möglich, zu ersetzen. Erkennet aber und belohnet auch seinen Diensteifer, seine Menschenliebe, durch verdoppelte Folgsamkeit!"

(Das Volk.)

Das wollen wir! das schwören wir!

"Amen!— Du hast es gehört, dieses feyerliche Gelübde, guter Gott! Erhöre nun auch unsre kindliche Bitte, um die Wohlfahrt unsrer verwitweten Mutter Caroline! Ihr Herz müsse sich stets zu uns neigen mit Mutterhuld, und das Glück Ihrer Unterthanen Ihr Wunsch und Ihr Glück seyn! Ihr Sohn, unser theurer Erbherr Heinrich, wachse empor, wie ein Baum an Wasserbächen, daß wir unter seinem Schatten einst Ruhe finden und sicher wohnen! Der

Geist

Geist seines Vaters ruhe siebenfältig auf ihm; der Segen seiner Unterthanen müsse auch ihm nachfolgen in die Ewigkeit!" —

"Und nun, verklärter Vater Gustav! noch Einmal unsern Segen, unsern Dank und unsre Thränen; — Du aber, Hülle des Menschenfreunds,

Schlaf wohl, bis alle Welt erwacht,
Schlaf wohl — zu tausend guter Nacht!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Tod eines ehrlichen Mannes macht einem Heuchler Platz. Heinrich erhält einen Vormund. Caroline verläßt Traubenheim.

Kurz vor Gustavs beweintem Ende hatte Schulz Ortmanns jüngste Tochter mit einem Bauersmanne in Purrbach Verlöbniß gehalten. Nun nahte der Hochzeittag heran. Der Brautwagen stand vor der Thüre, und alles war geschäftig ihn mit Hausgeräth zu bepacken. Niemand war aber geschäftiger als der vergnügte Vater. Der Jugend des Dorfs, die sich vor dem Hause versammelt hatte, der Braut Lore das Lebewohl zu sagen, trug er selbst Wein und Brod hinaus in den Hof, und machte den Schenkwirth. Kinder, sagt er, trinkt und seyd vergnügt; aber unterlaßt mir das Schiessen! — Ach ja, rufen die Jungen, das thun wir ohnedieß nicht im Dorfe. — Das weiß ich, erwiedert Ortmann;

mann; aber unterlaßt es auch ausserhalb. Man kann nicht vorsichtig genug seyn. So ein Spaß könnt' einem das Leben kosten. Die Pferde sind das Schießen nicht gewohnt, und ihr selbst könntet ein Unglück haben. —

Der Wagen war indeß völlig bepackt. Die Pferde flatterten von rothen Bändern; der Brautrocken stand voller Flittern auf dem Gepäck und eine geschmückte Freundinn der Braut war eben im Begriff hinauf zu steigen; um sich, nach Landesbrauch, vor das Spinnrad zu setzen. Bleib mir doch Bäschen! sprach Ortmann. Der Wagen ist hoch und das Hausgeräthe nicht fest gepackt. Du bist doch auch gar zu sorgsam, Alter! fiel ihm die Hausmutter ins Wort. Laß doch den jungen Leuten den Spaß!

Alles gern, erwiedert Ortmann; nur das nicht! Den fröhlichen Tag möcht' ich mir nicht durch ein Unglück verderben lassen... Aber seht doch ihr Leute, was das gepackt heißt! warum habt ihr nicht Strohbausche zwischen die Ketten geschoben?

Je, das Stroh war eben alle! — sagen die Verwandten.

Ei, dessen gibts ja Gottlob! noch, versetzt Ortmann, und geht geschwind in die Scheune.

Wo bleibt er doch so lange? fragen endlich die Leute vor dem reisefertigen Wagen, als er mit der Schütte nicht wiederkommt. Sein Schwiegersohn Fritz Rüdiger, der mit seiner ältesten Tochter Liese, die einst Lust hatte Frau Cantorinn zu werden, seit sechs Jahren verehlichet war, lauft hinab — und — welch ein Anblick! — ausgestreckt lag der gute Mann auf der Dreschtenne;

kenne; — das dicke Blut schoß ihm aus Mund und Ohren, und am ganzen Leibe war weder Regen noch Bewegen. —

Herr Jesu! Gott steh uns bey! rief Fritz, und fiel fast ohnmächtig auf ihn nieder. Alles eilte zusammen, und allgemeines Wehklagen erfüllte den ganzen Hof. Das Stangenwerk auf dem Gebälke, von dem er die Schütte nahm, war gewichen, und Ortmann elendiglich herabgestürzt. — Weib und Kinder, vorzüglich die Brautleute, waren ausser sich vor Jammer. Der Prediger wurde, während daß man den Verunglückten ins Haus brachte, herbey gerufen, weil damals noch kein Wundarzt im Dorfe war und Er in allerley Fällen Rath wußte. Mit der Bereitwilligkeit eines Dieners eilte der redliche Volkslehrer zu Hülfe. Groß wie sein Bestürzen und Mitleiden, war auch seine Sorgfalt für den Verunglückten. Er nahm schnell das Federmesser aus der Tasche, ritzte ein Paar Adern, ließ Essig über den Kopf schlagen, Fußbäder machen, und sonst noch allerley vornehmen.

Der ganze Hof war indeß voll Menschen, wie ein Gerichtsplatz, und eben so voll war anfänglich das Haus; aber der Prediger hatte das viele Volk aus dem Zimmer geschafft, weil es für einen Kranken oder Scheintodten höchst schädlich ist, unter den Ausdünstungen so vieler Leute zu liegen, und weil auch diejenigen, die helfen und beystehn wollen, von dem müßigen Zuschauern gehindert werden. — Aber alle Vorsicht und alle Versuche waren vergebens. Ehrlich gab also noch einige Vorschriften wegen des Unglück-

lichen; tröstete die bestürzte Familie und verließ in tiefer Wehmuth das Haus des Jammers.

Lebt er wieder, oder ist er todt? Was macht er? rief ihm das Volk, das noch immer im Hofe war, entgegen. Er ist leider todt, der ehrliche Mann! — erwiederte der Pfarrer, und die hellen Thränen liefen ihm die Wangen herab. Allgemeines Schluchzen und Heulen war rings um ihn her. Ach Gott! das Unglück hat ihm geahnet, schrie das Volk; aber er dachte nur nicht, daß es ihn selber bedeute, darum war er für andre so besorgt.

Und mir ahnets, sagte der Pfarrer, daß es dergleichen Unglück in unserm Dorfe noch mehr absetzen wird, wenn ihr die Stangen auf dem Scheunengebälke nicht fest macht.

Er hat wahrlich recht, der Herr Pfarrer! rief Wilhelm. Nun sind schon drey Menschen so verunglückt, weil Ich mir nur denke, und niemand ist durch Schaden klug geworden; aber noch diese Woche müssen mir alle Stangen in meiner Scheune mit Leistnägeln befestigt werden. Man kann es vor Gott nicht verantworten, wenn man so was weiß, und dem Unheile nicht vorbaut. —

Ach ja, wir wollen es machen wie Wilhelm! rief alles Volk in der ersten Aufwallung. Ehrlich bestärkte es sehr in diesem Vorsatze; hieß den noch angespannt stehenden Brautwagen nach Purrbach abfahren, weil die Hochzeit nicht mehr konnte verschoben werden und gieng dann geraden Wegs zu dem Herrn Vogt, um auch mit ihm über bessere Vorkehr zu sprechen.

Des

Des folgenden Tags versammelte dieser die ganze Gemeine vor der Dorfslinde; beklagte zuerst den traurigen Vorfall, der dem Dorfe einen redlichen Vormund, und ihm seinen treuen Freund und Gehülfen geraubt, und machte dann öffentliche Vorstellung, wegen Befestigung des Stangenwerks in den Scheunen.

"Das segne Gott dem wohledelvesten Herrn Vogt!" schrie Herrmann mitten aus der Versammlung hervor. "Haut um Haut, und alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Ich bin in Gottes Namen der erste, der die Stangen auf dem Gebälke fest nageln läßt; aber dem Herrn Vogt können wir's nicht genug verdanken, daß er so für uns besorgt ist!"

Ei hört doch! sagen die Bauern einander ins Ohr, wie Herrmann so listig die Vögel beschleicht. Wäre durch das Unglück kein Schulzenamt ledig geworden, dann sollt' er, ohne Zweifel, wieder mit Prügeln drein werfen.

Wulfing hatte die nämliche Anmerkung bey sich selbst gemacht; aber er war doch froh, daß der Heuchler einmal, aus Nebenabsichten, ein gutes Werk unterstützte. Seyd ihr das alle entschlossen? rief er aus. Ja wohl! ja wohl! antworteten die Bauern. Nun so braucht man ja gar keinen Befehl anschlagen zu lassen, fuhr Wulfing fort; und euch, ihr Traubenheimer, macht euere Bereitwilligkeit Ehre.

Wohledelvester Herr Vogt, sprach Herrmann, es ist unsre Schuldigkeit zu folgen, wenn Er befiehlt, und ich denke, wir machen gleich Anstalt; denn in

solchen Fällen ists besser Heut als Morgen. Das Dorf kann ja gemeinschaftlich einen Boten zur Stadt schicken, und so viel Leistnägel, als nöthig sind, abholen lassen. — Das geschah auch am nämlichen Tage, und ehe noch Ortmann im Grabe lag, waren schon die meisten Scheunen des Dorfs besser verwahrt.

Der oben erzählte traurige Vorfall hatte den braven Prediger zugleich noch auf einen andern guten Gedanken gebracht. Auf sein Anrathen kaufte sich Herr Lieberich ein Paar Lanzetten, und lernte bey einem geschickten Bader nicht nur das Aderlassen, sondern auch die Kunstgriffe, die man bey plötzlich verunglückten Leuten anwenden muß, um sie, wo möglich, wieder ins Leben zu bringen, weil in Traubenheim kein Wundarzt war und in solchen Nothfällen doch schleunig geholfen werden muß. Und so dünkt mich, sollt' es auf allen Dörfern, die keinen eigenen Mann dazu haben, gehalten werden. — Wirklich hat Herr Lieberich in der Folge verschiedene plötzlich Verunglückte durch seine Geschicklichkeit gerettet, die wahrscheinlich gestorben seyn würden, wenn ihnen die schleunige Hülfe gefehlt hätte. —

So nimmt sich der weise Mann jedes Unglück zur Lehre. So benutzt der Volkskenner die rechte Zeit, um ein gutes Werk in Gang zu bringen! —

Ich

Ich bin und bleibe der Meynung, daß jeder gute Rath seine Wirkung unfehlbar thut, wenn man ihn zur rechten Zeit gibt; aber da sitzen die Gottsobersten und schlaunen und schwatzen, bis die rechte Stunde verstrichen ist; dann befehlen sie, und niemand achtet darauf!

"Ein Wort geredt zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen!"

Ein Paar Tage nach Ortmanns Begräbniß stand Wulfing am Fenster, sah das lange schöne Wiesenthal hinab, in welches eine Hauptaussicht des Meyerhofs geht, und ergetzte sich an dem gerade durch den Grund herabfließenden Bach, dessen Seiten schon damals mit jungen Weidenstämmen besetzt war. Vor ältern Zeiten krümmte sich der Bach in tausend Wendungen das Thal herab. Durch die vielen Krümmungen zur Rechten und Linken nahm er ungeheuer viel Land ein und riß, bey jeder kleinen Ueberschwemmung, sein Bett immer breiter, weil er an allen Ecken Widerstand fand. — Glücklicherweise floß das Wasser unter andern auch durch eine große herrschaftliche Wiese. Vogt Wulfing ließ also das Bett bey jeder Krümmung gerade durchstechen, mit beygeführtem Kieß und mit der neu herausgehobenen Erde den Grund des alten Betts ausfüllen, und dann den Boden mit Grassaamen besprengen. Dadurch gewann er in der einzigen Wiese über ein Viertel nutzbares Land. Die Anstösser bemerkten den Vortheil, machten es nach und besteckten auch, nach Wul-

fings Beyspiel, den Bach an beyden Seiten mit jungen Weidenstämmchen, von denen sie nach der Zeit viel Vortheil zogen. Nur Herrmann allein ließ es beym Alten. Seine Wiese zeichnete sich vor allen andern aus; denn das war die einzige, wo der Bach noch Zickzack lief und mit keinen Kopfweiden besetzt war. — Nun aber stand der Gernschulze mit vier Tagelöhnern und stach drauf und drein. — Aber der Mohr ändert leichter seine Haut und der Parder seine Flecken, als ein Heuchler seine Gemüthsart! — Wulfing war daher durch den Dienst allein vor Augen gar nicht zu blenden; denn er sah voraus, daß der Geist des Widerspruchs siebenfach würde zurückkehren, so bald Herrmann die Absicht, Schulze zu werden, erreicht haben würde.

Bald darauf kam der Heuchler selbst, machte dem Vogt tausend Schmeicheleyen, und rückte so nach und nach, während er der Amtleute und Rathsherren Regel bis auf 2 B. Chronik am 19ten anführte, mit seinem Anliegen heraus. Ohne Rathsherr zu seyn, konnte man aber Wulfings kurzem Bescheid wohl abmerken, daß, mit seinem guten Willen, nichts aus der Sache werden würde.

Verdrüßlich über die mißlungene Mühe, beschließt also Herrmann, nun den Zaum anders zu fassen. Mit einem ganzen Postzug geränderter Fuchsen trollt er nach Langenhausen zum Fräulein von Schleich. Unter vielen Scharrfüßen und Hochedelgestrengen Gnaden tritt er ins Zimmer, steckt die rechte Hand in die wohlgespickte Tasche und hebt seinen Spruch an. Das dienstfertige Fräulein bemerkt bald, daß der Gernschulze einen wich-

tigern Beweggrund aus dem Beutel als aus dem Munde hervorbringen wird; gibt alle möglichen Versprechungen, und Herrmann findet nun für gut, sich ihrer hohen Gunst mit einem Haftgelde zu versichern. Seine Kremnitzer Ducaten waren auf Einmal lauter Schatzgeld; und dergleichen sammeln die gnädigen Herrschaften gern, sagt er mit einer Mine voll anscheinlicher Einfalt. Er bittet sichs zur Gnade aus, diese Stückchen bey den übrigen raren Schaumünzen des gnädigen Fräuleins niederlegen zu dürfen, und erhält auch wirklich, was in unsern Tagen freylich kein Wunder mehr ist, die hohe Vergünstigung. Bruder Moritz von Schleich unterstützt seine Schwester bey der gnädigen Frau von Traubenheim, und nach etlichen Tagen wird dem wackern Herrmann folgendes Schreiben ausgefertigt:

"Nachdeme der dießherrschaftliche Unterthan, Bauer und Gerichtsbeysitzer, Herrmann Janhagel, sich seithero durch sonderbares Wohlverhalten überhaupt, besonders durch seinen Eifer fürs gemeine Beßte, zum Wohlgefallen der gnädigen Herrschaft, ausnehmend hervorgethan: als wird anmit dem dießseitigen Vogtamte gemessenst aufgegeben, besagten Herrmann Janhagel in die, durch das Ableben des zeitherigen Dorfsschulzen Ortmann erledigte Stelle einzuweisen, in Pflicht zu nehmen, und demnächst der Gemeine geziemend vorzustellen. Signatum Traubenheim den 28 Novembris 1704.

(L. S.) Caroline, verw. Freyfrau von Traubenheim, geb. Freyinn von Bollingen mppr."

Mit

Mit diesem Schreiben in der Hand lauft Herrmann spornstreichs zu Wulfing. Erst redet er noch einmal aussen herum, und fragt dann geradezu wegen des Schulzenamts. — "Auf eine gerade Frage gehört auch ein gerader Bescheid" erwiedert Wulfing, und erklärt ihm unverholen, aber sehr glimpflich, was seines Herzens Meynung war. — Nun so les' Er denn, sprach Herrmann mit höhnischem Lächeln, mein Schulzenportent, drin wird Er auch einen geraden Bescheid finden, der Ihm aber so wenig schmecken wird als mir der Seinige.

Rasch, wie ein erwachender Löwe, fuhr Wulfing empor und faßte die Thüre. "Marsch, Grobian, aus meinem Zimmer, samt deinem Schulzenportent! Meine Herrschaft kann mir zwar einen Schulzen vorschreiben; aber keinem Amtsunterthanen erlauben, mich wie einen Knaben zu behandeln!"

Dieß sagte Wulfing mit einer Stimme, die dem wohlbestallten Herrn Schultheiß durch alle Glieder fuhr. Ohne sich dagegen zu mucksen lief er die Treppe hinab und geraden Wegs zur gnädigen Frau. Junker Moritz von Schleich war eben zugegen. Wie versteinert über des Vogts Dreistigkeit, stand er bey Herrmanns Vortrag und rieth dann, den Vogt auf der Stelle rufen zu lassen.

Mit der Unerschrockenheit eines Mannes, der seinen Werth und sein Recht fühlt, trat Wulfing herein. Bey seinem Anblick erstarben der gnädigen Frau alle Bitterkeiten auf den Lippen. Statt ihn auszuschandiren, wie sie's vorhatte, fragte sie ganz gelassen, doch

mit sichtbaren Merkmalen ihres innern Zorns, nach dem Vorfalle. Wulfing erzählt ihn nach der strengsten Wahrheit, und wiederholt wörtlich was er dem saubern Herrmann zum Abschied gesagt hatte. "Jeden billigen Befehl von Euer Gnaden, setzt er hinzu, werd' ich respectiren; aber schlechterdings das Ansehen meines Amtes nicht vergeben. So bald Herrmann mir Abbitte gethan haben wird, und mit Bescheidenheit seine Beglaubigung überreicht, werd ich ihn für das anerkennen, was meine gnädige Herrschaft aus ihm gemacht hat; aber lieber werd' ich, den Karst in der Faust, den ersten beßten Weinberg ums Tagelohn brachen, als, mit der Feder in der Hand, ein Spott meiner Bauern werden!"

Herrmann stand dabey wie Butter an der Sonne. Die gnädige Frau war nicht weniger betroffen, und gab daher dem frisch-ernannten Schulzen Befehl, dem Herrn Vogt vor ihren Augen Abbitte zu thun. — Mit der unverschämtesten Unverschämtheit kroch der Heuchler heran, reichte dem Vogte die Patschhand und sagte: Hab ich was nicht recht gethan, ist mirs leid von Herzen! Dann übergab er sogleich sein sogenanntes Portent, das Wulfing mit den Worten annahm: Seyd nun auch (wozu Euch keine Herrschaft machen kann, was Ihr aus eigener Kraft werden müßt —) ein Mann, dem man so nachweint, wie euerm seligen Vorfahrer!

Bey dem allen saß Moritz von Schleich mit niedergesenktem Kopf und voll verbißnen Zorns, daß der Handel so gelind ablief. Wulfings unerschrockene

Freymüthigkeit war in seinen Augen unerträglicher Uebermuth, von dem sein Langenhäuser Vogt, ein schwacher Kopf und träger Bauch, freylich nichts wußte. Doch ließ es der Junker dabey bewenden, daß er, nach Wulfings Abschied, bloß über die englische Güte der gnädigen Frau gegen einen so derben und dreiststolzen Mann, in laute Verwunderung ausbrach.

Der Wildfang wird schon noch zahm werden! dacht' er indeß bey sich selbst; denn eben war es im Werke, daß ihm die Vormundschaft über den kleinen Heinrich vom Ritterort übertragen werden sollte. Bald darauf erhielt er sie auch, weil er, der nahen Nachbarschaft wegen, von der gnädigen Frau selbst, als der schicklichste Mann, dazu empfohlen war. Er hatte nun nicht nur seine geliebte Caroline, sondern auch den ihm verhaßten Vogt ganz in seinen Händen. Um nichts zu versäumen, blieb er den ganzen Winter in Langenhausen. Der Weg von da aus nach Traubenheim war wie eine Poststrasse. Seine Schwester lag oft wochenlang im Traubenheimer Schloß; alles aber zielte dahin ab, die gnädige Frau zu überreden, im kommenden Jahre mit nach Anspach zu ziehn.

Der Frühling war auch wirklich kaum angebrochen, als Caroline schon anfieng, sich reisefertig zu machen. Ein Haus ward in Anspach gemiethet; verschiedene Wägen mit Geräthschaften giengen schon im Februar 1705 dahin ab, und ehe der Frühling ganz einbrach, stand die Kutsche zur Abreise bereit.

Leichtsinnig und gutes Muths, wie weiland unsre leichtglaubigen Nachbarn nach Pohlen wanderten, in der Hoffnung, da lauter goldene Berge zu finden, nahm unsre Caroline von Traubenheim Abschied. Nur ihr Heinrich, damals ein Knabe von 6 Jahren, war untröstlich. Er schlang sich um den Hals der alten Frau Liebrichinn, die gleichfalls fast in Thränen zerfloß, und schrie ohn Unterlaß: Ach Mutter! Mutter! behalt mich bey dir, Ich mag nicht nach Anspach. O Mama! Mama! laß mich hier bey der Mutter! — Alles umstehende Volk weinte mit ihm. — Wulfing hob ihn auf seinen Arm und nahm unter herzlichen Küssen Abschied. O lieber Vogt, du hast meinen Vater so lieb gehabt; sag doch der Mama, daß ich bleiben darf — schrie der Junge, klammerte sich fest an Wulfing und widerstrebte mit Gewalt, als ihn dieser gegen die Kutsche hintrug. Laß mich nur erst küssen! rief er; gieng dann zum Pfarrer Ehrlich, zur Pfarrerinn, zum Schullehrer Lieberich, zu seiner Marie, noch einmal zu seiner alten Pflegemutter, und dann zu den Bauersleuten, die ihm zunächst standen. Von den Thränen aller guten Menschen benetzt taumelte er endlich, wie ein Lamm, zu seiner Mutter hin, welche, Trotz ihrem bisherigen Leichtsinn, durch diesen Abschied so gerührt war, daß sie tief aus der Brust hob und ihre Verwirrung nicht bergen konnte.

Voll Bestürzung bemerkt Junker Moritz, der an ihrer Seite saß, diese Verändrung. Schnell hebt er, mit verstellter Freundlichkeit, den kleinen Heinrich in

den Wagen. Marsch! ruft er dann gegen den Kutscher, und eilt mit seiner Beute fröhlich, wie ein Wolf mit dem blutenden Schafe, durch die Reihen des weinenden Volks.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ein Nebenstück, in welchem eine gute Schwieger und Großmutter zum Muster aufgestellt wird.

Frau Liebrichinn kehrte nunmehr zu ihrem Sohne zurück. "Nun hat auch Marie ihre besten Tage gehabt!" — sagten die Nachbarinnen unter einander. "Wo der Teufel nicht selbst beykommen kann, schickt er eine Schwiegermutter hin." — Marien war es aber so wenig bange darauf, daß sie sich vielmehr freute, nun eine so treue Rathgeberinn und Pflegemutter für ihre Kinder zu bekommen. Mein Mann, dachte sie, wird mich nun, wo möglich, noch mehr lieben, wenn ich seiner Mutter kein Leids thue, und Gott wird mirs einmal auch im Alter durch meine Kinder wieder vergelten. Sie war deßwillen überaus freundlich und gefällig gegen ihre Schwieger, und diese nicht weniger gegen sie.

Jungen Hausmüttern, dachte die alte Frau Liebrichinn, thuts wohl, wenn sie herrschen dürfen; darnach haben sie sich als Mädchen schon gesehnt. — Sie mengte sich daher gar nichts in die Wirthschaft, wenn sie nicht ausdrücklich darum gebeten wurde.

Wenn

Wenn ja zuweilen ihre Schnur einen kleinen Fehler begieng: so that sie, wie wenn sie ihn gar nicht bemerkt hätte.

Mit ihren Rathschlägen kam sie sehr selten und allemal überaus bescheiden.

Nie kam es der braven Altmutter in den Sinn, ihre Söhnerinn bey dem Manne zu verkleinern; sie verdoppelte vielmehr seine Liebe dadurch, daß sie kleine Fehler des jungen Weibes bey ihm entschuldigte, und ihn aufmerksam machte auf die vielen guten Seiten seiner Marie.

Gegen Nachbarn und Freunde klagte sie niemals über die jungen Ehleute, wie's Altmütter so gerne thun; sie lobte vielmehr, wie wohl es ihr gieng, und sagte nichts als Liebes und Gutes von ihnen. Das erfuhren die Jungen, und verdoppelten deßwillen ihre Gefälligkeit, was gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn Frau Liebrichinn über sie gelästert hätte.

Wollte sich sonst jemand in ihre Haushaltung mengen, die Zunge ziehen und Feuer anblasen: so zeigte die alte Mutter so wohl als ihre Söhnerinn ein aufrichtiges Mißfallen gegen diese Klatscherey, und niemand wagte es weiter, den Frieden zu stören.

Fiel auch zuweilen etwas vor, das der Alten nicht ganz recht war: so übersah sie die Kleinigkeit und verhütete dadurch einen lauten Verdruß.

Durch Reinlichkeit und Ordnung machte sie sich besonders beliebt. Ihrem Sohne hatte sie schon, da er noch Kind war, oft gesagt: was du thust, Christian, sey reinlich und ordentlich, und gewöhne dich so daran, daß

du nicht davon läßst, wenn du alt wirst; denn durch Reinlichkeit gefällt man allen ordentlichen Leuten, und erspart sich im Alter manchen Verdruß, den man sich durch eckelhaftes Wesen zuzieht! Das that sie denn auch selbst in ihrem Alter.

War Marie im Wochenbette: so hielt die reinliche Mutter die ganze Wirthschaft in Ordnung, und pflegte der Wöchnerinn mit möglichster Sorgfalt. Ihrer Enkel nahm sie sich besonders an, und diese wußten nichts bessers auf der Welt, als die Großmutter. Das gefiel den beyden Aeltern so wohl, daß Frau Liebrichinn von ihnen für eine besondre Wohlthat Gottes, und nie für eine Last gehalten wurde.

Vor allen war die Altmutter darauf bedacht, ihre Enkel recht frühzeitig zur kindlichen Furcht Gottes zu gewöhnen. Wer sich vor Gott kindlich scheut, der hat immer und überall, auch im verborgensten Winkel, gleichsam einen Wächter um sich, sagte sie; wer aber nur seine Vorgesetzten auf der Welt fürchtet, der ist immer in Versuchung Böses zu thun, so bald er von ihnen nicht bemerkt oder entdeckt werden kann.

Vater Lieberich hatte den nämlichen Grundsatz schon mit der Muttermilch eingesogen. In seinem Hause durfte deßwillen niemals eine Rede fallen, durch die die Kinder geringschätzige Begriffe von Gott bekommen hätten. Wenn er mit den Seinigen betete: so geschahs immer mit so viel Hochachtung und dankbarer Liebe, als ob man sichtbar vor Gott stünde; daher kam es denn, daß die Kinder schon ehrfurchtsvoll gegen den Namen Gottes waren, noch ehe sie wußten was er bedeutete;

während deß in andern Häusern, wo man von dem Allmächtigen mit weniger Achtung sprach als vom Mann im Monde, keine Spur von Gottesfurcht unter den Kindern zu finden war.

So bald die Kleinen ein wenig heran wuchsen, suchte ihnen Vater Lieberich dieses höchste Wesen, welches sie schon verehren gelernt hatten eh sie es kannten, genauer kennen zu lehren.

Die Großmutter aber machte sich das, was die Kinder wußten, fleißig zu Nutzen und gewöhnte sie, bey allem was ihnen wiederfuhr und was sie thaten und was sie genoßen, an Gott zu denken Wenn der Mittag kam, oder das Vesperbrod ausgetheilt wurde, dann ließ sie nicht etwa verstandlos einige Stoßgebetchen hersagen, bey denen kein Kind an Gott denkt; sondern sie bereitete ihre Enkel aufs Gebet vor, und dieses mußten sie dann aus dem Herzen sprechen.

Ihr möcht wieder wohl essen, liebe Kinder! sagte sie zum Exempel; aber ists denn auch gut, daß ihr so Hunger habt?

"Ach ja, liebe Großmutter! wenn wir krank wären, dann würd' es uns nicht schmecken."

Und wenn es euch auch wohl schmeckte in der Krankheit?

"So würd' es uns doch nicht gedeihen."

Wer hat euch denn aber so gesund erhalten, daß es euch wohl schmeckt und gedeiht?

"Der liebe Gott hat es gethan."

Wenn

Wenn ihr nun aber eben so gesund wäret als ihr wirklich seyd, und euer Vater hätte kein Brod, um euch zu sättigen?

"O dann müßten wir betteln!"

Wollt ihr das wohl, liebe Kinder?

"Ach nein, Großmutter! nicht betteln!"

Gesetzt aber ihr wolltet es auch; und doch wäre nichts gewachsen?

"Dann müßten wir sterben vor Hunger."

Wer läßt denn nun alles wachsen und gedeihen, daß wir nicht Hungers sterben?

"Der liebe Gott läßt alles wachsen; läßt die Sonne scheinen und schneien und regnen, damit alles wächst und gedeiht."

Wer aber verschaft euch von dem, was der liebe Gott wachsen und gedeihen läßt, so viel als ihr nöthig habt?

"Der Vater verschaft es."

Und wodurch verdient ers für sich und uns?

"Er hält Schule, er singt, er spielt Orgel, er schreibt und rechnet ꝛc., und die liebe Mutter kocht und spinnt, und wäscht und arbeitet Tag und Nacht."

Wenn nun aber eure guten Aeltern krank wären?

"Ach dann könnten sie nichts arbeiten und nichts verdienen."

So, beyläufig, sprach Frau Liebrichinn zu den Kindern, und dann sagte sie zum ältesten: Nun, Rike, danke jetzt auch dem lieben Gott für all das Gute, was er euch Kindern beschert. Wie willst du nun sagen?

Rike. Ich danke dir, lieber Gott, daß du so viel Gutes hast wachsen lassen, und daß wir gesund sind und es genießen können, und daß auch unsre lieben Aeltern gesund sind und es verschaffen können, und daß es die Großmutter uns giebt. Laß es uns auch wohl gedeihen.

Großmutter. Und was wollt ihr nun aus Dankbarkeit thun, meine Kinder? Ihr müßt auch dem lieben Gott etwas versprechen.

Rike. Nicht gar zu viel essen und recht folgen, und recht fleißig und artig seyn, damit wir auch einmal etwas verdienen und Nutzen stiften.

Gerade so hielt es die weise Großmutter, wenn ihre Enkel Fehler begiengen. Hatte zum Exempel eines nicht reine Wahrheit gesagt, oder dem andern Geschwister etwas zu Leide gethan, oder sich neidisch bewiesen, dann sagte sie: Du hast wieder Böses gethan, armes Kind, und Gott weiß doch alles, was wir denken und thun. Wenn du so fortfährst: so kann dirs nicht wohl gehn! Bete doch, und versprich es dem lieben Vater im Himmel, daß du dich bessern willst.

"Ach es thut mir leid, lieber Gott! ich will es nicht wieder thun und will besser werden!" schluchzten die Kinder, und so ward es ihnen zur andern Natur, daß sie bey allem, was sie thaten, an Gott dachten, die bösen Folgen böser Handlungen überlegten, und fromm und glücklich wurden.

Nach vier Jahren starb die gute Großmutter. Kurz vor ihrem Ende ließ sie ihre Enkel und die Kin-

der des Nicklas, die viel im Hause waren, vor sich kommen. Kinder, sagte sie, mit meinem Leiden wirds bald ein Ende seyn. Ich fühle, daß mich Gott bald auflösen und zu sich nehmen wird. Ich muß aber noch einmal meine letzten Kräfte sammeln, um euch gute Lehren zur Erbschaft zurück zu lassen, denn Gold und Silber hab ich nicht, das wißt ihr.

Und hiermit hielt sie den Kleinen, jedem einzeln, ihre Fehler vor, und bat sie mit tiefer Bewegung, ja davon abzulassen; dann sagte sie den Kindern noch einmal im Kurzen, was sie ihnen schon oft weitläuftig gesagt hatte, und setzte hinzu: daß das alles gut und bis ins Grab hinein nützlich ist, seht ihr an mir; denn ich bin eben deßwillen auch im Tode getrost, weil ich diese Regeln im Leben, so viel möglich, beobachtet habe. Was ich Unrecht that, bereu' ich von Herzen, und Gott wird mir um Christi willen vergeben. Vergebt mir auch, liebe Kinder, wenn ich euch je zu viel gethan habe.

O liebe Großmutter! wir haben zu wenig gethan, wir haben nicht gefolgt! wir wollen besser werden, und zu euch in'n Himmel kommen. — Tausend Dank! — schluchzten die Kinder, und so lange sie lebten, vergaßen sie die guten Lehren einer Sterbenden nicht.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die gnädige Frau wird auch als ein — Muster aufgestellt. — Vogt Wulfing und Herrmann, wohlbestallter Schultheiß in Traubenheim, gerathen in Zwiespalt.

Caroline war indeß munter und wohlgemuth in Gesellschaft ihres allertheuersten Junkers, der es ihrem Herzen so wenig als ihrem Beutel an Zerstreuungen fehlen ließ.

Die ganze Stadt sprach von ihr, eben nicht mit sonderlichem Respect; aber was kümmerte sich Caroline darum, die von ihrem Moritz gelernt hatte, das Urtheil der ganzen Welt zu verachten, und nur das zu thun, was man vor sich selbst verantworten kann. Glücklicher Weise war ihr Gewissen kein krittlicher Richter, ders bey seinen Sprüchen allzu genau nimmt; und so fehlt' es ihr nie an Verantwortung und Recht. Ihr Heinrich stand indeß unter der Aufsicht einer alten Plaudertasche, die schon mehr als zwanzig Kinder in adelichen Häusern verdorben, oder wie sie sich ausdrückte, erzogen hatte.

Ein geheimer Brief des alten ehrlichen Vogts erweckte aber das Herz seines Taufpathen, des Herrn geheimen Raths von Sippstein in Gotha, daß er sich des armen Heinrichs annahm und ihn als Edelknaben an den herzoglichen Hof brachte, wo er Unterricht und Erziehung erhielt, und vor dem Verderben bewahrt wurde.

Niemand glaubte indeß, daß Herr von Sippstein von selbst darauf verfallen sey. Die gnädige Frau hielt bis an ihr Ende den Vogt Wulfing für den Anstifter; wußte ihm aber dafür so wenig Dank, als der gnädige Herr Vormund, der es gewaltig übel empfand, daß man sich von Gotha aus in die Erziehung seines Mündels mengte. Inzwischen ergab er sich doch, um weitere Untersuchung der ganzen Vormundschaft zu verhüten, ganz gelassen in den Handel.

Caroline suchte sich durch Pracht und Aufwand im Credit und Ansehen zu erhalten. Das gelang ihr denn auch, bey allem was sonst das Gerücht zweydeutiges von ihr sprach; aber in einer Zeit von vier Jahren war auch das baare Geld, das Gustav hinterlassen hatte, gänzlich versplittert, dessen ohnehin so gar viel nicht war, weil der verstorbene Herr, nach der Geburt seines Heinrichs, einen großen Theil seiner Baarschaft darauf verwendet hatte, sein Traubenheim ganz schuldenfrey zu machen. Die Gefälle, die das Dorf einbrachte, wollten nun nicht mehr zureichen, und Wulfing erhielt den Auftrag, sich an den Herrn von Sturm zu wenden, um ihn zu bereden, daß, mit seiner Einwilligung, auf das Dorf Geld aufgenommen werden dürfte. Wulfing aber machte die Gegenvorstellung, daß Herr von Sturm sich schlechterdings dazu nicht verstehn würde, weil er ohnedieß die zweyte Heyrath des seligen Herrn noch nicht verschmerzt habe. Zudem sey es Pflicht, für die Aufrechthaltung des Ritterguts, so wie für den jungen Erbherrn, besser zu sorgen, u. s. w.

Herr

Herr von Schleich nahm diese Rede des Vogts gewaltig übel; schrieb selbst von Anspach aus an den Herrn von Sturm, als den nächsten Seitenverwandten, und erhielt, wie sichs voraussehen ließ, ein stürmisches Nein! zur Antwort.

Wulfing fuhr indeß fort, Trotz allen Verdrüßlichkeiten die man ihm zu machen suchte, ganz unermüdet für das Beste des Dorfes zu sorgen. In der Folge werd' ich Gelegenheit finden, meine Leser mit seiner Amtsführung bekannter zu machen; hier aber muß ich noch erzählen, wie er mit dem Schulz Herrmann, sage: mit dem Herrn Schultheiß Janhagel, gestellt war. Ich erkläre hiermit ein für allemal, daß, so oft ich in der Folge schlechtweg den Namen Herrmann gebrauchen werde, der Herr Schultheiß Janhagel, seligen Andenkens, gemeynt seyn soll; daß ich damit seiner Ehre keineswegs zu nahe treten und nur für die Leser sorgen will, denen er einmal unter keinem andern Namen bekannt ist. Bey seinen Lebzeiten aber durfte sich niemand unterstehn, ihn Herrmann zu schelten; denn von dem Augenblick an, da er das Schulzenpatent überreicht hatte, war ihm sein Vorname verhaßt wie dem Hunde das R: daher ihn auch niemand mehr dabey nannte, als wer Lust hatte ihn marren zu machen. Nur der Vogt konnte sich an Herrn Janhagels neuen Namen so wenig gewöhnen, als an seine Person.

Wulfings erste Bemühung gieng also dahin, dem neuen Schulzen nichts als den Titel zu lassen; übrigens aber ihn zum fünften Rade am Wagen zu machen, weil er voraus sah, daß der knarrende Schuft nie ins Geleiß zu bringen seyn würde. So oft demnach ein Fall vorkam, der sonst durch die Hand des Dorfsschulzen gieng, übernahm er das Geschäft selbst; ließ das Gericht nebst Herrmann in der Amtsstube versammeln, trug das nöthige vor, und der Herr Schulze war gewöhnlich überstimmt, eh er zum Worte kam; denn im Dorfe war ihm kein Hund günstig; seine Mitbrüder im Gerichte thaten ihm alles zum Widerspiel und hiengen mit Leib und Leben dem Vogt an.

Ach Herr, wie ist meiner Feinde so viel! schrie er darum oft im Unmuthe seines Herzens, wenn er nach solch einem Vorfalle nach Hause kam. Aber es müssen noch alle meine Feinde zu Schanden werden und sehr erschrecken, sich zurücke kehren und zu Schanden werden plötzlich! — Ja, ja, die Schrift hat wohl recht, wenn sie sagt: der Gerechte muß viel leiden. —

Aber, um Gottes willen! sprach sein Weib, bedenke doch, daß auch im Psalm steht: der Gottlose hat viel Plage, und werde doch in Gottes Namen einmal anders!

Schick dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schickt die Welt hinein.

Du Hiobsweib! du Delila! schrie er dagegen: Dir wirds noch gehn, wie der Jesebel; das hast du

ganz

ganz allein an mir verschuldt, du böses Stück Fleisch! — Kinder, Kinder, ihr habt eine Rabenmutter, die euern leiblichen Vater ins Grab bringt! — Gott soll sich erbarmen, wenn man mit einem Hausübel gestraft ist, das mit andern Schuften gegen den Mann Parthie macht! Nicklas, Wilhelm und das andre Gezücht sind dir immer lieber als dein leiblicher Ehemann; aber nur Geduld! du sollst mir das: "und er soll dein Herr seyn!" noch lernen, du alte Schlange! Schick du dich nur in deinen Mann, und laß ihn dafür sorgen, wie er sich in die Welt schickt.

Ach Gott, ich meyne ja nur, daß du dich zum Schulzenamte nicht schickst — schrie das Weib. Du hast ihm immer Widerpart gehalten, dem Vogt, und nun . . .

Hast recht! ich schick mich nicht dazu, fiel ihr Herrmann mit verbissener Wuth ins Wort. Schlingel sollte man nur zu Schulzen machen, die mit den Vögten in Ein Horn blasen; ein ehrlicher Mann, wie ich bin, taugt nicht dazu.

So tobte Herrmann vor Zorn. — Eines Morgens sattelt er hastig sein fahles Pferd. Der darauf saß, hieß Herrmann, und die Hölle folgte ihm nach. So trabt er nach Anspach. Den ganzen Weg hinauf sinnt und sinnt er auf Verleumdung und Rache. Den Vogt will er anschwärzen wie den Teufel, und auch den Schwanz nicht vergessen. — Mit dieser Post ist er dem Herrn Vormund von Schleich zur Hand, wie dem Jäger der Spürhund. Er wird äusserst gnädig aufgenommen, und bringt den Befehl an das Amt mit, daß

Wulfing, bey vorbehaltener Strafe, sich nicht mehr unterfangen soll, den Schultheiß Janhagel an seinen Vorrechten und Herrlichkeiten ferner zu kränken. Wulfing erwidert darauf, daß das nie noch geschehen sey, und daß er sich jeden Schritt zu verantworten getraue, so bald man ihm die Klagen des Schulzen namentlich vorlegen würde.

Herrmann war also nichts besser als vorhin. Voll Verdruß setzt er sich, nimmt einen Bogen Papier und schreibt:

"Actum Traubenheim ud suppra"

"Hochetelgestrenger; Hochetelvester und knätiger Herr kammerjunkher und Herr Vormunt. bey der knätigen Frau, von wegen des Herrn junkhers. ꝛc. ꝛc.

weiter aber kann er's nicht bringen, so viel Federn er auch darüber zerkaut, und was er auch nachsinnt und buchstabirt.

Der Schulmeister von Langenhausen ist ein principalischer Schreiber, und haßt den Vogt wie der Teufel die frommen Seelen, — denkt er endlich bey sich selbst: zu dem will ich gehn; er schreibt schon alles, wie's hängt und liegt und wie ichs ihm sage. Flugs wirft er sein actum ut supra zu seinen Briefschaften, die er nur seine Briefilegia nannte, geht nach Langenhausen und klagt dem Herrn Schlaghart seine Noth. Gern hätte dieser dem Herrn Schultheiß Janhagel den Schöpsenstärter Wahltag noch einmal unter die Naſe gerieben; aber er war sich selber nichts Gutes bewußt und sein Weib war zugegen: — er sagt also nichts, als: nun, es ist mir lieb, daß man den Schulmeister Schlaghart

doch

doch auch einmal wieder brauchen kann . . . Laß Er das gut seyn, fiel ihm Herrmann ins Wort. Er wird das Geld auch brauchen können, denk' ich. Und am Vogt hat Er ohndieß eine alte Schuld abzurechnen.

Schlaghart nahm eine Prieſe Tabac und ließ ſich dann noch einmal alles haarklein erzählen. Alle nichts — alle nichts! — hob er endlich an. Ihr habt den Eſel beym Schwanz gezäumt!

Freylich weiß Er beſſer als wir, wie man den Vogt ſchindt, ſprach Herrmann; aber wetz Er das Meſſer nur ſcharf; mir kommts auf einen dicken Thaler Schleiferlohn nicht an; wiewohl Gott für ſey, daß ich jemand Unrecht thue! Recht muß aber recht bleiben, und dem müſſen alle frommen Herzen zufallen.

Schlaghart verſicherte drauf, daß er ſich gleichfalls in der Sache nicht würde brauchen laſſen, wenn es ſein Gewiſſen (damit meynte er den Beutel) nicht forderte. — Der Hauptfehler, fuhr er fort, liegt darin, daß Ihr den Vogt nicht auf der rechten Seite gepackt habt. Wulfing hängt in ſeiner Amtsrechnung. — Bey Lebzeiten des alten Herrn gieng's immer bunt und über Ecks und Gelegenheit macht Diebe. Bald war der Herr, bald der Vogt Caſſameiſter. — Summa Summarum, Wulfing kann ſeine Rechnung nicht erweiſen; dafür bin ich Mann! Potz-Stern und kein End, wenn unſer einer ſolche Wirthſchaft in der Gemeinrechnung machte! Da darf in Langenhauſen keine taube Nuß ohne Schein verrechnet werden; — aber die großen — läßt man laufen, und die kleinen hängt man auf.

Hier sind zwey dicke Thaler, sprach Herrmann: Schreib' Er mir das an den Herrn Vormund und beweis' er mirs gleich!

Possen! erwiedert Schlaghart. Beweisen läßt sich das nicht aus freyer Hand; aber beym Nachsuchen der Rechnung wird sichs finden.

Nun so schreib' Er's nur und mach Er's recht tüchtig und deutsch. Es soll Sein Schade nicht seyn, wenn's gut ausgeht — sagt Herrmann, und nimmt den einen Thaler wieder zurück.

Dafür laßt Ihr mich sorgen, erwiedert Schlaghart, und trägt es sogleich auf genaue Revision der Amtsrechnungen an. Der Händel mit dem Schulzen aber erwähnt er am Schlusse nur im Vorbeygehn. Herrmann meynt freylich, daß deren, als der Hauptsache, weitläuftiger gedacht seyn sollte; schreibt aber doch die Klag- und Schmähschrift von Wort zu Wort ab; befördert sie nach Anspach und erhält bald darauf geheimen Befehl: an dem und dem Tage sich an einen bestimmten dritten Ort einzufinden, um durch einen Commissarius das weitere mit ihm verabreden zu können.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Reiter auf einem fahlen Pferde erscheint, und — reitet einen ehrlichen Mann zu Boden. Die Leser machen Bekanntschaft mit Herrn Benedict Blasius Schlacker.

Mit allen möglichen Rathschlägen des Herrn Schulmeisters Schlaghart ausstaffirt, trabt Herrmann Nach-

mit-

mittags vor dem Termin, (es war im August 1709, am Beerdigungstage der alten Frau Liebrichinn) aus dem Dorfe. Man verdacht' es ihm sehr, daß er nicht bey der Leiche blieb, zu der man ihn doch ausdrücklich gebeten hatte. Marks, mit dem er kurz zuvor in Zwiespalt gerathen war, (denn Freundschaften, die mit Teufelsstricken geknüpft sind, dauern selten lange) schöpfte zuerst Argwohn. Gebt Acht, sagt er zu den Gästen im Leichhause, der Bet-Schlingel hat einen Tuck vor, weil er eben heute nicht zu Hause bleibt, und auch keiner Seele sagt, wo aus und wo an... Gestern erst war er wieder in Langenhausen beym Schlaghart, und wer mit dem Windmacher umgeht, ist selten auf rechter Bahn.

Am folgenden Tage gegen Abend trottirt Herrmann mit triumphirender Mine das Dorf wieder herein, und hinter ihm rollt eine Kutsche daher. Der Falbe muß Parade machen, und der darauf sitzt hat nicht Zeit einen Menschen zu grüssen. So geht's bis zur Wohnung des Vogts. Schnell schwingt sich Herrmann vom schwitzenden Roß, reißt das große Thor des Meyerhofs fast aus der Angel, und die Kutsche fährt herrisch hinein. Wulfing sieht aus dem Fenster, und erwartet zum allerwenigsten den Herrn von Schleich; aber eine dicke triefaugige Mannsfigur kriecht aus dem Kasten heraus und watschelt hinter dem Schulzen die Treppe hinauf. Kaum aber sieht dieser den ehrlichen Wulfing entgegen kommen, als er schon vor Verlegenheit linksum macht und den dicken Schlauch allein im Stiche läßt, welcher jedoch,

ohne nur im geringsten betreten zu seyn, die Absicht seiner Gegenwart eröffnet, und dem Herrn Vogt folgendes Schreiben übergibt:

"Vorzeiger dieses, Herr Benedict Blasius Schlacker, wird hiermit Kraft dieses, von Seiten der gnädigen Frau, Caroline, verwitweten Freyfrau von Traubenheim, gebohrenen Freyinn von Bollingen, und dann des Herrn Kammerjunkers Freyherrn von Schleich, Erbherrn auf Langenhausen und respective Herrn Vormunds ꝛc. bevollmächtigt, dem Vogte Wulfing zu Traubenheim, Angesichts dieses, die Schlüssel abzunehmen, die sämmtlichen Amtsrechnungen, und was sich in Vogthey-Sachen vorfinden wird, commissorisch zu untersuchen, und den Befund, zur weitern Verfügung, anhero nach Anspach zu berichten. ꝛc."

Nach Durchlesung der Vollmacht übergibt Wulfing dem Herrn Commissär Benedict Blasius Schlacker ohne Widerrede die Schlüssel, zeigt ihm mit der Bereitwilligkeit eines Kaufmanns, der einen einträglichen Kundmann im ganzen Waarenlager umherführt und ihm jeden Schrank und Ballen eröffnet, die sämmtlichen Acten, Rechnungen und Papiere vor, läßt sogleich die, von der gnädigen Frau stets leicht erhaltene, Casse stürzen, und erwartet ruhig den Ausgang; denn er war sich keiner Treulosigkeit bewußt, hatte weder Weib noch Kinder, und fühlte sich stark genug, auch amtlos sein Brod zu verdienen.

Bey seiner Thätigkeit und Ordnung ließ sich nicht einmal eine Verwahrlosung und noch viel weniger eine Treulosigkeit denken; denn Wulfing war der eingezogenste Mann, der ohne Geräusch und überflüßigen

Auf-

Aufwand, mit einer Stief-Schwester wirthschaftete, die die Stelle der Magd, Köchinn und Ehrendame zugleich versah. Jeder ehrsame Stadtbürger jener Zeit übertraf ihn im Aufzug, und an all seinem Hausgeräthe fiel nichts in die Augen, als die pünktlichste Reinlichkeit. Gleichwohl war seine Baarschaft äusserst gering. Aus Gutmüthigkeit erließ er nicht nur den Armen fast alle Gebühren, sondern zahlte gar oft auch die herrschaftlichen Gefälle für sie. Wer großen Mangel litt, gieng zu ihm; denn man that selten eine Fehlbitte. Sein Korn lieh er den Armen um den billigsten Preiß, und erhielt oft erst nach Jahren die Zahlung. Durch die Strenge seiner Policey; durch verbesserte Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens, besonders durch Abtreibung der jüdischen Wucherer, fielen seine Sporteln immer weiter herab. Bey kleinen Klaghändeln rieth er zur Nachgiebigkeit und zum Vergleich; die Streiter behielten ihre Klag- und Protocollir-Gebühren und Wulfing — gieng leer aus. Unmöglich konnt' er, unter solchen Umständen, sich Schätze sammeln. Sein Schatz war ein gutes Gewissen und die Liebe seiner Amtsunterthanen, die mit jedem Tage mehr zunahm und sich auch der Herzen seiner ehmaligen Feinde bemächtigte.

Herr Benedict Blasius Schlacker fieng indeß gleich am andern Morgen das Untersuchungs-Geschäft an; aber eh wir davon reden, müssen wir den Mann, der künftig seinem Namen noch Ehre machen wird, erst kennen lernen. Seiner Profession war er ein Rechenmei-

meister; konnte das große und kleine Einmal Eins nüchtern und trunken, träumend und wachend, und wußte viele hundert achtzehntels- und sechs und dreyßigtheils-Pfenninge in ein paar Minuten zusammen zu zählen, und alle Brüche mit etlichen Federstrichen ins Ganze zu bringen; aber bodenleer war sein Hirnkasten, wenn von was andern als von Zahlen die Rede war. Schon in zehn Schreibstuben hatt' er servirt, und eine Menge Bücher voll Buchstaben und Zahlen gemacht; aber die undankbare Welt vergalt ihm allenthalben seine treuen Dienste mit dem Abschied. Wenn er z. E. das Schlüsselloch nicht finden konnte; bey stockfinstrer Nacht die Küche für die Schreibstube hielt; oder zuweilen, aus menschlicher Schwachheit, in den Koth fiel: so mußt' er besoffen seyn, er mochte wollen oder nicht: ob gleich, wie er selbst versicherte, nichts als ein Augenfluß daran Schuld war, der ihm ohne Zweifel noch gar an einer guten Heyrath hinderlich würde gewesen seyn, hätte er nicht an der Jungfer Beschließerinn des Herrn von Schleich ein Frauenzimmer gefunden, das solche Kleinigkeiten zu übersehn und seine Vorzüge zu schätzen wußte. Diesem Frauenzimmer, das wegen besondrer geheimen Eigenschaften dem Herrn Vormund von Schleich weiland gar nah am Herzen lag, verdankte Herr Schlacker unter andern auch das Glück, gegen Wulfing als Commissär aufgestellt zu werden, und hatte noch überdieß die gnädige Versicherung, die Vogtsstelle nebst der Jungfer Beschließerinn zu erhalten, wenn Wulfing sich zum Absetzen qualificiren würde.

Es versteht sich, daß Herr Blasius unter solchen Umständen sein möglichstes that, dem ehrlichen Wulfing ein Bein zu unterschlagen. Um ja nichts zu übersehn blieb er drey volle Wochen, (denn so lange währte das Untersuchungs-Geschäft) vollkommen nüchtern; — eine Selbstverläugnung, zu der ihn nur die Liebe gegen seine Herzens-Beschließerinn bewegen konnte.

Gleich anfangs ließ er die Gemeine versammeln, und las ihr den herrschaftlichen Befehl vor, daß jedermann, der etwas gegen den Herrn Vogt anzubringen hätte, nun seine Klage dem niedergesetzten Commissarius eröffnen, und sich aller Rechtshülfe getrösten solle.

Seine Stimme, seine Triefaugen, sein Bauchwerk das einer Schmalztonne glich, und besonders die sichtbare Henkersfreude mit der er sein Werk vorbrachte, verdarb aber der ganzen Gemeine die Lust, ob gleich einige darunter sich vom Vogte gemißhandelt glaubten. Mit dumpfem Gemurmel gieng das Volk auseinander, und Herr Schultheiß Janhagel war acht Tage lang der einzige Kläger. Nur der weiland reiche Hans und Ludewig ließen sich endlich, auf Herrmanns Anstiften, gegen den ehrlichen Wulfing gebrauchen. Bey allem, wo es an Beweisen gebrach, beriefen sie sich auf den verstorbenen Schulz Ortmann, der sich nun nicht mehr verantworten konnte. Selbst Schlacker aber war mit ihrem Anbringen so wenig zufrieden, daß er verschiedenes sogleich von der Hand wieß, und seine einzige Hoffnung auf eine Anklage baute, welche die Schuldaustheilungs-Sache Hans Großmanns betraf.

Jud-

Jud Schommel von Scheckenau hatte nämlich dem sogenannten reichen Hans etwas Geld geliehen, welches er auf simple Handschrift so lange stehn ließ, bis Hansens Sachen anfiengen mißlich zu werden. Jetzt machte er eine Forderung von 400 fl. und drohte mit Klagen und Beschimpfungen, wofern ihm nicht Hans einen amtlichen Consens darüber ausstellen ließe. Bey der Gelegenheit drang Wulfing sehr in den armen Tropfen, nun noch zu rechter Zeit zu entdecken, wie sich's mit der Forderung verhielte. Hans aber, der allen Lärm und Aufstand vermeiden wollte, um die übrigen Gläubiger nicht auch in Allarm zu bringen, ersaß darauf, daß er wirklich so viel erhalten, und dem Jud Schommel zu verzinßen habe. Wulfing sah sich also genöthiget, dem jüdischen Gläubiger die verlangte Schuld-Versicherung zu geben. Nach zwey Jahren erst, da Hansens Güter auf die Gant kamen, fieng der Schuldenmacher an, gegen diese 400 fl sowohl als gegen andre Posten, Einwendungen zu machen. Von Schommel wollt' er schlechterdings nicht mehr als 164 fl. erhalten, und an diesen sogar schon einiges, durch Getreid abgezahlt haben. Der Jude berief sich aber auf schwarz und weiß; Hans der alles geheim mit dem Israeliten verhandelt hatte, war nicht im Stand einen Zeugen aufzubringen; der Jude hingegen erbot sich, deren drey zu stellen. Zum Schwur konnte Schommel nicht mehr gezwungen werden, weil schon hinreichender Beweis in der eigenen Aussage Großmanns und in dem darauf ausgestellten Consens vorhanden war, und so bekam er denn sein Geld, welches ihm, in Gegenwart

des verstorbenen Schulz Ortmann und Ludewigs, in der Amtsstube vom Herrn Vogt ausgezahlt wurde.

Nun aber wurde die Sache so gekartet: Ludewig mußte leugnen, etwas von der Rückzahlung des Geldes gesehen zu haben. Schommel hingegen behauptete, daß er, in Beyseyn des verstorbenen Schulzen, nicht mehr als 250 fl. empfangen, und nur deßwillen über die ganze Summe von 400 fl. quittirt habe, weil ihm Wulfing mit langen Untersuchungen gedroht und heilig versichert habe, daß er in diesem Falle gar nichts bekommen würde. Indeß habe Wulfing, die ihm widerrechtlich entzogenen 150 fl., in den eigenen Beutel fallen lassen. Zum Beweis seiner Aussage berief er sich auf seine Handlungsbücher und besonders auf Hansen und Ludewig, denen er noch am nämlichen Tage seine Noth geklagt haben wollte. Beyde waren erbötig, dieß sogar durch einen Eid zu bekräftigen; dafür aber sollte Schommel die 100 Thaler, die Wulfing nachzahlen müßte, mit ihnen theilen.

So stand das Werk, als Wulfing darüber, in Beyseyn des Juden, Herrmanns, Ludewigs und des armen Hans vernommen wurde. Wulfing war bey der ganzen Klage voll scheinbarer Verlegenheit, und berief sich ganz schüchtern auf Ludewig, als auf einen Mit-Zeugen; dieser aber leugnete rein weg, daß er einen Heller von dem Gelde gesehen habe. Nun stieg die Dreistigkeit des Hebräers aufs höchste. Hans begann dem Vogte mehr als schnöde zu begegnen, und Schlacker fieng mit allem Uebermuth einer schadenfrohen Seele, das Protocoll an.

Noch einen Augenblick Geduld! rief Wulfing; nahm einen Stuhl und setzte sich vor seinen Klägern nieder, Trotz der furchtbaren Nase die Schlacker ihm zuwarf. Er zog einen Brief aus der Tasche und las:

Raptim Langenhausen, den 16 Sept. 1709.

"Unter höflicher Salutation!"

Als Herrmann das Raptim und die höfliche Salutation hörte, war er verblaßt bis in den Hals hinein.

Nehmt euch vor Zugluft in Acht; ihr werdet wahrscheinlich schwitzen — sagte Wulfing und las weiter:

"Dem Herrn Schultheiß Janhagel wird anmit zu wissen gethan, daß ich mit dem Scheckenauer Juden Isaschar Schommel, in der bewußten Sache noch einmal gesprochen, und das weitere verabredet habe. Künftigen Dienstag, als am 20sten hujus, wird er vor der niedergesetzten Commission erscheinen; muß aber NB. Vorkehr getroffen werden, daß es nicht zur Eides-Deferirung kommt; Schommel ist, Gott weiß durch wen, wieder irre gemacht worden, und will die Sache nur so weit zu treiben suchen, als sie sich ohne Schwur treiben läßt. Er fürchtet den Landrabiner, der in solchen Fällen gewaltig einheizt. Indeß hat er in seinen Handlungsbüchern die Summe von 400 fl. in 250 verwandelt. Nun muß nur auf Ludewig gesehen werden, daß er beym Worte bleibt: Ich kenne den Bursch aus andern Streichen. — Bitte nochmals, daß man meinen Namen aus dem Spiele läßt. Actum ut supra.

des Herrn Schultheißen

Dienstbereitwilliger
Gregorius Schlaghart,
Schulmeister und Gerichtsschreiber."

Wie

Wie von Gott verlassen stand das Kleeblatt, Herrmann, Ludewig und Isaschar Schommel vor dem Vogte. Herrmann suchte sich zu erholen; aber was er vorbrachte, war unzusammenhängendes Gestammel. Isaschar wollte den Brief als untergeschoben erklären, und Ludewig den Kopf aus der Schlinge ziehn; aber alle scheuten sich vor einer weitläuftigen Untersuchung.

Schlacker, dem durch diesen Streich die schönste Hoffnung zu Grunde gieng, war über dem Briefe wie aus den Wolken gefallen. "Auf waserley Art und Weise kommt man aber zu diesem Schreiben?" fragte er endlich ganz ungehalten.

Das läßt sich kurz zusammen fassen, erwiederte Wulfing. Der Expresse, der den Brief an den ehrlichen Mann hier (er deutete auf Herrmann) bestellen sollte, begieng die Unvorsichtigkeit, ihn zu erbrechen und fand also nicht für gut ihn selbst zu bestellen, sondern übergab ihn dem hiesigen Tochtermann des verstorbenen Schulzen auf dem langenhäuser Wege, wahrscheinlich in der Absicht, um auf ihn die Verwahrlosung des Siegels schieben zu können. Fritz konnte der Versuchung, den offenen Brief zu lesen, nicht widerstehn, und weil dieser mich mehr angieng als den Schulzen: so hielt er für gut, ihn mir zu beliefern; ich aber hielt ihn absichtlich zurück, um seiner Zeit davon Gebrauch machen zu können. —

Schlacker mußte nun den ganzen Handel zu Protocoll nehmen; die drey Schurken konnten nicht umhin, es zu unterschreiben, und Wulfing ließ sich eine beglaubigte Abschrift davon ausfertigen.

Dieß ist die einzige Genugthuung, die ich von der hierstehenden Bande verlange, sprach er; aber zur Ehre des Herrn Schultheiß Janhagel und seiner Gesellen, werd ich allenthalben von dem Schurken-Patent Gebrauch machen. — Dieß sagte er; gieng aus dem Zimmer und ließ das Gesindel in Bestürzung zurück. Schlacker fegte indeß die Bösewichte nicht sowohl ihrer Bosheit, als vielmehr ihrer Dummheit wegen durch; und wandte nun seinen ganzen Fleiß auf Untersuchung der Rechnungen.

Man muß es ihm lassen, daß er überhaupt ein perfecter Rechenmeister, nie aber, Trotz seiner Triefaugen, so scharfsichtig war, als dießmal, da es darauf ankam einen redlichen Mann zu stürzen. Bald fand er auch was er suchte. Das Rechnungswesen jener Zeit ward überhaupt so genau nicht genommen. Dazu kam Gustavs unumschränktes Zutrauen in die Ehrlichkeit seines Vogts, und Wulfings Zutrauen in die Gerechtigkeit seines Herrn. Das einemal nahm der gnädige Herr, das anderemal sein Vogt die Gelder in Empfang. Jeder hielt sich seine besondere Rechnung, und trug nur das ein, was Er empfangen hatte. Gustav aber war so nachläßig in dem Punkte, daß er über vier Jahre dem Vogt keine Rechnung abnahm, und gleichwohl auch seine Privatrechnung nicht ordentlich hielt. Da nun Schlacker anfieng zu vergleichen, fanden sich beträchtliche Reste, von denen man eben so wenig etwas in Gustavs Manual als in Wulfings Rechnungen fand. Die

Zah-

Zahler konnten sich zum Theil nicht mehr erinnern, wem sie das Geld gegeben hatten, und unserm Wulfing fehlte es an Beweis. Mit vieler Mühe bracht' er es aber doch so weit, daß er nur mit 400 fl. hängen blieb. Gleichwohl machte Schlacker die fürchterlichste Schilderung von der vorgefundenen Unordnung; von der gewissenlosesten Behandlung der herrschaftlichen Güter ꝛc. und Wulfing erhielt in den ungnädigsten Ausdrücken seinen Abschied, doch mit dem gnädigen Beysatze: daß ihm 200 fl. am Reste geschenkt seyn sollten.

Unglücklicher Weise war kurz vor diesem Vorfalle, der Herr geheime Rath von Sippstein in Gotha, ein sehr eifriger Gönner des Herrn Vogts, gestorben, und vom Herrn von Sturm durft' er sich keines Beystandes getrösten, weil dieser es ihm nicht verzeihen konnte, daß er dem gnädigen Herrn zu einer zweyten Ehe gerathen hatte. Die ritterschaftlichen und kaiserlichen Gerichte waren nicht betriebsam genug, daß Wulfing einen schnellen Ausgang der Sache von ihnen hätte erwarten können; überdieß lag aller Beweis, den er gegen Schlackern führen konnte, bloß in seiner eigenen Ueberzeugung, mit der man vor Gerichten nicht auslangt. Er schlug also den kürzesten Weg ein, und nahm, mit aller Gelassenheit eines auch im Unglück standhaften Mannes, seine Verabschiedung an. "Nur soll meine bisherige Herrschaft auch nicht einmal vermeintlich einen Heller durch mich verlieren, setzte er hinzu; denn ich würde mich entehrt fühlen durch ein angebliches Geschenk, dessen ich nicht bedürfen würde, wenn der einzige Zeuge meiner

Redlichkeit noch lebte." — Sogleich verwechselte er seine wenigen Schuldscheine gegen baares Geld, und übergab die im Rest gebliebenen 400 fl. dem Herrn Benedict Blasius Schlacker mit den Worten: Hier ist der angebliche Rest. Ich bezahle damit nicht den zehnten Theil des Glücks, das ich bey dem mir unvergeßlichen gnädigen Herrn genossen habe. Nichts als die Liebe und den Dank meiner bisherigen Amtsuntergebenen nehm' ich mit mir; aber die Schmähschrift, mit der man mich des Amtes entläßt, geb' ich voll Verachtung wieder zurück! Hiermit warf er das Absetzungs-Decret auf den Tisch, und gieng aus dem Zimmer.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Eine tödtliche Versteigerung. Wulfings Abschied.

Wie ein Lauffeuer war indeß das Gerücht von Herrmanns schändlichem Betruge herum gegangen, und allgemeines Jubiliren hatte das Dorf erfüllt, daß der Böswicht selbst in die Grube gefallen war, die er einem ehrlichen Manne gegraben hatte. Das kränkendste für Herrn Janhagel war aber, daß von dem Augenblick an kein rechtlicher Mann mehr vor ihm den Hut rückte; denn jedermann hielt ihn schon für ehr- und dienstverlustig. Niemand erschien mehr auf sein Geheiß und Fritz sagte ihm in öffentlicher Schenke: Ist's wahr, Herrmann,

mann, daß deine Frau, seit du mit dem Vogte vorgestanden bist, den Hund füttern muß? Man spricht, er nimmt keinen Bissen Brod mehr von Dir.

Welch ein Schrecken aber fiel über das Volk, als auf Einmal das Gerücht erscholl: Nicht Herrmann, sondern der Vogt ist entsetzt! Heulen und Schreyen war in den Hütten der Armen, und Aufstand in den Häusern der Reichen. Ein Wolf, der auf öffentlicher Strasse die schuldlosen Kinder würgt, macht weniger Auflauf. Mehr als dreyßig Mann liefen vor die Wohnung des Vogts. Herr Blasius Schlacker fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken; denn er glaubte mit Heugabeln gespieset zu werden; aber die Bauern begehrten nur ihren Vogt zu sprechen. Wie sie da standen, wollten sie stehenden Fußes nach Anspach.

Nein, liebe Kinder! sprach Wulfing. Ergebt euch in euer Schicksal, wie Ich mich in das meinige. "Das können wir nicht — das wollen wir nicht — das dürfen wir nicht!" schrie die Versammlung unter einander. "Gott sey dem Commissar gnädig, wenn er bey uns bleibt! Wir dulden ihn nicht, Herr Vogt, und sollte Mord und Todtschlag daraus entstehn!"

Was? rief Wulfing mit edlem Ernste, wollt ihr euch gegen die Obrigkeit setzen, die Gewalt über euch hat? Wollt ihr einen Bauernkrieg anfangen?

So gehn wir doch wenigstens nach Anspach! schrie das Volk.

Auch das ist umsonst! erwiederte Wulfing. Oder glaubt ihr, daß es mir nur um euer Brod zu thun ist? oder daß ich unter solchen Umständen glücklich seyn würde, wenn ich auch länger bey euch bleiben dürfte? — Nein, ihr lieben Traubenheimer! nur euer freundschaftliches Andenken — das ist alles, was ich von euch verlange. Gott wird für euch und für mich sorgen, und alles zum beßten kehren.

Da heulte das Volk und drang in den Vogt; dieser aber blieb unbeweglich auf seinem Vorsatze.

Laßt uns zum Pfarrer gehn! sagten die Bauern unter einander, und liefen geraden Wegs zu ihm. Ehrlich sollte nun dem Herrn Vogt, als Freund und Gevattermann, einreden; ihn wenigstens bewegen, daß er länger bliebe, wenn sie bey der Herrschaft es auswirkten.

Aber Ehrlich verzweifelte daran, ob er etwas ausrichten würde; denn gleich nach der Ankunft des Weinschlauchs von einem Commissar, war er schon zum Herrn Vogte gegangen, um seinen Beystand ihm anzubieten; dieser aber hatte ihn dringend gebeten, nicht nur bey der ganzen Sache ruhig zu seyn, sondern ihn auch nicht einmal, während der Commission, zu besuchen, um allen Verdacht zu vermeiden.

Jetzt glaubt er indeß doch wieder gehen zu müssen. Er macht alle nur möglichen Vorstellungen. "Ein braver Mann soll keinem Schurken, ohne dringende Noth, Platz machen!" sagt er. Aber Wulfing hält eben diesen Fall für dringende Noth, und Ehrlich kann seinen Gründen nicht widerstehn.

Wie stehts, was sagt er? ruft ihm Rosina weinend entgegen, als er vom Herrn Vogte wieder zurück kommt. — "Er will lieber verhungern, als Barmherzigkeit erflehn, wo er nur Recht bedarf!" antwortet Ehrlich und wirft sich vor Unmuth auf das Bette. Vor ihm steht sein hochschwangeres Weib mit dem kleinen Konrad, und beyde weinen wie am Sterbebett eines Vaters. Ach mein Herr Taufpathe! schreyt der Kleine. Ach Vater, er soll nicht fort! er soll nicht fort! — Der Vater aber scheint ihn gar nicht zu hören; er vergießt keine Thräne; er antwortet auf keine Frage; wie ein Starrsüchtiger liegt er, und sieht seiner Rosina unbeweglich auf den hohen Leib. — — Weib, sagt er endlich, was du mir nie warst, das bist du mir heute . . . eine Last mit dem Kind unter deinem Herzen und mit dem Knaben an deiner Hand! — Ach Gott! ach Gott! seufzt Rosina, was ist dir, um Gottes willen? was that ich dir zu Leide, lieber Mann? — Nichts zu Leide! gutes, frommes Weib, spricht Ehrlich. Du bist mir lieb, wie mein Leben; aber den Staub würd' ich von meinen Füßen schütteln, und auswandern, wohin meine Beine mich tragen, wenn Du nicht wärst. — Unsre besten Tage sind gelebt. — Der Weizen, den ich säe, wird künftig unter Dornen fallen. Mein Amt wird unfruchtbar und meine Ruhe verlohren seyn. Ich werde streiten und nichts gewinnen. Meine Beichtkinder werden seyn, wie herrenloses Gesindel unter der Hand des Bettelvogts.

Wulfing machte nun Anstalt zum Abzug. Er schrieb in sein Geburtsdorf in der obern Pfalz um eine Hausmiethe, wo er sich, bis zu einer andern Versorgung, als Advocat niederlassen wollte. Sein bischen Geld, das ihm noch übrig geblieben war, und sich auf keine hundert Thaler belief, zog er zusammen, und ließ sein entbehrliches Hausgeräthe versteigern.

Anfänglich war er Willens, die Waaren durch einen Bauersmann ausrufen zu lassen; aber Herrmann setzte sich ritterlich dagegen, weil das Geschäfte dem jedesmaligen Dorfsschulzen zukäme. Besonders war es ihm dießmal darum zu thun, weil er dem Dorfe damit zeigen wollte, wie vest er noch stehe. Wulfing gab nach, und Herrmann hatte den Triumph, das Hausgeräth auf öffentlichen Strich zu bringen.

Er schrie wie ein Zahnarzt, und kühlte dazwischen immer seine Lunge mit Most. All besser!! Zehn Batzen zum erstenmal! Zehn Batzen zum andernmal! Nu! besser! besser! Macht doch, daß der arme Schelm noch ein Stückchen Geld mit fort bringt! Elf Batzen zum erstenmal — Elf Batzen zum andernmal! — schrie er unaufhörlich; hob die kleinen Geräthschaften hochmächtig empor und schlug dann endlich mit dem Schlüssel zum dritten und letztenmal auf den Tisch, daß die Gläser klangen. Die wohlhabenden Bauern des Orts strichen indeß, dem Herrn Vogte zu Lieb, die Waaren ganz ungebührlich theuer, und den meisten standen dabey die hellen Thränen in den Augen. Auch Herrmann wollte wieder christlich thun. Er strich selbst zuweilen die

Nah-

Nachbarn herab, und wiederholte wohl zehnmal: so thut doch was aus christlicher Liebe!

Das verdroß die ganze Versammlung. Ja, ja Nachbarn! schrien einige: Thut doch was aus christlicher Liebe, und laßt euch nicht vom Schommel und Janhagel zu Schanden machen! — — Wofern du noch einmal von christlicher Liebe sprichst, die du gar nicht kennst, rief endlich der ganze Haufen: so werfen wir dich zum Tempel hinaus, du elender Verleumder!

Herrmann schmähte dagegen in Bibelsprüchen und Bauernflüchen. Ein allgemeiner Lärm entstand und würde bis aufs äusserste gestiegen seyn, wäre nicht Wulfing selbst dazu gekommen, um die erbitterten Gemüther zu besänftigen. — Der Zorn war indeß einmal bey Herrmann so sehr im Brand, daß er unabläßig Most in sich hinein goß; denn vor innerer Glut klebt' ihm die Zunge am Gaumen.

Gegen das Ende ward er so heischer, daß er kaum mehr reden konnte; dabey sah er aus wie ein Schürer am Schmelzofen. Er gieng nach Hause, warf sich aufs Bett und rief ganz unvernehmlich: Weib, einen Schluck Branntwein! Hitze muß Hitze vertreiben! — Gott, ach Gott! thu doch das nicht, schreyt seine Frau. Herrmann aber gibt nicht nach. Er trinkt ein Glas Branntwein und eh eine Viertelstunde vergeht, liegt er schon in völliger Verwirrung. Die Nacht über redet er irre heraus und allerley Dinge mit unter, die nicht gut waren. " Der Ochs von einem Schulmeister! — dem Teufel will ich was geben und nicht ihm! — mir den Brief so dumm zu schicken! — — Aber warte Fritz!

warte Fritz! du sollst mir büssen! — Wartet Schurken, ich will euch den Jud Schommel eintränken! — Zehn Batzen zum dritten und — und — und letztenmal!" und dabey schlug er aufs Bett, daß die Federn stäubten.

Nach einer so fürchterlich durchfabelten Nacht, war Herrmann sehr entkräftet, hob schwer aus der Brust und seufzte beständig nach Wasser. Ums Himmels willen! sagte er, laßt mir nur niemand in die Kammer, bis ich wieder gesund bin; denn das ganze Dorf klatscht in die Hand und gönnt mir das Unglück. Ich will darum auch manchmal aus dem Fenster sehn und den Leuten einen Gruß bieten.

So trieb ers einige Tage; nun aber konnt' er nicht mehr Versteckens spielen. Man mußte den Arzt aus der Stadt rufen, und dieser erkannte sogleich die Krankheit für den Lungenbrand. Er gab kühlende Mittel, und ließ eine Ader öffnen; aber nichts wollte verfangen: denn Herrmann war voll Seelen-Unruh. Der Groll über die jüngst erlittene Schmach und sein Sünden-Register ließen ihm weder die Ruhe der Nacht, noch den Frieden des Tages. Sein Geblüt kochte wie heisser Wein in den Adern und mehrte Zusehends den Brand.

Wulfing war indeß fertig zum Abzug, und eben bey seinem Gevatter Ehrlich, um Abschied zu nehmen. Vor der Meyerey schien Jahrmarkt gehalten zu werden, so groß war der Auflauf des Volks, als Wulfing mit seinem kleinen Pathen an der Hand, in Ge-

sellschaft des Pfarrers zurück kam. Der kleine Konrad schrie trostlos die Gasse herauf und sein Vater und Wulfing giengen in stummer Wehmuth. Aber auch ihr Schmerz brach in lautes Schluchzen aus, als sie um den Wagen her die Menge des Volks erblickten, das sich mit Ungestümm drängte, den ehrlichen Vogt noch einmal zu sehn. Väter hoben ihre Kinder aus dem Getümmel empor und sagten: da schaut ihn noch einmal an, den Bauernfreund, und vergeßt ihn nicht!

Der Vogt aber konnt' es länger nicht aushalten; er riß sich schnell aus den Umarmungen des Predigers und Schullehrers, und aus dem Gedränge seiner übrigen Freunde; gab durch einen Wink allen das Lebewohl, und warf sich ganz betäubt zu seiner Schwester in den Wagen.

Beym Einsteigen übergab ihm Wilhelm, im Namen des Dorfes, ein Päckchen, das ihm aber Wulfing, als er bemerkte, daß Geld darin war, mit den Worten zurück schob: "O Kinder! eure Lieb' ist mir genug!" . . .

Ach Herr Vogt! so will Er uns zum Abschied verschmähn? schrie das Volk, und drang so sehr in ihn, daß er endlich das Ehrengeschenk annahm. Ich kann unmöglich danken, sagt er, aber Gott sey mit euch! und mit den Worten verließ er den Ort, wo ihm so viel Liebes und Leids begegnet war.

Zu seinem Erstaunen fand er in dem Päckchen nicht nur 100 fl., die einige dreyßig wohlhabende Männer des Orts im Stillen zusammen geschossen hatten, sondern auch ein von Lieberichs Hand aufgesetztes und von

den Gerichtsältesten unterschriebenes Danksagungsschreiben, das mit dem Gemeinsiegel, worauf Caleb und Josua die große Traube trugen, bekräftigt war.

Wulfing mußte, nachdem er das Belobungs- und Danksagungsschreiben in der Kutsche gelesen hatte, noch einmal herzlich weinen; aber es waren Thränen einer süßen Wehmuth. Aus seiner Heimat schrieb er dagegen einen für die Gemeine sehr verbindlichen und ehrenvollen Brief, der noch heute zu Traubenheim als ein Heiligthum aufbewahrt wird.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ein Sterbebett zum Spiegel für alle Sünder.

Pfarrer Ehrlich an Wulfing. *)

Traubenheim am 4 Oct. 1709.

Ich entledige mich durch diesen Brief, herzlicher Gevattermann und unvergeßlicher Freund, eines Auftrags, den mir ein Sterbender gegeben hat, und nehme zugleich Veranlassung, Dir das Lebewohl schriftlich nachzusenden, das wir Dir, Du Redlicher! mündlich zu sagen nicht vermocht haben.

Zu

*) Ich werde künftig aus Wulfings hinterlassenen Papieren noch einige Briefe mittheilen. Nur so viel ist darin geändert, als nöthig war, um auch meinen Lesern verständlich zu werden, denen die lateinischen Brocken, deren man sich jener Zeit bediente, nicht genießbar seyn würden.

Zu spät für Dich und für das Glück unsers Dorfes; aber leider! zu früh für sein eigenes Wohl, ist Herrmann, vier Tage nach Deiner Abreise, am Lungenbrande gestorben, den er sich bey der Versteigerung Deiner Habseligkeiten, durch sein entsetzliches Geschrey, durch eingenommenen Zorn und durch übermäßiges Trinken, mit welchem er die Gluth löschen wollte, zugezogen hatte. Schaden zu stiften war seine Lust, so lang er lebte, und Schadenfreude war der Nagel zu seinem Sarge. — Anfänglich hielt er die Gefahr möglichst geheim, weil er den Spott des Dorfs und meinen Zuspruch fürchtete, den er in gesunden Tagen so oftmals verschmäht hatte! als er aber am Tage Deiner Abreise den allgemeinen Jammer des Volks hörte, fieng er an, wie im Fieber, zu zittern. Die Trostsprüche, mit denen er bisher sein Gewissen eingeschläfert hatte, wollten nicht mehr verfangen. Er fühlte Sehnsucht nach meinem Besuch, und ließ mich, nach einem harten Kampf, endlich zu sich bitten.

"Soll's ja so seyn,
Daß Straf und Pein
Auf Sünden folgen müssen:
So fahr hier fort,
Nur schone dort,
Und laß mich hier wohl büssen!"

rief er mir, voll Seelenangst, entgegen. Sein Keuchen verrieth sogleich die Gefahr; aber vergebens war mein Bitten und das Flehen seiner Frau, daß er sich doch des Sprechens enthalten möchte. — "Reden muß ich; oder mir zerspringt das Herz!" sagte er.

"Ach

"Ach ruft mir den Vogt zurück! Ich will zum letztenmal heraus aus dem Bette, und auf meinen zitternden Knien ihn um Jesu willen bitten, daß er mir nicht flucht."— Ich schwur ihm, da es zu spät war, Dich einzuholen, daß Du ihm schon verziehen habest; daß Dein liebevolles Herz unfähig sey, irgend einer Seele zu fluchen; daß ich doch aber, zum Ueberfluß, noch an Dich schreiben, Dich an seiner Statt um Vergebung bitten, und ihm Deinen Segen erflehen wolle.—

Bald aber fand ich, daß ich den Balsam zu früh in die Wunde gegossen hatte; denn Herrmann war nicht unruhig über sein an Dir begangenes Unrecht, sondern nur allein darüber, daß Du ihm fluchen, und ihn (wie er aus Aberglauben fürchtete) zur Hölle befördern würdest. — Nun nur noch die heilige Absolution und letzte Wegzehrung! rief er, dann will ich getrost sterben.

Ach, lieber Wulfing, das war wieder einer der Fälle, die mich in meinem Amte so oft schon beunruhigt haben. Auf der einen Seite belebte mich die Hoffnung, den Sünder vielleicht, mit Nathans Freymüthigkeit, zu einer Reue zu bringen, die Gott gefällt; und auf der andern schlug mich die Furcht danieder, durch Erschüttrung, einen Mann frühzeitig zur Grube zu fördern, der noch so sehr des Raums zur Buße bedurfte.— Krebsschäden, dacht' ich endlich, lassen sich nicht mit Rosenwasser heilen! und rief ihm, zwar ernstlich, aber doch mit der Stimme eines Freundes, aus Salomo's Sittensprüchen zu: Laure nicht als

ein

ein Gottloser auf das Haus des Gerechten: verstöre seine Ruhe nicht; denn ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf. Aber die Gottlosen versinken im Unglück. — Als ich anfieng diesen Zuruf auf ihn anzuwenden, und ihn besonders verständigte, daß ich ihm nur Deinen Segen, nur Deine Verzeihung, nicht aber gänzliche Befreyung von den bösen Folgen böser Handlungen versprochen habe; daß der gerechte Richter nicht nach den letzten Augenblicken des Lebens; nicht nach der herausgewürgten Galgenbuße; nicht nach der letzten Wegzehrung ꝛc. sondern nach unserm ganzen Thun und Lassen richten werde, da kam plötzlich die schon verschwundene Bangigkeit wieder, und mir war es, wie einem Arzte, der ein zu früh vertriebenes Fieber, von dem er Ablegung verdorbener Säfte hofft, wieder kommen sieht. Ach Gott! rief Herrmann mit aufgehobenen Händen, was soll ich thun, was fang ich an?

"Wieder gut machen, was sich noch gut machen läßt;"

"Erstatten, was Ihr geraubt habt;"

"Für Lügen Wahrheit sagen;"

"Abbitten den Beleidigten;"

"Verzeihen den Beleidigern" und

"Die Verführer sowohl als die Verführten vor ihrem nahen Verderben warnen!"

war meine Antwort. Er lag darauf eine Weile tief in Gedanken. Endlich befahl er mit verzagter Stimme, seinen Gevatter Ludewig, nebst dem weiland reichen Hans rufen zu lassen. Ersterer ließ sich ver-

leugnen, als er vom Pfarrer hörte; letzterer aber erschien. So zittern Sünder am Hochgerichte, wie er, als er mit der Mütz' in der Hand in diesen Wohnplatz der Verzweiflung trat. Herrmann bäumte sich empor und bot ihm die Hand entgegen, mit den Worten: Vergib mir um Christi willen; ich habe dich verführt. Sorge doch, daß du nicht auch kommst an diesen Ort der Quaal!

Der elende Tropf, der wenig Wochen zuvor bereit war, des Allmächtigen durch einen falschen Eid zu spotten, stand dabey wie verblutet; fieng endlich an zu weinen, als ich ihm näher an das Herz drang, und begehrte mit mir unter vier Augen zu sprechen. Wer vor aller Augen schändlich gehandelt hat, war meine Antwort, dem gebührt auch Schande vor aller Augen! und nun hob er an, den ganzen Handel, wie er war, öffentlich zu bekennen. Du hast mir zu lieb verschwiegen, keuchte Herrmann, daß ich dich überredt und dir einen Gemeindienst dafür versprochen habe. — Die Umstehenden bebten bey diesem Auftritt, und mir that es nur leid, daß ich, aus Schonung gegen den Sterbenden, den Eindruck nicht so sehr verstärken durfte, als ich wohl gewünscht hätte.

Herrmann empfieng darauf, mit sichtbarer Rührung, das Nachtmahl, und war von dem Augenblick an ziemlich beruhigt.

Die darauf folgende Nacht schlief er ganz sanft; aber ein rauschendes Blatt schreckt den Bösewicht; er lauft, wo ihn niemand jagt. So war es bey Herr-

mann.

mann. — Zur Mitternacht hebt sein Hund an, fürchterlich in den kalten Nachtwind zu heulen, und ist weder durch Schläge, noch durch Locken und Futter zum Schweigen zu bringen. Herrmann deutet das Heulen des Hundes auf sein nahes Ende, verfällt in unbeschreibliche Angst, und läßt mich endlich aus dem Bette rufen. Bey seinem Anblicke fiel mir die Schriftstelle bey: "Daß einer so verzagt ist, das macht seine eigene Bosheit, die ihn überzeugt und verdammt, und ein erschrockenes Gewissen versiehet sich immer des Aergsten."*) — Ich konnte mich nicht entbrechen ihm mit diesen Worten seine Klagen über Angst und Bangigkeit zu erwiedern. — Ach Gott! so ist es auch — gab er zur Antwort. Mir liegt noch viel auf dem Herzen! Damit deutete er auf die Umstehenden. Ich hieß sie aus dem Zimmer gehn, und Herrmann begann von neuem zu beichten; — aber ich ziehe den Schleyer über seine Geständnisse... Doch eines darf ich dir nicht verhehlen, da es allgemein bekannt worden ist:

Beym Tode seines alten schwachen Vaters, der bekanntermaßen noch vor Verfertigung des neuen Schuldbuchs gestorben ist, unterschlug er, zum Nachtheile seiner verwaiſ'ten Schwesterkinder, deren Haus ich bewohne, nicht nur 80 fl. baares Geld, sondern auch den Schuldbrief über ein Capital von 200 fl. fränk., das Ludewig, der Niederträchtige, von dem alten Janhagel aufgenommen hatte. Herrmann lauft also mit der Schuldversicherung zu ihm. Wenn du mir das Geld binnen 14 Tagen auflegst, und reinen

*) B. der Weisheit 17, 10. 11.

Mund hältst, sagt er: so will ich dir 20 fl. vom Capital erlassen. Das ergreift Ludewig mit beyden Händen; borgt 180 fl., zahlt sie dem Herrmann zurück, und betrügt, um den armseligen Schurkenlohn, drey vater- und mutterlose Waisen um hundert fränkische Gulden. —

Gottlob, daß das Geständniß heraus ist! sagte nun Herrmann, als er dieß gebeichtet hatte; Meine Missethat ist bekannt, und nun will ich getrost sterben; denn wer seine Missethat bekennet und lässet, der wird Barmherzigkeit erlangen.

"Nicht nur bekennet und lässet, sondern auch wieder gut zu machen sucht" — erwiederte ich. Mit dem Bekenntnisse vor dem Prediger ist noch lange nicht alles gethan. "Es soll aber ein Dieb wieder erstatten! Hat er nichts: so verkaufe man ihn selbst um seinen Diebstahl!" sagt schon Mose. — *)

Herrmann, der alle Welt mit falsch angebrachten Bibelstellen, so lang er gesund war, gepeinigt hatte, war sehr beklemmt, als ich ihn mit passendern Bibelsprüchen so ernstlich zu Leibe gieng. Ach Gott! rief er, hätt' ich geglaubt, daß mich die heilige Schrift noch so ängsten würde! — Womit man sündigt, damit wird man bestraft! gab ich zur Antwort. Keine Ausflucht und kein Bibelspruch wird Euch von der Wiedererstattung frey sprechen. Nach allerley Schlangenwindungen hob er endlich an bitterlich zu weinen. Gott! ach Gott! seufzte er, bin ich noch nicht beschimpft genug, daß ich auch als Dieb zu Schanden werden soll?

*) 2 Mos. 22, 3.

soll? Und kann ich es auch verantworten, daß ich meine Kinder um das Geld bringe?— Besser Ihr werdet hier als dort zu Schanden! versetzte ich, und Weib und Kinder werden um nichts gebracht, als um ein Geld, das ihnen nicht gehört, und keinen Segen bringt. — — Ich schlug absichtlich keinen Ausweg vor, auf dem man den Waisen das Geraubte wieder hätte zustellen können, ohne dabey den Dieb bekannt zu machen; denn mir war es um ein warnendes Beyspiel zu thun.

Weib und Kinder kamen indeß wieder herein. Sie waren über Verlust und Schande sehr bestürzt; fanden sich aber doch bald gelassen in ihr Schicksal. Auf Herrmanns Verlangen gab mir seine Frau sogleich eine Handschrift über 150 fl. fränk. und bat mich, die Schuldversicherung an die Waisenkinder zu überschreiben, und dem Vormund Nicklas einzuhändigen. Ich that es sogleich, denn eben kam der Morgen, als ich das Haus des Jammers verließ. Nicklas stellte darüber einen von ihm und den drey Kindern unterschriebenen Empfangsschein aus, und überbrachte ihn selber dem Schulzen. Vor Freuden küßte dieser das Papier. Es ist hart heraus gegangen — ich habe das Bischen Ruhe, zu guter Letzt, theuer erkauft, sagt er; aber Gott Lob, daß das Höllengeld heraus ist, es hat mich hart gebrannt auf meiner armen Seele!

Des Nachmittags fand ich ihn ungemein heiter und um ein merkliches besser. Er dankte mir sehr gerührt, daß ich ihm zur Seelenruhe verholfen hätte, und bat jedermann der ihn besuchte, um Verzeihung.

Die Neugierde (denn an Freundschaft war hier nicht zu denken) trieb mehr Menschen in das Zimmer, als mir lieb war. Alle waren ihm recht; nur Gevatter Ludewig sollte nicht mehr vor sein Gesicht. — Den Anblick des Menschen, der ihm sonst so willkommen war, glaubte Herrmann nun nicht überstehn zu können. — Seht ihr, sagte ich zu der Versammlung, solchen Trost hat man auf dem Sterbebette von solchen Freunden!

Noch am nämlichen Tage ließ Ich aber den Schalk zu mir rufen. Er erschien mit einer Dreistigkeit, die nur ein ausgelernter Bösewicht, in einem solchen Falle, behaupten kann. Unter den entsetzlichsten Betheurungen leugnete er den Vorfall mit dem Capital. Herrmann ist verrückt, wenn er das behauptet! schrie er. Gott vergeb es dem Bösewicht, der all sein Lebtage ein Schalk und Heuchler war, daß er einen ehrlichen Mann noch vor seiner Abfahrt in Verdacht bringt! Sogar über den Schurkenstreich, den er Dir zu spielen gesonnen war, brach er in die fürchterlichsten Vermessungen aus: Er habe nur behauptet, daß er vom Aufzählen des Geldes nichts gesehen habe, und darauf wolle er leben und sterben und vor Gottes Richterstuhl treten; Nicht gesund wolle er von der Stelle gehn, und was der Frevelreden mehr war. Er drohte, sogleich zum Schulzen zu laufen, und ihn über die Verleumdung zur Rede zu stellen, sollt' auch der Sünder darüber seinen Geist aushauchen.

Voll Empörung gegen die Vermessenheit des elenden Schufts, ergriff ich die neben mir liegende Bibel, und las ihm mit drohender Stimme die Stelle Sirachs vor: "Denke nicht: Ich habe wohl mehr gesündigt, und ist mir nichts Böses widerfahren; denn der Herr ist wohl geduldig — aber er wird dich nicht ungestraft lassen. Sey nicht sicher, ob Deine Sünde noch nicht gestraft ist, daß du darum für und für sündigen wolltest. Denke auch nicht: Gott ist sehr barmherzig, er wird mich nicht strafen, ich sündige so viel ich will. Er kann bald so zornig werden, als gnädig er ist, und sein Zorn über die Gottlosen hat kein Aufhören. Darum verziehe nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und schiebe es nicht von einem Tag auf den andern; denn sein Zorn kommt plötzlich und wird es rächen, und Dich verderben! Auf unrechtes Gut verlaß dich nicht; denn es hilft dich nichts, wenn die Anfechtung kommen wird!" —

Ganz niedergedonnert stand der Elende dabey; beharrte doch aber hartnäckig auf seinen Schwüren. Nur zu Herrmann zu gehn unterstand er sich nicht. — O lieber Wulfing, wie tief kann der Mensch fallen! Um Ein Laster zu bedecken, begeht er noch hundert andere, die ärger sind!

Noch zwey Tage lag Herrmann zwischen Furcht und Hoffnung. Am vergangenen Donnerstage, in der Abenddämmerung, starb er endlich unter meinem Gebete, und wurde Sonntags darauf begraben. Unerhört war der Zulauf aus der Nähe; denn alles war neugierig, mein Urtheil — vielleicht meinen Verdammungs-

ſpruch über den Verſtorbenen zu hören; ich hielt mich aber, ſo groß auch mein Eifer war, an die Regel: Richtet nicht! verdammet nicht!

Ich habe Dir weitläuftig den Tod Deines Feindes geſchildert, lieber Gevattermann! nicht als ob ich glaubte, Dir damit eine fröhliche Poſt zu geben; ſondern weil ich weiß, daß du dem Sünder eine Thräne des Mitleids ſchenkſt.

Schlacker, der ſchon am Tage vor der Verſteigerung Deiner Waaren von hier abgereiſ't iſt, hält ſich noch immer in Anſpach auf; wird aber täglich erwartet. Ein Wagen mit Betten und dem nöthigſten Hausgeräthe iſt ſchon angelangt. Ich enthalte mich, Dir zu ſagen, wie mir zu Muthe iſt; — aber meine beßten Tage ſind gelebt. Du biſt mir unerſetzlich, und Schlacker wird nur kommen, um mir und dem ganzen Dorfe Deinen Verluſt noch ſchmerzlicher zu machen.

Meine Roſina und Konrad, dein Pathe, grüßen Dich mit der innigſten Liebe. Beyde weinen noch täglich um Dich, und ich — ſtimme dann gewöhnlich mit ein. Uns bangt vor der Zukunft; aber wenn gleich der Rath des Herrn wunderbar iſt: ſo führt er doch alles herrlich hinaus, und lenkt auch unſre Leiden zum Beßten.

Schreib uns bald, Liebſter, wie es Dir geht, und grüße deine Schweſter von uns allen. Leb wohl! ꝛc. ꝛc.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Amtmann Schlacker macht ernstlich Anstalt, das Dorf zu Grunde zu richten.

Nicklas an Wulfing. *)

Traubenheim, den 5 Aug. 1710.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Krämer Bastian meynt, daß er nur ein paar Stunden von Seinem Dorfe hausiren, oder vielleicht selbst zu Ihm kommen wird, und will den Brief mitnehmen. Ich muß Ihm doch nur schreiben, lieber Herr Vogt, wie's uns armen Teufeln geht. Er hat doch Mitleid mit uns, und wir thun noch immer uns betrüben, daß Er fort ist, und alles läßt Ihn schön grüßen.

Der neue Herr Vogt schreibt sich Amtmann, und so muß man auch zu ihm sagen, und hat seine Beschließerinn gleich als Frau mitgebracht. Ludwig hat zum Willkomm aus dem Fenster geschossen, und ist ihm das Pistol zersprungen, und hat ihm die Hand garstig zugericht't und das rechte Aug ausgeschlagen. Gott verzeih's uns, daß wir's ihm vergönnt haben! —

Wie Herr Schlacker eingezogen ist, war's, wie wenn der Poltermann zu Martini kommt, da sich die Kinder verstecken. — Seine Frau sieht so schmuck und hager aus, wie die Hungersnoth; dafür aber hat sie auch ihr Stamm-dicker Amtmann nur als Zuwage ge-

*) In der Rechtschreibung verbessert.

kriegt, und wenns Glück gut ist, wird sie sich doch schwer genug machen. Sie sieht auch ganz abgeschossen aus; aber der Junker hat sie schon ein paarmal auf die Bleiche geschickt, wie man sagt. Sie hat des Sonntags einen Rock von Fischbein an, der ist so weit wie ein Wagenrad, aber breiter, und strotzt gerad aus, wie bey den Nürnberger Docken, die auf dem papiernen Rock stehn, und keine Füße haben. Sie geht allemal die Quer in die Kirche, und bleibt doch fast zwischen Thür und Angel stecken, und ihr Haar ist abgeschnitten und so grauß wie ein Märzenlamm. Forne sind so ein paar Schopfen, wie Hörner, heraus gedreht, und oben drauf sitzt ein Ding von gelben Bändern. Da loben wir unsre Frau Pfarrerinn, die sieht eben so schlecht und dörflich aus, und redt mit allen Leuten von Acker und Stall; aber die Amtmänninn weiß von nichts als von Anspach und vom Junker, von dem sie lieber schweigen sollte; aber sie macht sich groß mit, daß sie so viel gilt, daß sich die Leute fürchten sollen; und wenn sie so vornehm thut, ists einem immer, wie wenn man hörte die Schlüssel klappern.

Was Herrmann, Gott hab ihn selig! für ein Ende genommen, und wie er sich zu todte geblökt hat, hat Ihm wohl der Herr Pfarrer geschrieben.

Ludewig hat wollen Schulze werden, und obenein Schmieralien geboten; aber er war dem Amtmann zu schlau. Besser, denkt der, ein Hund, der gar keine Hasen hetzt, als der sie selber frißt! — Und nun ists Block worden, an den kein Mensch gedacht hat, weil er ein Block ist, nichts schreiben kann, und sich gar

nicht

nicht ums Amt gemeld't hat. Aber Schlacker hat mit Fleiß den dümmsten zum Schulzen gemacht. Nun schiert man uns in der Nachbarschaft, und sagt: daß es uns gienge wie jenen Fröschen, die einen Block zum König bekommen haben, und der liederliche Maurers-Nulli muß für ihn schreiben, weil er nichts kann als seinen Namen zur Noth; und Nulli hilft ihn an der Nase führen, und hälts mit dem Amtmann, und spielt mit ihm Trumpf aus, und Block muß Haare lassen. Er muß nämlich wissen, lieber Herr Vogt, daß der Amtmann sich ins Wirthshaus setzt und mit den Bauern trischackt; aber nun gehts nicht mehr um eine Kanne Most, sondern den Stoß um einen Batzen, und die Leute verspiegen erschrecklich Geld. Der Amtmann hält auch nichts auf Policey, und bleibt selber über die Zeit sitzen, bis ihn Rommel ans Fortgehn erinnert. Zum Pfarrer kommt er gar nichts; weil's ihm da nicht gefällt, und der Pfarrer keine Musicanten-Späß macht, wie Nulli, und nicht mit ihm spielt und zecht, und weil er den Abendsegen singt und nicht trinkt. Und sonst wird ihm auch die Zeit zu lang; denn bey seiner Petronella find't er keine Freude, wenn sie ihm vom Junker erzählt, und sonst weiß sie von nichts; darum geht er ins Wirthshaus. Aber die Bauern haben auch keinen Respect mehr für ihn, und gucken in der Amtsstube mit dem Hut zum Fenster heraus. — Nun soll auch Marks den Schild aushängen, und dann wirds schön werden.

Das neue Pfarrhaus, zu dem Er noch das Holz hat führen lassen, ist bald fertig, und der Pfarrer ist darüber mit dem Amtmann zerfallen, weil er über dem

Bau

Bau mehr als 50 fl. hat versaufen lassen, und weil Rulli, der lieber sein Brod mit der Fiedel und Harfe, als mit der Zwiespitze verdient, das Mauerwerk aufs Taglohn bekommen hat, und die Gemeine so heimschickt, daß man das Geld nicht erschwingen kann, und die Arbeit doch nichts taugt. Die Fröhner haben sich auch wieder aufs Bauholz gesetzt, wie die Juden am Schabbes, und kein Mensch hat sie getrieben.

Und nun Gott befohlen, lieber Herr Vogt. Er wird's dem langen Brief ansehen, daß es heute Sonntag ist. Gott verzeih mir nur, daß ich Ihm lauter Böses schreiben thue; aber es ist nichts als pure Wahrheit, und wenn Bastian etwa selbst zu Ihm kommt, wird er noch mehr erzählen, wie's bey uns hergeht und immer schlimmer wird ꝛc. ꝛc.

So gieng's auch! — Sonst war strenge Policey im Dorfe. Punct Zehn war Feyerabend in der Schenke. Niemand wußte mehr anders, und jedermann ließ sichs willig gefallen. Dadurch wurde dem Laster der Trunkenheit ziemlich vorgebaut, denn gegen Mitternacht schmeckt der Trunk gewöhnlich am beßten; ober schon Hochstein war damit noch nicht zufrieden: Er hatte bemerkt, daß die meisten Säufer, wenn sie einmal anfangen, sich 6-8 Tage nach einander bezechen, und den Blut-Egeln gleichen, die des Ziehens nicht satt werden. Er wußte, daß die Zechbrüder gewöhnlich Branntwein zur Kur trinken, wenn ihnen des andern Morgens nicht recht

zu

zu baß iſt, und dadurch den Anfang zu einem zweyten Rauſche machen. Dieſem abzuhelfen ließ er ein mit eiſernen Gittern und mit einer Pritſche verſehenes Zimmer für die Gäſte zurichten, die bey dem Amtsknechte die Waſſerkur gebrauchen ſollten. Fieng einer nun in der Trunkenheit Händel an; oder war ſonſt ſeine Trunkenheit recht offenbar am Tage: ſo ließ ihn der Herr Vogt in die Waſſerſchenke (ſo nannten die Traubenheimer das Säufer-Gefängniß) auf die Pritſche bringen und bey einer Kanne Waſſer ausnüchtern. Am andern Tage gab es eitel Waſſer und Brod, ſo ſehr auch die Herren Urians nach einem Glaſe Schnips züngelten. Des Abends giengs zum Verhör; Der Kurgaſt bekam eine derbe Lection zur Nachkur; zahlte drey Landmünze für die Herberge und trollte dann ganz demüthig nach Hauſe. Wollte das nicht verfangen, dann ſuchte der Vogt durch Leibsübungen zu helfen. Er ſtellte den Säufer hinter den Schanzkarrn, ließ ihn, nach Erforderniß, zwey, drey, auch wohl acht Tage, bey Waſſer und Brod arbeiten und auf der Pritſche campiren. — Auf die Weiſe konnte ſich kein Säufer in Traubenheim auspichen. Wulfing hielt eben ſo ſtreng als Hochſtein über dieſer erſprießlichen Anſtalt, und Rommel, der unter Wulfing das Wirthshaus bezog, fieng ſchon in ſeiner Schenke die Waſſerkur an, ſo bald einer des Weins genug hatte. Sieh Nachbar, ſagte er, trink' an Statt des Moſts ein Glas Waſſer bey Mir: ſo kannſt du die Kur in der Waſſerſchenke entbehren. — Das verdroß freylich manchen durſtigen Kundmann; aber was war zu machen? Rommel blieb unbeweglich, man mochte

bit-

bitten oder zanken, und sonst gab es keine Niederlage im Dorfe.

Jetzt aber kamen in Marksens Schenke goldene Tage für die Zechbrüder. Beym Amtmann Schlacker hieß es: keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Er war selbst der bravste Trinker im Dorfe; spielte mit der Policey wie mit Würfeln, und war wohl manchmal recht bedacht darauf, das Volk rauschig zu machen, um ihm besser das Fell scheeren zu können. Wurde z. E. herrschaftliches Getreid, oder Zehndstroh, oder sonst etwas versteigert, dann setzte Schlacker den Zahlungstermin auf 4 - 6 Monate hinaus; (denn in 6 Monaten glaubte Jeder Geld genug zu bekommen,) und Marks mußte nun, auf Kosten der Amtskasse, stark geschwefelten Most im Vollauf geben, daß die Strichkunden halb trunken wurden, eh noch ein Angebot geschah. Jetzt steckte Block den Dreyer ans Licht, und das Ueberbieten gieng an, wie wenn alles verschenkt würde. Binnen drey - vier Minuten war dann gewöhnlich die Steigerung weit über dem Werth, und Schlacker machte sich groß damit, daß die Strichprotocolle und die Umgeldszettel vom ausgeschenkten Wein, um die Hälfte höher standen, als unter Wulfing; denn sein einziges Streben gieng dahin, die herrschaftlichen Einkünfte, sey's auch durch den Untergang des ganzen Dorfs, höher zu treiben, und dadurch die Gunst seiner geldbürftigen Herrschaft zu gewinnen.

Durch das Wirthshaussitzen ergab sich noch extra ein dummer Streich, der Geld eintrug, nach dem andern. Der verkaufte sein Haus, jener seinen Acker in der Trunkenheit, und Nulli war immer bey der Hand, an des Schulzen Statt den Kauf zu protocolliren und sogleich unterschreiben zu lassen. Des folgenden Tags aber kam die Reue gehinkt. Der zu kurz gekommene bot Reukauf und der andre Theil nahm ihn nicht an. Die Weiber liefen vor Amt, und Schlacker, der indeß schon den Kauf eiligst bekräftigt hatte, sagte sein Sprichwort: Trunken gemordet, nüchtern gehangen! — Einer oder der Andre mußte Handlohn und Amtstaxe bezahlen, und wären Weib und Kinder darüber verhungert.

Die Sitzlinge wurden oft uneins auf der Weinbank; schandirten und schlugen sich wacker herum, und Schlacker strich sich den Bauch, wieder eine Gelegenheit zu finden, der gnädigen Frau durch Strafgelder zu helfen.

War irgend jemand durch Schlägerey, dumme Händel, Ehebruch und Hurerey straffällig geworden: dann scherzte Schlacker mit den Lasterhaften. Kommt bald wieder so! — sagte er — Ihr seyd meiner Herrschaft kein schlechter Kunde! —

Sonst scheute das Volk mehr die Strafpredigt des Vogts, als die Strafe selbst; — man schämte sich vor Gott und der Welt; — und Hochstein und Wulfing nahmen die Strafgelder nie anders als mit Widerwillen an. Jetzt hielt man das gröbste Laster für Spaß; ta-

xir-

zirte die Sünde nur nach der Geldbuße, und Schlacker glaubte, daß ein ehrlicher Amtmann seine Pflicht schon gethan habe, wenn er nur die Gelder fein einstreicht. — Ermahnen, warnen, eifern gegen das Laster und das Gewissen schärfen, gehörte, seiner Meynung nach, nur allein für den Pfarrer, der, wie er sagte, nicht fürs herrschaftliche Einkommen zu sorgen und nichts bessers zu thun hat.

Für Schand- und Schanzstrafen war er gar nicht. Je der reichste Schlingel im Dorfe konnte thun, was er wollte. Mit Geld lassen Berge sich eben machen, und Flüsse sich austrocknen — sagten die Schlemmer; — und Schlacker: "Hätten wir den Teufel von der Wasserschenk' und vom lumpigten Schanzkarrn! Vom Rücken schlägt man auch keine Ducaten herab." — Fehlte der Sohn: dann zahlten die Aeltern; fehlte der Mann: dann mußten Weib und Kinder büßen und hungern.

Wenn sonst ein Schlemmer von der Wasserschenke zurückkam; oder ein liederlicher Wirthschafter vom Schanzkarrn; oder ein Schläger vom Stock des Büttels, dann hatte sein Haus Mitleiden mit ihm, gab ihm gute Wörtchen, daß er sich besserte, und der Gezüchtigte wurde durch Schaden klug; nun aber war gewöhnlich Uebel ärger gemacht. Du Sauflump! du Mäkler! du Ehebrecher! du Raufbold! hieß es, du bringst uns doch noch an den Bettelstab. Man verargte dem Uebelthäter nicht sowohl seinen dummen, oder boshaften, oder liederlichen Streich, als vielmehr, daß er

ſein Haus um die Strafgelder brachte. Durch ſolche Vorwürfe noch mehr erbost, ſchalt und lärmte der Beſtrafte wie unſinnig; lief zu Markſen, um unter ſeines gleichen den Zorn zu vertrinken; oder ſcharrte und knickte am ehrlichen Arbeiter und am hungrigen Bettelmann; betrog und log im Handel und Wandel; übertrieb ſein Geſind und gab elende Koſt, um das verlohrne Geld wieder heraus zu ſchlagen.

Das Unglück zu mehren brachte Schlacker das verderbliche Triſchacken auf die Bahn. Sonſt ſpielte man einen ganzen langen Abend Hundert und Eins um eine Kanne Moſt; itzt aber triſchackte man den Stoß um einen Batzen. Das dünkte die Bauern vornehm. "Warum nicht gar um Bohnen, wie die Kinder?" ſagten ſie, wenn jemand um eine Kanne Wein ſpielen wollte; denn ſie hielten es für großen Ruhm, daß man in der Gegend herum ſagte: die Jauner zu Traubenheim triſchacken den Stoß um einen Batzen, und laſſen nicht eher ab, bis das zweyte Licht auf dem Stecker iſt.

Wenn ſo ein Sitzling gewann, dann dacht' er: wie gewonnen, ſo zerronnen! und brachte das Geld lumpenhaft durch, in der Hoffnung, mit nächſtem wieder ſo viel zu gewinnen. Hatte er verlohren, dann wollt' er den Verluſt nicht entbehren: lief täglich wieder zum Spiel, und ſetzte den letzten Heller daran. Vor Angſt, den hohen Einſatz zu verlieren; oder vor Begierde ihn zu gewinnen; oder vor Zorn, ihn verlohren zu haben,

brannten die Burſche gewöhnlich, betranken ſich, machten einander Vorwürfe, ſchandirten ſich herum, hatten ihren Spott über den ausgeſeckelten Triſchackbruder, und Zwieſpalt kam zwiſchen ſonſt friedliche Nachbarn. — Niemand aber war dabey ſchlimmer am Brett, als Block. Ehren halber ſaß er gewöhnlich beym Amtmann, der ſich, ſo lang er noch halb nüchtern war, mit Nulli treflich darauf verſtand, den dummen Schulzen herüber zu ziehn.

Warf irgend ein Spielratz, aus Zorn über den Verluſt, und weil er ausgebeutelt war, die Karte zwiſchen die Gläſer, um heimzugehn; dann zog ihn Marks, wofern auch Hoffnung zur Wiederbezahlung da war, gar freundlich auf die Seite. Das wäre noch das geſcheid'ſte, ſagt' er, wenn du jetzt aufhörteſt! Verſpielt iſt nur auf Wucher geliehen. — Wie viel brauchſt du? ich will dir geben. — Und hiermit gieng das Triſchacken und Trinken von neuem an. Durch die Spielwuth, die unter den Gäſten herrſchte, war jedes geſcheide Geſpräch aus Markſens Schenke verbannt; da hörte man nichts als Teufelsmantel und Guckes, drey und vierz'ger Fluß und Wenzel und dergleichen Ausdrücke, die zur edlen Triſchackkunſt gehören.

Hatte der Spielkameraden einer ſein Geldchen vertopft, und obenein noch Schulden gemacht, dann ſollte die Frau nicht wiſſen wo ihn der Schuh drückt. Sagt ſie nur ein Wörtchen vom Kaufen oder Zahlen: ſo iſt's, wie wenn der böſe Geiſt in ihn führe: Was ſchert dich

das Geld? sorg du für was anders, und nicht für Kauf und Zahlung! Er trägt beständig den Schlüssel zum leeren Geldschrank im Sack, damit die Frau den Schmalhans-Cassameister nicht merken soll. Diese denkt sich indeß im Schränkchen einen Schatz, bis sie nach und nach ausgeht, daß die Spinnen drin misten. Und nun hebt ein Sturm an, der zuletzt gewöhnlich, recht im eigentlichsten Verstand, abgeschlagen wird. Braucht die Frau Geld: so will der Mann nicht hören, weil er keines hat. Sie beginnt also zu fuckern und zu schachern; verkauft heimlich Mehl, Eier, Schmalz, Butter, Getreid, und was sich erwischen läßt, an ihre Hehlweiber für einen Spottpreiß, um sich aus der Noth zu helfen, indeß der Mann mit Borgen und Sorgen die eine Lücke auf, die andere zu macht. Das Hauswesen kommt darüber ganz in Verfall; das Gesind arbeitet faul und liederlich; die Kinder werden verwahrlos't; sie hören den ewigen Zank zwischen den Aeltern; vergessen den Respect, und werden durch das böse Beyspiel vollends verdorben. — Noch ärger geht es bey den Armen. Diese spielen und saufen das liebe lange Jahr auf den Herbst los; Marks borgt sauern Wein, und faßt ihnen dann den süssen Most von der Kelter weg. Noch zehn andre Gläubiger sind indeß auch darauf vertröstet; Weib und Kinder, die das Jahr über im Weinberg hart gearbeitet haben, heulen und schreyen, und die Gläubiger schelten und dringen auf Zahlung. Das ganze Haus verliert Lust und Muth; alles geht den Krebsgang, und vor Sorgen und Streiten betet man kein andächtiges Vater unser mehr.

Nur wenige retten sich wieder aus den Stricken; die andern fallen immer wieder hinein, so oft sie's auch versuchen, die Niederlage der Jauner zu meiden. "Du bist doch ein braver Weibermann!" heißt es, wenn einer zurück bleibt — "Aber halte dich ja wacker zu Hause! du mußt deiner Frau Kurzweil machen. Weibergebot geht über Gottes Gebot! und mit der Ruthe läßt sich nicht spassen." — Das fängt gewöhnlich Feuer. Die Männer halten's für Schande, den vernünftigsten Vorstellungen ihrer Weiber Gehör zu geben. Ein rechter Mann, denken sie, muß lieber nach eignem Gefallen ein Narr, als auf Anrathen der Frau gescheid seyn! — Zu zeigen, daß das ihr voller Ernst ist, laufen sie geraden Wegs wieder zur Schenke, fangen ihr Jauner-Leben von neuem an, und sinken alltäglich tiefer ins Elend. Sind sie nun wieder einmal betrunken, dann geht's schon eine Weile so fort. Des andern Tags ist ihnen der Kopf schwer und jedes Glied wie abgeschlagen. Den Eckel im Magen, das Spannen auf der Brust, und die lange Weile zu vertreiben, sitzen sie gleich wieder bey Marks, und schwemmen sich mit Wein und Brantwein die Grillen vom Herzen.

Um nichts zu versäumen was das Unheil des Dorfs aufs höchste bringen konnte, nahm Schlacker, des elenden Schutzgeldes willen, eine Menge armer Leute, und darunter viel liederliches Gesindel auf. Mit einem Schutzbriefe fieng dann gewöhnlich die Haushaltung an, und mit einem Bettelbriefe hörte sie auf. In einer

ner Zeit von 8 — 10 Jahren waren der Tagelöhner und Insassen zu Traubenheim so viel, daß einer dem andern das Stückchen Brod aus den Zähnen riß. Schlacker aber tröstete sich damit, daß er nur Schutz, und nicht Nahrung versprochen habe. Sonst vergieng fast kein Tag im Jahre, da ein Häcker nicht Arbeit gehabt hätte. Die meisten waren auf halbe Monate verstellt; nun aber wollte jeder Bauersmann seine Arbeit auf dem Punkt. Erst ließ er's auf Spitz und Knopf anstehn, dann lief er des Abends einem der armen Tropfen an's Fenster; " Kannst du mir nicht morgen dieß und das thun? " Morgen, Nachbar, kanns nicht seyn, hieß es, ich bin schon auf morgen verstellt; aber auf übermorgen bin ich zur Aufwartung. Ich brauche keinen Taglöhner auf übermorgen, sondern auf morgen, sagte der Bauer und gieng zum anderen, dritten und vierten, bis er einen traf, der eben vacant war — und übermorgen lief der nämliche müßig herum, der auf Morgen den Verdienst ausschlagen mußte. Um nur Wasser und Brod zu gewinnen, versprach jeder wohlfeiler zu arbeiten, als der andre, und konnte dann mit dem Tagelohn nicht zureichen. Durch elende Lebensart kamen die Leute von Kräften. Die Arbeit wollte nicht mehr gehn, und war auch oft keine zu haben. Was that man also? Statt auf andre redliche Mittel und Wege zu sinnen, fieng man an zu stehlen wie ein Marder. Keine Garbe, kein Weinstock, kein Obst, kein Grasfleck, kein Zaun war vor der Raubsucht des armen Gesindels sicher. Kinder wurden schon in der frühesten Jugend zum Raub abgericht't. Der Mangel an

Arbeit machte das Volk faul, und der Mangel an Brod trübsinnig und unachtsam. Wie Unkraut wuchsen die Kinder empor und gewöhnten sich, wenn das Stehlen nicht zureichte, an den Bettelsack. Schlackers Name wurde durch seine Bettelbriefe auf zwanzig Meilen im Umkreis bekannt, und niemand schämte sich mehr, seine Pässe hausiren zu tragen.

Die Zahl der Armen vermehrte sich überdieß noch alljährlich durch etliche sonst wohlhabende Bauern, und Schlacker lief mit seinen Triefaugen fast täglich das allgemeine Schuldbuch durch, um zeitig genug den Sack zuzuschnüren; aber keinen warnte er vor der Hand; keinen suchte er, so lang es Zeit war, zu retten. Ihm war es nicht um das Wohl der Amtsunterthanen, sondern um Schuldtheilungssporteln, um Strich- und Anweisgelder, um Ab- und Zuschreibgebühren, um Zählgelder und Heyrathsbriefe, und in Rücksicht auf die Herrschaft, um frisches Handlohn zu thun, und das waren die Späne, die gewöhnlich von Ausschätzungen abfielen. Kam etwas zur Klage, das sonst Wulfing mit etlichen Worten abthat, dann fieng er an zu schreiben, abzuhören, Termine zu setzen, und der Weitläuftigkeiten so viel zu machen, daß die Versäumniß allein mehr betrug als der Streit, der doch am End' auf einen Vergleich hinausfiel, wenn Schlacker der Sporteln genug herabgerissen hatte. Das Volk lief nach Anspach; aber Herr von Schleich hörte nicht, wenn vom Ammanne die Rede war, und Caroline erfuhr selten

von

von ſeinen Streichen etwas. Ihr war es genug, daß Schlacker den Dorfs-Ertrag höher trieb. Traubenheim kam indeß durch ſolche Wirthſchaft in den tiefſten Verfall.

Niemand hatte den geringſten Reſpect gegen den Herrn Benedict Blaſius; in der Amtsſtube zankten und ſchandirten ſich die Partheyen herum wie in einer Bierſchenke. Wenn ſie ſich ſatt geſtritten hatten, dann machte Schlacker die Zeche, und damit war das Lied am Ende. So riß Ungehorſam und Grobheit in dem Dorfe ſo ſehr ein, daß man in der Gegend herum, wenn von einem unhöflichen Menſchen die Rede war, nur ſagte: er iſt grob wie ein Traubenheimer Bauer.

Nur wenige rechtſchaffene Männer lebten unter dem Geſindel, wie Loth in Sodom; aber ſie waren eben ſo wenig im Stande, dem allgemeinen Verderben zu ſteuren. Nicklas, Wilhelm, Rommel, Fritz und noch einige wackre Männer des Dorfs hielten zuſammen; ihre Wirthſchaften ſtanden aufs beſte; mit ihren Weibern lebten ſie friedlich, erzogen ihre Kinder zu guten Leuten, und ſahen mit Sehnſucht einer beſſern Regierung entgegen, die ſie von ihrem Erbherrn Heinrich erwarteten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser besuchen den Prediger des Dorfs in seinen Trübsalen.

Was Pfarrer Ehrlich sich selbst geweissagt hatte, traf unter Schlackers Regierung alles ein. Sein Bemühen, Guts zu wirken, war größtentheils verlohren, und sein verdoppelter Fleiß nur ein Damm gegen das gänzliche Verderben. — Nicht zufrieden, daß er mit jedem Sonntage nachdrücklicher gegen die einreissenden Laster eifert, besucht er auch die liederlichen Wirthschafter besonders; oder läßt sie zu sich rufen, und spricht unter vier Augen mit ihnen. So lang er Vorstellungen macht; ihnen die häßlichen Folgen ihres Unwesens vor Augen malt; sie der vorigen goldenen Zeit erinnert und Mittel vorschlägt, wieder zum verlohrnen Frieden zu gelangen, sind fast alle gerührt, gestehen ihr Unrecht und versprechen mit Hand und Mund, abzulassen; bieten auch zu Hause ihren Weibern die Hand; bitten um Verzeihung und wollen wieder gut und glücklich werden. Sie weinen in der Kirche und wischen sich heimlich die Thränen vom Auge; sagen: der Prediger hat doch recht! Wie gut war es in Traubenheim, als wir noch dem seligen gnädigen Herrn, und dem Vogt und dem Pfarrer folgten! So gut meynt es doch kein Mensch auf Gottes Erdboden mit uns, und Schlacker sinnt nur auf unser Verderben. — Aber mit hundert Stricken waren

ren sie ans Elend gefesselt. So stark ihr Wille war, so schwach war ihre Kraft.

Indeß bemühte sich Schlacker das Volk von dem Pfarrer ganz abzuziehn und gegen seine Bitten und Ermahnungen taub zu machen. Er sprach daher immer geringschätzig vom geistlichen Stande, und gieng vierteljahre lang nicht Einmal zur Kirche. Wenn ihm dann Rulli, Marks oder sonst einer erzählte, wie der Pfarrer über Säufer, Spieler und liederliche Wirthschafter losgezogen und öffentlich gesagt habe, daß alle Policey aus ihrem Dorfe verbannt wäre, — dann sagte Schlacker gewöhnlich: das müßt' ein rares Wort seyn das noch kein Pfaffe gered't hat! Laßt ihn schwatzen! Umsonst hat man keine zwey Ohren. Wißt ihr das Räthsel nicht mehr: " Es schreyt und schreyt ein Männlein im Holz; aber niemand gibt Antwort darauf? " — — —

Deß lachten die Zechbrüder zum Theil, und hatten am Ende nur ihren Scherz, wenn sie der Pfarrer, wie sie sagten, von der Kanzel warf. Andre schämten sich, lästerten den Prediger und sagten: es ist nicht recht, daß er auf die Leute mit Fingern weis't! —

Einmal aber, als er in Beyseyn des Amtmanns, über das Evangelium vom guten Hirten an einem Nachtmahlstag predigte, gerieth er so sehr in Eifer, daß er ausrief: Auch unter meine Heerde seh ich den Wolf kommen! Ich habe lange, lange meine Heerde gewarnt und in Sicherheit zu bringen gesucht; aber sie stürzt sich selbst in die Zähne des Würgers! —

Und hiermit hob er eine Strafpredigt an, daß man an Schlackers grimmigen Augen offenbar sah, wer der Wolf war. Endlich aber, als die ganze Gemeine zu zittern anfieng, schlug der Wolf die rothen Augen nieder und verfluchte seinen Vorfahrer, daß er den Vogtsstuhl ohne Gitter gelassen hatte.

Die darauf folgende Nacht gieng Ehrlich selbst in Markfens Schenke. Der Zecher waren nur wenige, denn die Predigt des Vormittags hatte sichtbar gewirkt; die elenden Bursche aber, die ihrer nicht geachtet hatten, warfen, wie betäubt, die Karten unter den Tisch, als der Pfarrer hereintrat. Ich muß endlich anfangen im Wirthshause zu predigen, hob er mit ernstlichem Ton an, weil meine Predigten in der Kirche fruchtlos sind. Wißt also, daß ich bereit bin mein Leben für euch zu lassen, und das Höllennest zu zerstören, das bisher all meine Arbeiten zerstört hat!

Betroffen über der unerwarteten Strafpredigt liefen die Zecher sämmtlich aus der Schenke, wie die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, und Ehrlich ermannte sich nun gegen den Wirth, den er so sehr zu Boden donnerte, daß ihm die Vertheidigung auf den Lippen erstarb. Die Worte des Predigers: Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist! — waren ihm und seiner Frau wie ein Schwerdt durch die Seele gedrungen. Das Weib heulte wie in Verzweiflung, und Marks versprach mit Thränen, von nun an abzulassen und selbst auf Ord-

nung

nung und Policey zu sehn, weil es der Amtmann nicht thäte.

Schlacker saß indeß und schrieb einen Bericht, in welchem er fürchterlich gegen den Pfarrer loszog, und die Sache so vorstellte, als ob dieser in jeder Predigt den derzeitigen Amtmann mit Schmähungen verfolgte; sich in alle Vogt- Amts- Angelegenheiten einzudrängen, das Volk gegen die Obrigkeit zu empören, und sich bey jeder Gelegenheit wegen der Entsetzung Wulfings zu rächen suchte. Herr von Schleich forderte sogleich, in den härtesten Ausdrücken, dem Pfarrer Verantwortung ab. Ehrlich folgte dem Befehl und legte die so sehr aufgefallene Predigt in Abschrift bey. Die Ausdrücke sind hart, sagt er in seiner Verantwortung; aber bey harten Krankheiten nützt wohlschmeckender Zucker nicht! Ich will kein Eli für meine Beichtkinder werden! — Unter andern dringt er auf Wiederherstellung der Ordnung und Policey, mit dem Beysatz: Ich bin vest überzeugt, daß mich der wohllöbliche Ritterort, als *respektive* Obervormund, nicht unverhört verdammen wird, wofern es Euer Gnaden gefallen sollte, meine Streitsache höhern Orts vorzulegen.

Moritz von Schleich verstand den Wink. Er fürchtete, von dem Prediger bey der Obervormundschaft verklagt zu werden, wofern er ihm ablegte. Nothgedrungen gab er also dem Amtmann strenge Weisung, künftig besser über Policey zu wachen; dem Pfarrer aber ließ er sehr heuchlerisch für die Nachrichten vom Zustande des Orts danken, damit es

scheinen sollte, als hätt' er erst durch das gedachte Verantwortungs-Schreiben die gerechten Beschwerden des Dorfs erfahren; ob er sie gleich vorlängst gewußt, und deßwillen, seit er Vormund war, Langenhausen gemieden hatte, um nicht von den Traubenheimern überlaufen zu werden.

Indeß lauerte Marks nur auf den Ausgang des Klaghandels zwischen dem Amtmann und Pfarrer, um dann, wenn es zu Gunsten des erstern ausfiele, sein Unwesen wieder von forne zu beginnen; denn er bereute schon wieder sein gegebenes Versprechen. Schlacker aber posaunte sogleich nach Absendung seiner Klagschrift allenthalben aus: daß er, von Vormundschafts wegen, dem bellenden Pfaffen Einhalt werde thun lassen. — Alles war in Erwartung, als unverhoft die Resolution, zum Nachtheil des Amtmanns, eintraf. Niemand hatte bisher etwas gegen ihn ausgerichtet, und auf einmal ward der Pfarrer sein Meister!... Marks kroch nun zum Kreutz, und viele von den übrigen, die den Prediger nur verlassen hatten, weil sie ihn für den schwächern Theil hielten, kehrten zu ihm zurück und lachten des Amtmanns.

Leider aber hatte Ehrlich durch Schlackers Schuld seine Gesundheit verlohren. — Bey seinem ohnedieß schwächlichen Körper, und bey der Reitzbarkeit seiner Nerven, war es ein leichtes, durch Kummer und Verdruß ihn aufzureiben. Seit geraumer Zeit war er beständig müde, seine Farbe verbleichte ganz,

und

und täglich verlohr er an Stärke. Die neue Wohnung, die er im Jahre 1711 bezogen hatte, trug vielleicht auch nicht wenig zur Zerstörung seiner Gesundheit bey.— Bald nach seinem Einzuge verlohr er eine kleine Tochter von nicht gar zwey Jahren, mit der seine Rosina kurz nach Wulfings Abreise niedergekommen war. Sein ganzes Herz hieng an dem Mädchen, und in der trüben Lage seines Lebens fiel ihm der Verlust doppelt schwer auf. Diese Wunde war indeß noch nicht geheilt, als ihm das Schicksal eine zweyte noch empfindlichere schlug! — Ich will ihn selbst erzählen lassen. Hier ist sein

Brief an Wulfing.

Traubenheim d. 10. Nov. 1713.

Der Brief*) herzlieber Gevattermann, in welchem ich Dir den frühen Tod meines Töchterleins berichtet, und zugleich gesagt habe: daß mein Weib wieder guter Hoffnung wäre, konnte kaum in Deinen Händen seyn, als mich der Herr über Leben und Tod zum zweytenmal heimsuchte. Die hellen Thränen fallen mir aufs Blatt herab, indem ich Dir melde, daß mir Gott meine unvergeßliche, meine fromme Rosina heute vor 8 Tagen entrissen hat.

Von einer zu frühen Niederkunft, (das Kind starb sogleich nach der Geburt) wurde sie, fünf Tage vor ihrem Ende, so sehr mitgenommen, daß kein Mittel des Arztes sie retten konnte. Ach ich darf nicht an ihre Leiden denken — — Sie war stark wie ein Held und Christ;

*) Ist hier nicht eingerückt.

Christ; sprach mir und meinem Konrad (der dich herzlich grüßt) bis an den letzten Athemzug Trost ein, und befahl mir ausdrücklich, Dir, du Redlicher, ihren Dank und ihr letztes Lebewohl zu sagen.

Eine treue Magd, die meine Rosina selbst unterrichtet hat, versieht meine Wirthschaft; ich aber bin so sehr von der Welt abgezogen, daß ich lieber sterben als leben möchte. Nur mein Konrad bindet mich noch an die Zeitlichkeit. Um seiner willen möcht' ich gerne noch etliche Jahre hier seyn; aber es neigt sich mit mir merklich zum Grabe. Des Morgens lieg ich noch immer im Schweiß; der trockne peckende Husten läßt noch nicht nach; mein Leib zehrt immer mehr ab und die Kräfte mangeln täglich mehr. Auf der Kanzel wird mir der Athem zu kurz, und am Ende bin ich gewöhnlich heischer. Der Arzt räth mir, einen Studenten ins Haus zu nehmen, um meiner schonen und die Cur abwarten zu können. Das ist das härteste was mir bevorsteht. — Vielleicht aber macht Gott meiner Leiden bald ein Ende und bringt mich zu meiner verklärten Rosina. Des Herrn Wille geschehe! — Schlacker hat indeß die Lust, auch über mich zu triumphiren. Der Verdruß, den er mir täglich zugezogen, hat mehr an meinem Leben genagt, als der Kummer über häusliche Leiden. O wie glücklich lebten wir, als Du noch um uns warst!!

Für meinen Konrad will ich vorläufig sorgen. Meine Schwägerinn in Bayreuth soll ihn so lange aufnehmen, bis er sich unter den vielen Handthierungen die er da sieht, eine erwählt hat. Studiren soll er nicht,

wenn auch das Schärflein, das ich vielleicht zurücklasse, hinreicht.

Gott mache es mit uns allen nach seinem heiligen Rath! Er erhalte nur Dich gesund, weil Du nun zu Deinen Arbeiten, in Ermanglung eines vesten Soldes, der Gesundheit so sehr bedarfst. Ich bin auf alles gefaßt, und freue mich des Lebens im voraus, wo kein Leid und kein Geschrey mehr seyn wird, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen.

Dein
bis ins Grab getreuer Freund
Christian Ehrlich.

N. S.

Heute vor 3 Wochen ist meine alte Schwiegermutter in Bayreuth bey ihrer Tochter gestorben. Aeltern und Schwiegeraltern — Weib und Kinder — alles was mir lieb ist, geht in die Ewigkeit voran!

Seine Gesundheitsumstände wurden nun täglich wankender, und der Arzt drang ernstlich auf Ablassung von allen Geschäften. Ehrlich nahm also einen jungen Candidaten zu sich, der für ihn einen Theil des Amtes versah. Schlacker aber schrieb nach Anspach und stellte der Herrschaft vor, wie dringend die Noth sey, einen gesetzten und verständigen Pfarrverweser dem Prediger an die Seite zu geben, inmaßen das ganze Dorf,

unter einem jungen unbärtigen Studenten, den Ehrlich eigenmächtig angenommen habe, verwildern müßte; zumal da die Krankheit langwührig zu werden schiene. Zum Pfarrverweser schlug er seinen Vetter, Herrn Athanasius Glauber, einen alten vergessenen Candidaten, als den tüchtigsten Mann vor, in der Hoffnung, unter dessen Beystand, den ihm verhaßten Prediger gar aus der Welt hinaus zu kränken.

Pfarrer Schorr von Langenhausen war ihm aber unglücklicher Weise schon mit einem Fürwort für Herrn Magister Rohling zuvor gekommen, der mit seiner ältesten Tochter versprochen war, und hatte schon die Zusicherung in Händen, ehe Schlackers Vorschlag in Anspach eintraf.

Unverhofft erschien also Herr Magister Rohling im Traubenheimer Pfarrhause. Pfarrer Ehrlich machte Schwierigkeiten; Auch Schlacker brummte über den Herrn Magister; beyde aber scheuten den ungerechten Vormund; Der gute Jüngling, der seit einigen Wochen da war, und alles mögliche gethan hatte, sich gefällig zu machen, mußte weichen, und der Magister nahm im Anfange des Jahres 1714 Besitz von seiner Stelle.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Magister Rohling wird geschildert. Pfarrer Ehrlich stirbt.

Nicklas an Wulfing.

Traubenheim, den 26 Dec. 1714.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Herr Pfarrer hat mir Seinen Brief gleich zugestellt, und ich habe mich recht gefreut, daß Er mir die Ehre anthut und an mich schreibt, und daß Er fein gesund ist und Ihm nichts abgeht. Mit dem Herrn Pfarrer wird es eben immer schlechter. Wenn man auch manchmal meynt, es geht wieder: so kommt ein neuer Anfall, und der Herr Magister macht ihm das Leben noch obenein blutsauer, und hälts mit dem Pfarrer von Langenhausen um der Tochter willen, und weil er ihn bey der Herrschaft recommendirt hat.

Der Langenhäuser ist dem Herrn Pfarrer immer nicht gut gewesen, weil sonst unser Ort nach Langenhausen gepfarrt hat, und hat gegen uns Bauern immer nach dem Herrn Pfarrer geforschelt und die Zunge gezogen, und hat sich vornemlich recht drein gelegt, wie's mit dem Amtmann Händel gegeben hat; aber Fritz, der sich immer kein Blatt vors Maul nimmt, hats ihm einmal recht gesagt, daß wir einen Pfarrer für uns haben, und daß es andre nichts angeht, und daß es sich nicht schickt, wenn man Beichtkindern die Zunge zieht; aber böse Leute lassen sich doch manchmal eins in das Ohr setzen, und werden spornstachlich. Jetzt

geht es aber recht drauf und drein, und der Magiſter ſoll unſer Pfarrer werden. Er hat einen Kopf ſo dick wie eine Kloſterkatz und eine große ſchwarze Perücke drauf und ſchreyt auf der Kanzel, daß die Halskrauſe wackelt. Er hat ein Buch geſchrieben, das ſieht aus wie ein Kalender, und hat auſſen herum Goldpapier und iſt lateiniſch. Auf das Ding iſt er Magiſter worden. Es ſteht auch ſein Name darauf und oben drüber ein andrer, mit größern Buchſtaben; aber das lateiniſch Ding hat der nicht geſchrieben, ſondern der Magiſter ſelbſt, wie er ſagt, und das, meynt er, könne nicht jeder Dorfpfarrer, und drum gäb's auch nicht viel Magiſter. Schulz Block hat den Kalender, oder wie man's heißt, von ihm; aber es kanns niemand leſen, und Block kennt die Buchſtaben gar nicht. Wir alle merken mittlerweilen nichts von der Gelehrtheit des Magiſters, und loben uns unſern alten Herrn Pfarrer, wenn er gleich kein goldpapiernes Ding hat drucken laſſen. Da hat man doch alles verſtanden, und hat ſich aus ſeinen Predigten ſpiegeln können, und iſt geſcheider worden. Der Magiſter aber meynt, daß wir Bauern gar keinen Begriff hätten: und darum will er uns erſt Begriff beybringen, und ſagt uns allemal, wenn er zu predigen anfängt, was das iſt, wovon er redt; da ſagt er uns, was Hurerey, und was Zorn, und was Armuth und Reichthum iſt, und dann weiß man nicht mehr, was er gewollt hat; aber eh ers erklärt, weiß man's. Und dann redt er auch faſt allemal vom verblümten Verſtand, von dem uns Herr Ehrlich gar nichts geſagt hat. An Mariä Verkündigung hat er ſo

viel

viel über die Empfängniß der heiligen Jungfrau gepredigt, daß einen die Kinder gefragt haben und wollten auch ein'n Begriff haben. In den Kinderlehren schänd't er gewaltig, daß die Kinder nichts gelernt haben, und das verdrießt meinen Schwager. *) Aber der Magister fragt nach lauter Sachen, die die großen Leute nicht einmal wissen, und niemand weiß recht, wozu man's brauchen soll. Beym Herr Pfarrer Ehrlich hat man doch immer gewußt, warum und wozu? — Wir beten recht fleißig, daß ihn Gott wieder soll gesund werden lassen. — Seine Haushaltung geht auch schlecht. Die treue Magd, die er gehabt hat, hat geheyrathet, und ist nach Langenhausen gezogen, und nun hat er ein Mensch, das nicht viel versteht und wacker abträgt und suckert. — Meine Schwester **) geht fleißig ab und zu bey dem Herrn Pfarrer und sieht der Magd auf die Finger. Sie sagt aber, daß nichts zureichen kann, weil der Magister zu viel aufgehn läßt, und die Arzneyen und der Doctor so viel kosten.

Der Herr Pfarrer kann seit lange nichts mehr thun, als daß er seinen Konrad lernen läßt, alle Wochen in die Schule zu meinem Schwager geht, und manchmal zum Zeitvertreib Harfe spielt. Der kleine Konrad spielt dazu auf der Cyther und singt; aber der Herr Pfarrer kann nicht mehr singen, so schwach ist er auf der Brust. Des Abends besuch ich ihn manchmal mit meinem Schwager. Es ist ein Jammer, wenn man ihn so ansieht, und doch ist er noch immer freundlich

*) Den Schullehrer Lieberich.
**) Marie Liebrichin.

und liebreich ; aber seine selige Frau kann er nicht vergessen. Fast allemal red't er von ihr und freut sich, daß er vielleicht bald zu ihr kommt, und wir weinen dazu, wie die Kinder.

Der Herr Amtmann treibts noch immer wacker fort und plagt den Pfarrer. Auch mit dem Magister steht er nicht sonderlich, weil sein Vetter Glauber nach Traubenheim hat kommen sollen. Doch ist das Haushalten im Dorf nicht mehr so gar arg, seit der Herr Pfarrer an die Herrschaft geschrieben hat, wie Er schon wissen wird. Deßwillen aber steht der Amtmann doch gut bey der Herrschaft, weil er ihr brav Haasen in die Küche jagt. Da hört man von nichts als von Nachsteuern, Handlohn und Pachtgeldern. Am Ende muß man auch seine arme Seele vernachsteuern. Wo sonst die Nachsteuer ganz aufgehoben oder auf 5 pro Cent gestanden war, da muß man jetzt zehn zahlen, und selbst das, was man auf dem Heyrathstage verzehrt hat, wird mit angesetzt. Alles, bis auf Luft und Wasser, ist verpacht't. Pfannenflicker und Scheerschleifer, Salz- Aschen- Hefen- und Lumpenhändler, Musicanten und Fallmeister zahlen Pacht und reissen's wieder an uns herab. Hat man Hochzeit: so darf man nicht einmal durch seine eigenen Leute kochen lassen, weil auch die Kocherey verpachtet ist. Sieht Er, so geht's uns, seit Er fort ist. — Und hiermit Gott befohlen, lieber Herr Vogt! Wir grüssen Ihn recht schön und Seine Schwester.

Ich habe noch eine Reihe von Briefen vor mir, in denen Ehrlich selbst dem Gevatter Wulfing von seinem Zustande Nachricht gibt. Bald glaubt er besser zu werden, bald klagt er von neuem. Ueber den Verfall seines Hauswesens jammert er verschiedenemal. "Wenn ich noch länger so fort serbe, sagt er: so hinterlaß' ich meinem Konrad nichts, als meinen väterlichen Segen; aber ich verzage darum nicht. Gott hat es mir auch, da ich von meinen Aeltern fast nichts hatte als mein Leben, nie an der Nothdurft mangeln lassen, und die Schrift selbst hat den Nachkommen des Gerechten Brod verheissen."

Vom Magister Rohling sagt er: "Er ist ein Mensch von rauher Gemüthsart; mein Herz kann ich nicht vor ihm ausschütten, und an meinen Leiden nimmt er keinen andern Antheil, als den, daß er sich täglich erkundigt, obs schlimmer wird, weil er mein Stücklein Brod zu erhalten hofft. Vom Mangel weiß er noch nichts. Bis hieher hat sein älterliches Vermögen ausgereicht, und wie er's bisher trieb, soll es fort gehn. Er ist daher gewöhnlich unbeschreiblich derb, wenn es irgendwo fehlt, und ich bin doch zu arm, ihm alles zu verschaffen, was ich Zeit Lebens entbehrt und niemals gewünscht habe, weil ich von Kindheit auf an Genügsamkeit gewöhnt war. Am tiefsten kränkt's mich, daß er bey meinen Lebzeiten schon alles geringschätzig behandelt, was ich gethan und geleistet habe. Die Kinder sind nicht gehörig unterrichtet, und die Erwachsenen haben keine Begriffe. Das sagt er mir sogar ins Ge-

ſicht. Mit meinem treuen Schullehrer, deſſen Marie mir mit unausſprechlicher Liebe beyſpringt, hat er über den Kinderunterricht ſchon hart geſtritten; aber ich ſuche ihn aus der Schule, ſo lang als möglich, fern zu halten, und beſuche ſie ſelbſt noch alle Wochen ein Paarmal. Aber die Lebhaftigkeit mangelt mir, mit der ich ſonſt immer unter meinen Kindern war, und das viele Reden ermattet mich ſehr. Der Verdruß, mit welchem Rohling alles anſieht, was ich gethan habe, rührt wohl unter andern auch daher, daß meine Beichtkinder ihm weniger Achtung erweiſen als mir, und mich Angeſichts ſeiner oft mehr loben, als ihm und mir ſelbſt lieb iſt. Die Leiden, die mich ſeit anderthalb Jahren faſt niederdrücken, haben auch meine Feinde verſöhnt; nur Schlacker bleibt, wer er war. Rohling iſt neidiſch, daß mich meine Gemeine bemitleidet, und bedenkt nicht, daß es ein Unglück iſt, wenn man zum Mitleid reizt.

An Kenntniſſen fehlt es ihm indeß nicht. Er weiß mancherley; aber alles liegt rauh und ungeſchlacht in ſeinem Hirn übereinander, und die Gabe, ſich andern deutlich zu machen und Zutrauen zu erwerben, beſitzt er eben ſo wenig, als die Kunſt, nur ſolche Sachen zu wählen, die für den Landmann angenehm und nützlich ſind. Dazu kommt eine donnernde Stimme, die er nicht mäßigen kann; ein aufbrauſender Eifer, der ihn zu harten Reden verleitet, und eine Art von Hochmuth und Verachtung des Landmanns. Das alles zieht die Herzen von ihm ab, und ſein tägliches Laufen nach Langenhauſen, von wo er oft in ſpäter Nacht zurückkommt, wird auch nicht zu ſeiner Ehre gedeutet."

Ich übergehe kleine häusliche Begebenheiten und Schicksale, die Pfarrer Ehrlich seinem Freund Wulfing berichtet, da sie nicht eigentlich mit der Geschichte des Dorfes zusammen hängen. Genug, die Briefe des guten Mannes werden immer kläglicher. In dem letzten, vom 8ten Februar 1716, nimmt er noch eigenhändig rührenden Abschied. Am zehnten des folgenden Monats gibt schon Lieberich folgende Nachricht

an Wulfing.

Tit. Tit.

Mit der ersten Post muß ich Ewr. ꝛc. die betrübte Nachricht von dem Ableben unsers wohlseligen Herrn Pfarrers ertheilen, welches am letztvergangenen Montage, Nachts gegen 12 Uhr, erfolgt ist, und uns sämmtlich in herzlichen Kummer versetzt hat, und Ew. ꝛc. nicht weniger nahe gehn wird.

Ich weiß, daß Ihnen eine umständliche Beschreibung von seinen letzten Tagen willkommen seyn wird, da Sie, als Gevatter und Freund, seit wir den vortreflichen Mann kennen, so brüderlichen Antheil an ihm genommen haben. Sein letztes Schreiben an Ew. ꝛc. war, meines Wissens, vom Anfang des verflossenen Monats. Es sind die letzten Zeilen von seiner Hand. — Wenig Tage darauf ward er schon ganz bettlägerig; mußte aber die meiste Zeit im Bette sitzen, weil ihm beym Liegen der Athem entgieng. Meine Marie, die sich ehrerbiethig empfiehlt, war von dieser Zeit an täglich mehrere Stunden um ihn, weil niemand da war,

der des Wohlseligen recht gepflegt hätte. Wilhelm Rode, Fritz Rüdiger, mein Schwager und ich haben die letzten zwey Wochen, nebst unsern Weibern, wechselsweise bey ihm gewacht; den Herrn Magister aber sah man nur selten, der überhaupt wenig Theilnahme für Andrer Leiden zu haben scheint. Der Selige trug auch wenig Verlangen nach ihm, weil es einem Sterbenden doch immer nahe geht, einen so kalten Hausgenossen und Brodlaurer um sich zu sehn. Von seinem Herrn Gevatter Wulfing hat er noch oft geredt, und gesagt, daß es ihm noch der letzte Trost seyn würde, wenn Ew. ꝛc. nur noch auf eine Viertelstunde zugegen seyn könnten, und wir haben es nicht weniger gewünscht, weil der Selige manchmal so gar sehr wegen der gnädigen Frau beklemmt war, und sich allerley Vorwürfe machte, die wir ihm ohnmöglich ausreden konnten. Er glaubte nämlich, daß er, als Beichtvater, mehr hätte thun sollen, um sie von Langenhausen und Anspach zurück zu halten. Meine Frau und ich stellten ihm dagegen vor, daß sie ohnedieß, so lange der hochselige gnädige Herr noch gelebt, viel hundertmal alles versucht und nichts ausgerichtet habe; daß es nach dem Tode des sel. Herrn, wegen des Fräuleins von Schleich, noch vergeblicher gewesen seyn würde, und daß er nichts würde zuwegen gebracht haben, als die bitterste Feindschaft gegen sich selbst. Auf solche Vorstellungen wurde er gewöhnlich ruhig; aber nur auf so lange, bis die Stunden der Anfechtung wieder kamen. — So nimmt sich ein redlicher Mann, auf dem Sterbebett, oft kleine Versehen (wenn das anders ein Versehn war) zu

Her-

Herzen. Wie muß es erſt einem böſen Menſchen ſeyn, wenn ihm das Gewiſſen erwacht! — Wir alle hielten ihn ſchuldfrey; Er allein konnte nicht mit ſich zufrieden werden.

Auch wegen ſeiner häuslichen Umſtände war er einmal ſehr betrübt, weil er in Sorgen war, daß jemand durch ihn verlieren könnte. Sein Gedächtniß war zu ſchwach, alles genau zu überſchlagen; ich fieng alſo an, ihm vorzurechnen und zu zeigen, daß noch etwas für ſeinen Konrad, der faſt nicht zu tröſten war, übrig bleiben müßte. Das war ihm ein unbeſchreiblicher Troſt. Nun Gottlob, rief er aus, daß niemand über mich ſeufzen darf! Sorg er ja dafür, daß jedermann, der etwas zu fordern hat, befriedigt wird.

Die letzten vier Tage war er ganz heiter und ermahnte ſeinen Konrad auf das rührendſte zur Rechtſchaffenheit, und ſtellte ihm ſeinen Herrn Pathen zum Muſter vor; aber der Athem war ihm ſo kurz, und ſeine Stimme ſo heiſcher, daß man ihn kaum verſtehn konnte. Verſchiedne ſeiner Beichtkinder ließ er in den letzten 14 Tagen noch zu ſich rufen, und ſprach mit ihnen geheim über ihre Fehler. Sie waren alle ſehr gerührt und gaben ihm die Hand darauf, ſich zu beſſern. Ludewig und Rulli ſagten aber, daß ſie bey dem Pfarrer nichts zu thun hätten, welches wir ihm aber nicht wieder geſagt, ſondern andere Ausreden erdichtet haben.

Auſſer ſeinem Herrn Beichtvater von Purrbach hat ihn niemand auf dem Bette beſucht, als der Herr Pfarrer von Langenhauſen ein einzigesmal. Letztgedachter gieng ſehr beſtürzt von ihm, denn es ſchien, als ob ihm

das Gewissen erwacht wäre, bey dem Anblicke des Elends und Jammers. — Der alte Herr Pfarrer von Purrbach aber hat uns allemal recht aufgerichtet, und ist die letzte Zeit alle Wochen zwey - dreymal gekommen. Man heißt ihn gewöhnlich nur den Gesetzprediger, und es mag auch wahr seyn, daß er oft zu hitzig wird; aber er meynt es doch herzlich, und ich habe bey seinen Zusprüchen gehört, daß er auch Evangelium verkündigen kann, und so ein Mann ist mir, bey seinem Feuereifer, wenn er gleich gegen jeden Malchus das Schwerd zieht, weit ehrwürdiger, als die schmeichelnden Frömmler, die keinem Menschen die Wahrheit sagen und vor jeder Schlachtsuppe verstummen. — Seinen letzten Zuspruch, als der Herr Pfarrer das heilige Nachtmahl empfieng, werd' ich Zeit Lebens nicht vergessen.

Am dritten dieses Monats gegen Mittag glaubten wir schon unsern lieben Herrn Pfarrer zu verlieren, indem ihn eine harte Ohnmacht befiel; aber er erholte sich noch einmal und schmachtete so fort bis auf den vergangenen Mondtag. Da konnte er nichts mehr als ein wenig Wasser und Saft hinunter bringen. Im Bette wußt' er sich nicht mehr zu bleiben. Wir mußten ihn an das Fenster führen, oder vielmehr tragen, weil er nach frischer Luft verlangte. Der Tag war eben sehr heiter und die laue Luft that ihm ungemein wohl. O Gott! ich habe dir noch nie herzlich genug gedankt für die sanfte laue Luft, mit der du mich so oft schon erquickt hast! sprach er mit schwerem, abgesetztem Athem. — Als gegen Abend die Luft zu kalt wurde, wollten wir ihn mit Betten einbauen; aber das konnt' er nicht dul-

den.

den. Wir schlugen Tücher um ihn, und diese waren ihm wieder beschwerlich, und doch konnt' er auch das gestreifte Hauskleid, das er sonst trug, nicht mehr wohl anziehen, weil ihm alles zu enge schien. "Gebt mir meinen Priesterrock! — hob er endlich aus der Brust. Ich habe darin manchen sterben gesehn — laßt mich nun selbst darin sterben!" — Auf sein Verlangen holte mein Weib den Habit; aber helle Jammerthränen liefen uns über die Backen herab, daß er, der weise, der gute, der eifrige Mann, bey all seinen vielen Arbeiten, nicht einmal zu seiner letzten Bequemlichkeit einen Schlafrock erübriget hatte. Nur er allein, der alles zu entbehren gewohnt war, blieb gelassen; nahm den Priesterrock um, und saß so auf seinem Lehnstuhl am Fenster. Meine Marie hielt ihn eben. Der Mond schien hell auf sein abgezehrtes Gesicht, und auf die tief eingefallenen Augen, mit denen er sehnlich zum Himmel hinauf sah. Das schwarze lang herabhängende Gewand machte den Anblick so schaurig, daß mein Weib vor Entsetzen fast blasser ward, als der Sterbende. Nie weil ich lebe, werd ich diesen Anblick und den Ausruf Ihres Pathen vergessen: "Ach herzguter, lieber, beßter Vater, wie gerne wollt' ich betteln, wenn Er nur einen Schlafrock hätte!" — Mit einer tröstenden Miene sah Vater Ehrlich auf seinen Sohn. — Er konnte nicht mehr sprechen; aber er legte ihm die Hand auf die Stirn und schien in seinem Herzen zu segnen.

Bis nach elf Uhr saß er noch am Fenster, und athmete mit jeder Minute schwerer. Ich bethete mit ihm. Er faltete die Hände mit Inbrunst, und wollte die Mü-

tze

tze vom Kopf nehmen; aber der Arm war ihm zu schwach. Gegen halb Zwölf wieß er gegen das Bette. Wir brachten ihn dahin zurück. Das Deckbett mußten wir, auf seinen Wink, wegnehmen; den Priesterrock aber ließ er sich nicht abziehn. Wir legten ihn also nieder, wie er am Fenster gesessen war. Darauf bot er uns noch einmal die abgezehrte Hand. Der gute Konrad, Wilhelm, Fritz, mein Schwager und die Weiber waren untröstlich. Ich wollte dem Sterbenden noch einmal Saft reichen; aber er konnt' ihn nicht mehr nehmen. Die Magd rief den Magister aus dem Bette. Er kam und fand den Herrn Pfarrer schon betäubt. Kurz und gut sprach er seinen Segen über ihn, und wollte auch uns seinen kalten Trost ins Herz sprechen; — aber wir wandten uns alle von ihm gegen das Sterbebett, und eh es zwölf Uhr schlug, war der Leidende sanft erloschen, wie eine Lampe, welcher das Oehl gebricht.

Am darauf folgenden Donnerstage gieng die Beerdigung vor sich. Ich war Anfangs willens, selbst für alles zu sorgen; aber der Herr Magister nahm sich der Sache an, und machte viel unnöthige Kosten. — Der Herr Pfarrer von Purrbach hat eine sehr scharfe Predigt gehalten, und den Traubenheimern viel bittere Wahrheiten gesagt. Es war viel Weinens um den Wohlseligen; aber als die Predigt auf den rechten Punkt kam, hiengen viele die Köpfe nieder, und waren voll Schrecken, Scham und Bosheit. Herr Magister Rohling hat die Grabrede gehalten, und sich bey der Gemeine einzuschmeicheln gesucht. Auf jeden Fall wird

er

er mein Herr Pfarrer werden, wovor mir herzlich bangt.

Den armen Konrad, Ihren Taufpathen, habe ich zu mir genommen, und nach Bayreuth an seiner Mutter Schwester geschrieben. Nach des wohlseligen Herrn Pfarrers Verordnung soll er dahin abreisen, und sich ein Geschäft ausersehen. Er hat mancherley gelernt, ist ein ungemein fähiger Kopf, und dabey ohne Falsch wie die Unschuld selbst.

Ich erwarte nun nur Nachricht von Bayreuth, ob die Geräthschaften des Herrn Pfarrers verkauft werden sollen oder nicht. Ein Theil davon muß auf jeden Fall losgeschlagen werden, wenn man die kleinen Schulden tilgen will; denn an baarem Vermögen ist nichts mehr vorhanden. Bis zur weitern Verfügung haben wir das vorräthige sogleich in einige Kammern gebracht und versiegelt.

Um nicht auch den dritten Bogen anzufangen, muß ich hier schließen. Nur die tausend ehrerbiethigen Grüße des jungen Konrads, der Sie noch von seiner frühesten Kindheit unbeschreiblich liebt, und die Gunstempfehlungen meiner Frau und meines Schwagers darf ich nicht vergessen noch beyzufügen,

Euer u. s. w.

Lieberich.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Pfarrer Ehrlichs Hinterlassenschaft wird versteigert. Seine Harfe thut Wunder, und sein Konrad findet einen Freund.

Noch ehe Wulfings Antwort einlief, in welcher er seinem Pathen alle Jahre 15 fl. von seiner Armuth versprach, erhielt Lieberich von Bayreuth aus den Auftrag, die sämmtlichen Geräthschaften des Herrn Pfarrers versteigern zu lassen, die vorhandenen Schulden zu bezahlen, und den jungen Konrad nach Bayreuth zu schicken.

Bey der Auction mußte man alles genau suchen, um noch etwas weniges für den jungen Ehrlich heraus zu schlagen. Magister Rohling, der sich schon vorläufig einzurichten suchte, war sehr böse, daß ihn die Bauern, wenn er ein Angebot that, so wacker herab strichen. — Als Block endlich die Harfe empor hielt, und in den Saiten krappelte, um den Strichkunden Lust zu machen, entstand allgemeines Weinen unter der Versammlung. Die Gemeine dachte sich noch einmal lebhaft jene glückliche Zeit, als Ehrlich noch an der Seite seines Herrn, an Sommerabenden, vor der Schloßthüre saß und die müden Schnitter und Schnitterinnen mit seinem Spiele ergetzte. Rulli, als Meistbietender, erhielt die Harfe, und zog mit ihr nach wenig Wochen auf Märkten und Hochzeiten umher.

Ich erwähne deßwillen dieses kleinfügigen Umstands, weil ich hier einen besondern Auftritt erzählen muß, den die Harfe des guten Predigers in der Folge veranlaßt hat.

Nicht gar lange nachher war eine Hochzeit in Traubenheim. Franz, der älteste Sohn des Nicklas, war Brautführer. Rulli machte seine Spielmanns-Späßchen, und gab den Gästen, welche die nämlichen Einfälle schon hundertmal gehört hatten, wie gewöhnlich, sehr viel zu lachen. In der Nacht, als die Tänzer einmal auf eine Viertelstunde ruhten, fieng Rulli an, eines seiner Leibstückchen zu spielen und zu singen. Es war ein schändlich verändertes Kirchenlied, voll abscheulicher Zoten und Possen. Alles stand um ihn her und lachte herzinnig darüber; nur Franz sah mit traurigem Blick auf die Harfe. Denkst du wohl dran, Rulli, unterbrach er ihn endlich, daß du die Harfe spielst, zu der ein frommer Mann so manches schöne Trostlied gesungen hat? — Rulli verstummte vor Schrecken über dieser Rede. Singe doch fort! das gehört nicht hieher! sagten einige. — Franz hat Recht! Halts Maul, Spielmann, wir wollen deine Possen nicht mehr! sagten die andern. — Rulli wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne und konnte nicht zu sich selbst kommen. Du hast mir die Rede recht zur Unzeit gethan! sagt er endlich. Ich kann nicht mehr singen und spielen. — Das wäre noch schöner! riefen einige. Bleiben und singen und spielen mußt du, und wenn du des Teufels wirst! . . Deß bin ich schon und hoff' an euch Cameradschaft, erwiedert Rulli; singen aber und spielen werd' ich euch

nicht

nicht mehr. Mit Mühe brachten sie's endlich dahin, daß er dießmal noch blieb; aber er nahm statt der Harfe die Fiedel zur Hand; war die ganze Nacht über niedergeschlagen und sein Musicanten-Witz war ganz weg. — Von der Zeit an begann er ehrlich und fleißig auf seinem Handwerke zu arbeiten. Trotz alles Zuredens gieng er nie wieder in Marksens Schenke; nie wieder als Spielmann zu Tänzen; blieb fleißig zu Hause; sang mit den Seinigen manches fromme Morgen- und Abendlied zu der heiligen Harfe; verabscheute die Zoten und Possen; ward ein guter Vater und liebreicher Ehemann, ein fleißiger Wirthschafter, und, wie die Folge dieses Buchs zeigen wird, der eifrigste Unterstützer alles Guten.

Ich komme nun wieder auf die Versteigerung zurück.

Nach Abzug der vorhandenen Schulden, die sich durch die Begräbnißkosten sehr gehäuft hatten, blieben dem jungen Ehrlich nicht mehr als 30 fl., einige Kleidungsstücke und seine liebe Cyther zum Erbtheil. — Mit diesen sollte er nun zu seiner Mutter Schwester nach Bayreuth wandern, die an einen Kammerdiener verheyrathet und eben auch nicht in großen Glücksumständen war.

Herr Lieberich suchte die Reise dahin so wohlfeil als möglich zu veranstalten. Bergfelder Fuhrleute hatten eben Kaufmannsgüther bis Streitberg übernommen. Mit diesen sollte der funfzehnjährige Konrad abgehn,

und

und von dort aus, mit andern Fuhrleuten, welche die Fracht bis Bayreuth accordirt hatten, die Reise vollenden. Die Bauern von Traubenheim beschenkten ihn fast alle zum Abschied, so daß sein Bischen Geld sich gegen 50 Gulden belief. Konrad nahm wehmüthigen Abschied von seinem Wohlthäter, dem Herrn Schullehrer, und von den übrigen Freunden im Dorfe. Du gehst, guter Konrad, sagte Lieberich, so arm von hier aus, als dein rechtschaffener Vater hier angekommen ist. Vertraue Gott, er wird für dich sorgen, und nimm den Trost zum Abschiede mit, den mir mein Vater hinterlassen hat, als er starb, und mich und meine Mutter auch im Mangel verließ: "Wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun." — Von solchen Lehren und Tröstungen, und von den Segenswünschen aller guten Menschen begleitet, zog Konrad mit einem Boten nach Bergfelden, und von da aus mit den Fuhrleuten nach Streitberg.

Am letztgedachten Orte lag er etliche Tage stille, bis die Fracht umgepackt war und die Reise weiter gieng.

Im Wirthshause schlief eben ein junger Savojarde mit einem Murmelthierchen. Konrad vergaß über dem Jungen fast seinen Kummer, und ergetzte sich an dem Geschrey: Schüne Murmelthier, schün tanz, a ha! geh si raus aus die Kast, du schüne Murmelthier, schün tanz — Aha, Tralla!.. Konrad nahm selbst den Stock und schwang das Thierchen herum. Dann mußte das Thierchen tanzen und Konrad spielte die Cyther dazu. Er und der Savojarde schliefen auf Einer Streu

und waren herzlich vertraut. Eines Morgens erwacht Ehrlich. Sein Tanzmeister lag ihm nicht mehr an der Seite; das Käſtchen mit dem ſchöne Murmelthier war nicht mehr vorhanden, und der kleine Jauner über Berg und Thal. Der Wirth verzieh die wenigen Kreutzer Schlafgeld, um die er geprellt war, und Konrad wurde weidlich beſpöttelt, daß ihn ſein Cumpan ſo treulos verlaſſen hatte.

Welch ein Schrecken aber, als Konrad ſich wieder Kurzweil machen wollte mit ſeinem Gelde. Noch nie war er ſo reich geweſen, und zog daher täglich ſein Beutelchen heraus, um die ſchönen Goldſtückchen, die ihm Lieberich eingewechſelt hatte, zu beſchauen — und o weh! das Beutelchen und ſein Päckchen Kleider war mit einander verlohren. Die Bergfelder Fuhrleute, die ihm vielleicht, auf Lieberichs Rechnung, aus der Noth geholfen hätten, waren zurück gekehrt; im Wirthshauſe ſollt' er Koſt und Schlafgeld bezahlen, die fremden Fuhrleute hatten nicht Luſt ihm etwas vorzuſtrecken, weil ſie ſeiner Mutter Schweſter nicht kannten, und doch war dem armen Jungen nichts übrig, als ſeine liebe Cyther, auf die ihm niemand was borgte.

Verlaſſen von ſeinen Bekannten und ohne Heller und Pfenning, fieng er an herzlich zu weinen. Seine Wanderſchaften waren bisher nicht weiter gegangen, als, in Geſellſchaft ſeines ſel. Vaters, zu den nächſten Bekannten in der Gegend. Er hatte viel aus Büchern gelernt; aber die Welt war ihm ſo unbekannt als der Mann in dem Monde. Er konnte ſich daher von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen, als er ſah, daß nun die

Fuhr-

Fuhrleute nicht einmal Luſt hatten ihn mitzunehmen, vielweniger für ihn zu zahlen, weil ihnen die arme Cyther nicht Verſatzes genug war. Nun ſollten Boten nach dem jungen Diebe laufen; aber niemand hatte Luſt dazu, weil er ſchwerlich mehr einzuholen war. Wer bezahlt uns dann, wenn wir den jungen Schlingel nicht finden? ſagten die einen. — Da muß man Verhaftsbefehle vom Amte haben, und die machen wieder Verzug, ſagten die andern. — Ich werde die Auslage nicht machen — ſagte der Wirth. Schlafgeld und Zehrung muß ich ohnedieß hinter den Ofen ſchreiben.

Konrad gerieth ganz in Verzweiflung. O lieber Gott, ſchrie er, was gibt es für Menſchen! Als ich mein Beutelchen hatte, war mir alles zu Dienſten, und nun kennt mich kein Menſch mehr! O das ſchöne Geld — die guten Kleider! —

In dieſer Kümmerniß fand ihn ein reiſender Handwerker, eben als die Fuhrleute nach Bayreuth abfahren wollten. Du haſt einen großen Fehler gemacht, lieber Junge, daß du dein Geld haſt ſehen laſſen vor einem Landſtreicher und daß du vertraut mit ihm warſt; aber tröſte dich mit mir! Vor acht Jahren gieng es mir eben ſo, als ich von meiner Heimat den erſten Ausflug machte. Sey gutes Muths, du biſt noch reicher als ich war, du haſt noch eine Cyther übrig. Geh mit den Fuhrleuten bis Bayreuth gar zu Fuße und ſinge auf dem Wege vor guten Häuſern, und ſpiele dazu auf der Cyther. — In der äuſſerſten Noth entſchließt ſich Konrad, gleich an Ort und Stelle ſein Heil zu verſuchen. Erſt weint

er sich noch einmal satt und nimmt dann die Cyther. Mit Herzklopfen geht er vor die Wohnung des Beamten, stellt sich in tiefster Beschämung vor die Thüre und singt:

Ich bin vergnügt, wie's Gott mit mir will fügen,
Ihm soll mein Herz und Sinn ganz eigen seyn;
Denn er läßt mich nicht stets im Unfall liegen,
Und giebt mir auch nach Regen Sonnenschein. u. s. w.

Die weiche rührende Stimme, mit der Konrad dieß sang, lockte den Amtmann vor die Thüre. Wo bist du her Kleiner? fragt er ihn und sieht ihm starr ins Gesicht. Aus Franken, erwiedert Konrad, und schlägt die Augen nieder. "Wer sind deine Aeltern?" Sie leben nicht mehr — sagt der Cytherspieler, und hebt an herzlich zu weinen. Ich dürfte nicht so elend da stehn, schluchzt er, wenn ich nicht wäre bestohlen worden — und hiermit erzählt er die ganze Geschichte. Fast zweifelt der Amtmann an der Möglichkeit derselben, so ganz unbegreiflich ist ihm die Lieblosigkeit des Wirths und der Fuhrleute. Das treuherzige Gesicht des Jungen läßt ihn jedoch nicht länger zweifeln. Wer war denn dein Vater? fragt er ihn, und langt nach einer guten Wegzehrung in die Tasche. Mein guter Vater war Prediger in Traubenheim und hieß Ehrlich, erwiedert Konrad.

O du Herzensjunge! Sohn meines Wohlthäters! ruft der Amtmann bey diesem Namen aus, und umarmt den verlassenen Waisen. Sey mir willkommen in deiner Armuth, und laß dir vergelten, was dein frommer Vater an mir gethan hat!

Voll Entzücken führt er den Knaben zu seiner Gattinn ins Zimmer. Auch sie umarmt ihn, als sie seinen Namen und sein Schicksal hört; aber Ehrlich weiß nicht, wie ihm geschieht, bis ihm endlich erklärt wird, daß sein seliger Vater den Amtmann, als einen armen Schüler, in Bayreuth unentgeldlich unterrichtet habe. —

Die Leser dieses Buchs erinnern sich vielleicht noch zweyer armen Jünglinge, die einst den Vater Ehrlich eine Strecke Wegs aus Bayreuth begleitet hatten. *) Einer von ihnen war der dankbare Amtmann, welcher sich noch mit so vieler Liebe seines alten Lehrers erinnerte.

Sein erstes Geschäfte war nun, dem diebischen Savojarden nachsetzen zu lassen; aber vergeblich. Der Wirth mußte Strafe zahlen, daß er den Vorfall nicht bey Amte angezeigt hatte; Konrad aber wurde wieder mit Wäsche, Kleidern, und was ihm sonst nöthig war, väterlich versorgt, in die Schreibstube genommen, und in allem unterrichtet, was sein künftiges Glück befördern konnte.

Mit Entzücken erzählt er, in mehreren Briefen, seinem Pathen Wulfing sein Glück. Mir gieng es, sagt er einmal, wie dem jungen Tobias, als er zu Raguel kam, **) und ich lerne nun aus der Erfahrung, daß Gott die Tugenden der Aeltern noch an den Kindern belohnt.

*) Kap. 7, Seite 47.
**) Tob. 7, 7.

Dreyßigstes Kapitel,

In welchem durch allerley Vorfälle der erste Grund zu wichtigen Veränderungen gelegt wird.

Gleich nach Beerdigung des guten Ehrlichs bestürmte Magister Rohling den Herrn Kammerjunker und die gnädige Frau mit de- und wehmüthigen Bitten um die erledigte Stelle. Leider aber fehlte es so wohl ihm als seiner geliebten Braut an dem erforderlichen Nachdrucke; denn der Herr Kammerjunker hatte den gnädigen Vorschlag gethan, die Pfarrey zu verkaufen. Herr Blasius Schlacker hatte seinen Vetter Athanasius ebenfalls wieder in Vorschlag gebracht; da dieser aber ärmer war als eine Kirchenmaus: so war auch hier nichts zu richten. Schlacker, unwillig darüber, beschloß nun, der gnädigen Frau einen Strich durch die Rechnung zu machen und ihr und dem Junker zum Trotz die Pfarrey-Versteigerung zu hintertreiben. Zu dem Ende stellte er der Herrschaft vor, " welchergestalten sich die Gemeinkasse durch den schweren Bau des Pfarrhofes solchermaßen entblößt habe, daß es unumgänglich nöthig scheinen wolle, die Pfarrey so lange durch einen bloßen Pfarrverweser, um ein geringes Geld, versehen zu lassen, bis von den überschüßigen Pfarr-Einkünften ein Theil der Kosten wieder zurück erstattet seyn würde. " Der Sache mehr Nachdruck zu geben, ließ er mit einfließen, daß dieß das beßte Mittel seyn würde, die Gemeine, welche wegen neuer Auflagen anfienge schwierig

zu werden, wieder zu besänftigen. Ein Paar Unterthanen liefen spornstreichs mit diesem Amtsberichte nach Anspach und legten noch eine mündliche Bitte im Namen des Dorfs ein. Moritz von Schl..ich, der sich, wie alle Tyrannen, vor den Unterthanen fürchtete, willigte ein. Magister Rohling erhielt, statt der Pfarrey, nur das Decret als Pfarrverweser, nebst einer zweydeutigen Vertröstung auf die Zukunft; Zum einstweiligen Unterhalt aber wurde ihm ein Theil der Pfarrbesoldung verwilligt, bey dem er Gelegenheit hatte sich an Genügsamkeit zu gewöhnen. Das übrige fiel dem Bürgermeisteramt heim.

Unter diesen armseligen Bedingnissen trat Rohling seine Pfarrverwesung an. Der Amtmann war ihm aber von der Zeit an ein Dorn in den Augen. Auf Anrathen des Pfarrers von Langenhausen steckte er sich hinter das Volk, und suchte eine Fürbitte bey der Herrschaft auszuwirken; aber niemand wollte sich regen. Die gescheiden und braven Dorfsnachbarn wünschten des kalten, gefühllosen Sylbenstechers los zu werden, um wieder einen Prediger, wie Ehrlich, zu bekommen, und mochten deßwillen von keiner Fürbitte zu Gunsten des Herrn Magisters wissen; die Liederlichen aber hielten für gut, den Herrn Pfarrverweser an der Nase herum zu führen. — So lang er unser Pfarrer nicht ist, sagten sie, muß er wacker laviren und nach unsrer Pfeife tanzen; sitzt er aber einmal im Neste, dann geigt er uns auf, wie sein Vorfahrer. Es gefiel ihnen, daß Rohling immer durch die Finger sah. Das Lumpen-

leben nahm wieder überhand, wie vorhin, und ein Vierteljahr ums andre vergieng, ohne daß jemand Anstalt zur Supplie gemacht hätte.

Des ewigen Maulmachens endlich überdrüßig, schrieb Herr Pfarrer Schorr selbst an den Herrn Vormund; sagte gerade heraus, wie Rohling mit seiner Tochter stand, und bat unterthänig für seinen Herrn Schwiegersohn. Er that sich viel zu gut auf die hohe Gunst seines gnädigen Herrn, und rechnete mit Zuversicht auf den besten Erfolg. Aber gefehlt! Die Kammerjungfer der gnädigen Frau hatte mehr Verdienst und Gewicht als Pfarrer Schorr. Kurz zuvor, ehe die Schorrische Supplic einlief, hatte sie die gnädige Versicherung erschnappt, daß ihre Hand mit dem Traubenheimer Pfarrdienst zugleich vergeben werden sollte — Man war daher schon auf Mittel und Wege bedacht, es dem Magister beyzubringen, und die gnädige Frau hatte, aus Liebe zu ihrem Kammermädchen, auf den Geldwucher ganz Verzicht gethan; nun aber wurde durch den vorlauten Schwiegerpapa der ganze Handel verdorben. Er bekam kahle Vertröstungen, und konnte sich gar nicht darein finden, warum sein so viel geltendes Fürwort dießmal so schlechte Wirkung that.

Niemand war, seiner Vermuthung nach, daran Schuld, als Schlacker. Er gieng also mit dem Magister zu Rath, und beyde waren unentschlossen, wie man den Zügel nun fassen sollte. Rohling hielt fürs Beßte, die Schandthaten des Amtmanns vor der

Herr-

Herrschaft sämmtlich aufzudecken; Pfarrer Schorr aber war der Meynung nicht. Er fürchtete, der Pfarrverweser möchte mit dem Amtmann zugleich in die Brüche fallen. Vor der Hand, sagte er, müssen wir uns um den Beystand des Schmeerbauchs bewerben. Hat er uns den geleistet, je dann kann man sich noch immer über das weitre bedenken!

So geschah's auch. Pfarrer Schorr besuchte voll scheinbarer Freundschaft den Amtmann; lud ihn dringend zu sich ein; ließ ihm überschwänglich auftragen und vom beßten Weine vorsetzen. Schlacker hängte sich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen ans volle Glas und zog dem einfältigen Pfarrer ein Hälmchen ums andre durch den Mund: Denn seine Freundschaft gieng nur den Wein und nicht den Wirth an. Magister Rohling kam indeß oft in das Amthaus, schwieg zu allen Liederlichkeiten, die durch Schlackers Schuld vorfielen und glaubte nach einiger Zeit so weit gekommen zu seyn, als er wünschte. Der Amtmann sollte nun, nachdem schon gegen 3 Jahre lang mehr als die Hälfte der Pfarrbesoldung in die Gemeinkasse gefallen war, Vorstellungen wegen Wiederbesetzung der Pfarrey machen und den Magister empfehlen. Er versprachs; aber er that's nicht. Ihm lag noch immer der Streich im Sinn, den Pfarrer Schorr und Rohling ihm und seinem Vetter Athanasius gespielt hatten. Noch immer stand er in Hoffnung, diesen an den Platz zu bringen; aber aus Furcht, von dem Magister über die Dorfsverwüstung allzu hart verklagt zu werden, suchte er ihn immer, von

einem Monate zum andern hin, zu vertröſten. Nur noch ein Jährchen Geduld, ſagte er, dann kann ich mit gutem Vorwande das Werk anbringen! Bis dahin iſt ſo viel an dem Hausbau abgezahlt, als unumgänglich nöthig iſt. Ueberdieß, meynte er, könne es ja dem Herrn Magiſter gar nicht fehlen, und er getraue ſich, ihm die Pfarrey gleichſam zu verbürgen.

Eben war Rohling im Begriff ſeiner Edelveſt, dem Herrn Amtmann, ernſtlicher zu Leibe zu gehn, als im Januar 1720 die unerwartete Nachricht vom plötzlichen Tode der gnädigen Frau einlief.

Nach einem raſenden Tanze hatte ſie Schwindel empfunden und ſich in einem kalten Saale zu erholen geſucht. Das that, wie natürlich, gerad entgegengeſetzte Wirkung. Kaum war ſie ans Fenſter getreten, als ihr alle Sinnen verſchwanden. Ein Bedienter kam die Treppe hinauf; ſah ſie niederſinken; lief ihr entgegen; und eh eine Seele zur Hülfe kam, war ſie in ſeinen Armen verſchieden.

Die Beſtürzung der ganzen Geſellſchaft und beſonders des Herrn Kammerjunkers übergeh' ich, ſo wie alles, was Carolinens Beerdigung betrifft, weil es Umſtände ſind, die keinen beſondern Bezug auf das Dorf haben, und nicht einmal im Orte ſelbſt vorgefallen ſind.

Heinrich von Traubenheim war indeß Jagdjunker in Gotha geworden. Schon gegen 12 Jahre von seiner Mutter entfernt, hatte er eben sich fest entschlossen, sie mit dem anbrechenden Frühling zu besuchen, als er die Nachricht von ihrem Ableben erhielt. Ihm that es nun doppelt weh, daß ihn seine Mutter sowohl als der Vormund bisher immer von einem vorgehabten Besuche zurückgehalten hatten; aber beyden war es darum zu thun gewesen, ihn nicht zur Einsicht in ihre Händel kommen zu lassen. Moritz von Schleich hatte daher immer gesorgt, daß Heinrich seine Wechsel richtig erhielt, damit er nicht vom Ausbleiben derselben auf schlechte Wirthschaft schließen möchte, so wie er ihm auch über alle Dorfsangelegenheiten einen blauen Dunst zu machen gewußt hatte. Nun aber war nicht länger Versteckens zu spielen.

Schon in den letzten Tagen des Januars traf Heinrich mit Gottfried, seinem Hausjäger, in Anspach ein. Moritz von Schleich war äusserst betreten, als er die Ankunft seines Mündels erfuhr; doch tröstete er sich damit, daß die Verstorbene nicht mehr Rede stehn konnte, und hoffte sich also mit seinen gewöhnlichen Winkelzügen durch zu flicken. Heinrich besuchte ihn sogleich, und der Herr Vormund fieng in der ersten Viertelstunde schon an vorzubauen. Erst lobt er die Verstorbene und setzt dann hinzu: ihr einziger Fehler war der, daß sie den Werth des Geldes nicht kannte. Sie hat ziemlich Schulden zurück gelassen, die größtentheils ohne mein Vorwissen gemacht worden sind, weil ich es für Pflicht

hielt,

hielt, ihr, bey jedem Anlaß, Gegenvorstellungen zu machen. Wäre nicht der gegenwärtige Amtmann in Traubenheim so sehr für das herrschaftliche Interesse bedacht gewesen: so würden die Einkünfte noch weniger ausgereicht haben. — Auf die Weise gieng es in Einem Athem fort und dabey erstickte er fast seinen Mündel mit Schmeicheleyen und Freundschaftsversicherungen. Heinrich antwortete auf alles ganz kurz, und endete damit, daß sich das weitere, seiner Zeit, bey Abnahme der Vormundschaft, von selbst zeigen werde.

Nach weitern Umfragen aber erfuhr er, zu seinem größten Schrecken, die bisherige Verwaltung und Verwüstung seines Dorfs ganz umständlich, und die Gläubiger seiner Mutter brachten eine fast unglaubliche Summe bey ihm an, weil sie der Vermittelung des Herrn Vormunds nicht mehr traueten. Heinrich versprach allen baare Befriedigung, und ritt, nachdem er das nöthige besorgt hat, ohne von seinem schändlichen Vormund Abschied zu nehmen, von Anspach ab, und geraden Wegs auf Traubenheim zu.

Gottfried, ein gescheider Pursche, der mit Seel und Leib seinem Herrn anhieng, hatte indeß, während des Aufenthalts in Anspach, noch hundert Nebenumstände, die den Amtmann, den Pfarrverweser, die Kammerjungfer und dergleichen Leute betrafen, erfahren. Auf dem Wege trabte er neben seinem Herrn, und erzählte wie ein Spion, alles was er ausgebuscht hatte. Ueber dem Gespräche aber waren beyde ganz unvermerkt vom Wege gerathen und konnten sich, bey

dem

dem Schnee, nicht mehr zu Recht finden. — Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler des nämlichen Gangs, und sprach die Reiter um eine Wegzehrung an. Heinrich fragte nach dem nächsten Dorfe und erfuhr, daß er seitab geritten sey. Geh mit uns Alter, sagte er, bis wir wieder auf der Strasse sind, du sollst ein Trankgeld haben. — Freudig ergriff der arme Mann die Gelegenheit zum Verdienste, stieg im hohen Schnee, über Querfeld, neben den Pferden her, und Heinrich verkürzte sich die Zeit durch folgendes Gespräch:

Heinrich v. Tr. Woher Alter?

Bettler. Als da unten aus Franken herauf.

Heinrich. Wie heißt der Ort?

Bettler. Traubenheim.

Gottfried. (Zu seinem Herrn) Holla! Glück auf! (gegen den Bettler) Das heißt mir ein Name, der guten Wein bedeut't — Ist kein Bürgerrecht vacant?

Bettler. Warum nicht? In Traubenheim stehn, des guten Weins wegen, immer Häuser und Güther zu Kauf. Zieh Er nur hin, wenn Er einen guten Schluck führt.

Heinrich. So? Ist also Traubenheim das Vaterland der Schlucker?

Bettler. Herr, nicht viel besser! und unser Amtmann heißt Schlacker.

Heinrich. Da taugt ihr ja zusammen! Wem gehört das Dorf?

Bettler. Einem Herrn, der gerade so heißt; aber bald nichts mehr davon haben wird als den Namen.

Heinrich. Das ist nicht viel, Alter!

Bettler. Wohl freylich. Es möcht' einen Stein erbarmen, wie der Herr um sein Guth kommt.

Heinrich. Wie er sich bettet, mag er liegen!

Bettler. Ja bettet! Kinder können sich nicht selber betten. Sein Vormund bringt ihn von den Federn aufs Stroh.

Heinrich. Wie heißt der?

Bettler. Moritz von Schleich, und ist Kammerjunker zu Anspach.

Gottfried. So ist wohl auch Euer junger Erbherr zu Anspach?

Bettler. Nein, der ist zu Gotha; das liegt über dem Thüringer Wald drüben, und ist sächsisch; da ist er Jagdjunker seit zwey Jahren.

Heinrich. So kann er ja kein Kind mehr seyn, wenn er schon Jagdjunker ist. — Warum nimmt er sich seines Guths nicht selber an?

Bettler. Ja, nehm sich einer 'mal an, wenn er nicht weiß, wie's hängt und liegt, und wenn die Mutter mit dem Vormund in Ein Horn bläs't!..

Heinrich. So? lebt seine Mutter noch?

Bettler. Seit drey Wochen nicht mehr, Gott habe sie selig! — nun aber, hoffen wir, solls besser werden.

Heinrich. Ja, wenn der junge Herr besser ist als der Vormund. —

Bettler. Schlimmer kann er nicht seyn, und der junge Herr hat einen ehrenbraven Vater gehabt. Wir haben uns fast die Augen aus dem Kopfe geweint, wie er begraben worden ist, und alles Volk hat geschrien: solch einen Vater bekommen wir nicht mehr! — und so wirds freylich auch seyn...

Gottfried. Das könnt ihr nicht wissen, Alter!

Bettler. Herr, dazu gehört schon viel, bis es einer so gut meynt. Die gnädige Frau war zwar auch gut; aber der gottlose Vormund hat sie verführt und das halbe Dorf zu Grund gemacht.

Gottfried. Warum geht ihr nicht zum jungen Herrn, daß er sich eurer annimmt?

Bettler. Ei, sorg' Er nicht, das wird schon geschehn, wenns nicht bald anders wird.

Heinrich. Was ist denn euer Amtmann für ein Mann?

Bettler. Je, das ist ein Mann, daß's Gott verdrießt. Meynt Er denn, daß ich betteln würde, wenn der nicht wäre?

Heinrich. Wie so?

Bettler. Wenn zehn Hunde an Einem Beine nagen, dann wird keiner satt.

Heinrich. Wie ist das gemeynt?

Bettler. Ich meyne so: wenn man des Schutzguldens willen alles Gesindel aufnimmt, dann werden

der

der armen Leute so viel, daß keiner mehr Brod hat, weil's an Arbeit fehlt. Wenn ein Kerl im heiligen römischen Reich nicht unterkommt: so lauft er nach Traubenheim, führt ein Mädel an, und bekommt den Schutz- und Bettelbrief zugleich. Unsrer vierzig Seelen laufen zuverläßig alle Winter im Bettel herum.

Gottfried. Warum treibt ihr nichts und schafft ihr nichts? Könnt ihr denn keine Stubenarbeit?

Bettler. Ja Stubenarbeit! Fürs erste muß man erst eine gelernt haben, und dann auch was dran setzen können. Ueberhaupt hat man keine Lust mehr sich zu tummeln, wenn alles so haarschlechtig hergeht, wie bey uns.

Heinrich. Greift euch denn euer Amtmann nicht unter die Arme?

Bettler. Nein, Herr Patron, der machts noch besser: er kniet uns auf den Hals.

Heinrich. Was thut er euch denn?

Bettler. Die Frag' ist kurz; aber die Antwort geht auf keine Eselshaut. —

So sagt der Bettler, und hebt an, alle Streiche, die wir im sechs und zwanzigsten Kapitel schon gehört haben, nach seiner Art, kräftig zu erzählen. Gelegenheitlich gedenkt er auch des ehemaligen Vogts und preißt ihn über die Maßen. Nach Bettler-Manier sagt er: Herr! Ich und der Vogt waren Special miteinander. Kein Tag vergieng, daß ich nicht in seinem Hause war, so gut konnten wir's; und wäre der noch da, trüg ich den Quersack mein Seele nicht herum!

Heinrich fieng an sich ferner um den Vogt Wulfing zu erkundigen, und der Bettler erzählt ihm wie folgt:

"Vorigs Jahr war ich erst bey ihm in der Ober-Pfalz. Ich war krank auf dem Wege geworden, und vom nächsten Flecken führte man mich dem Dorfe zu wo er wohnt. Der verwünschte Brauch, arme Leute, wenn sie krank sind, von Ort zu Ort auf dem Karrn fortzuschleppen, hatte mich das Leben schier gekost't, so todt-sterbens-krank wurd' ich."

(Eh ich ihn weiter erzählen lasse, muß ich ihn mit etlichen Worten unterbrechen... Vollkommen Recht hat der arme Mann, wenn er die Gewohnheit, kranke Bettler fast noch in den letzten Zügen auf einem holpernden Karrn weiter zu schleppen, verwünscht nennt. Es ist höchst grausam, einen elenden und todtschwachen Menschen so zu behandeln. Viele tausende sind dadurch schon um das Leben gekommen, denen wieder zu helfen gewesen wäre, wenn man ihrer gepflegt und sie bis zur Wiedergenesung an Ort und Stelle gelassen hätte. Bettler-Leben, scheint aber den wenigsten auch Menschen-Leben zu seyn, und die Worte Jesu: was ihr thut einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr Mir gethan, stehn meist nur in den Bettelbriefen und nicht in den Herzen derer, die sich ihrer Brüder, sie mögen durch eigene oder fremde Schuld unglücklich seyn, erbarmen sollten. — Doch ich lasse den Bettler weiter erzählen.) —

"Kaum hatte der Vogt erfahren, daß Ich da war: so kam er selbst und sagte dem Hirten, daß er ja

meiner wahrnehmen und mich nicht in den kalten Stall bringen sollte. Seine Schwester brachte mir alle Tage zweymal zu essen, und gleich anfangs ein gutes Kopfkissen, und der Vogt schickte den Bader und kam wohl zehnmal, mich zu besuchen, bis ich wieder gesund war. Zum Abschiede gab er mir noch sechs Batzen, und ich kann wohl sagen, daß ich krepirt wäre, wie ein armer Hund, wenn er mir nicht hätte geholfen; denn der verdammte Karrn war schon wieder angespannt, mich weiter zu schleppen, als er's erfuhr und es dahin brachte, daß man mich liegen ließ."

Heinrich von Traubenheim erkundigte sich nun auch nach dem Pfarrverweser und nach hundert Dingen, die das Dorf betrafen, bis er wieder auf dem rechten Wege war, wo er den ihm so gelegen gekommenen Wegweiser mit einem stattlichen Trankgeld entließ.

Hier ist auch was von mir! rief Gottfried: Aber sagt mir nun auch Euern Namen, Alter!

Ich heisse Hans Kleinmann, erwiederte der Bettler, und setzte den Bettelstab wieder die Straße zurück. Hans Kleinmann war inzwischen niemand anders als der berühmte Hans Großmann, oder der weiland reiche Hans. Was er dem Herrn erzählt hatte, war, bis auf den kleinen Umstand, daß er sich für einen Special des Vogts ausgab, buchstäblich richtig. Vor Jahr und Tagen hatte man ihn wirklich auf der sogenannten Bettelfuhr in Wulfings Wohnort gebracht, welches er bisher, seiner schlechten Streiche willen, die

er

er einst dem Vogte spielen wollte, sorgfältig gemieden hatte. Nun aber war die Wahl nicht mehr bey Ihm gestanden, und wider Dank und Willen brachten ihn die Bauern in Wulfings Wohnort, mit welchem sie Bettelverkehr hatten. Durch Zufall war sein Bettelbrief in Wulfings Hände gekommen und dieser war froh, ein Wohlthäter seines Feindes werden zu können.

Heinrich und Gottfried setzten indeß ihre Reise mit doppelter Begierde fort, um mit eigenen Augen die Verwüstung eines sonst so glücklichen Dorfes zu sehn. Zwey Stunden vor demselben packte Gottfried den Mantelsack aus. Heinrich zog einen Rock von seinem Hausjäger an, um desto weniger erkannt zu werden, und beyde trafen mit Einbruch der Nacht in Traubenheim ein.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Schlacker macht unglücklicher Weise Bekanntschaft mit seinem Herrn. Magister Rohling räumt dem Prediger Heilmann seinen Platz.

Bey ihrer Ankunft im Rommlischen Wirthshause fanden sie niemand als Fritzen und den Maurer Rullt. Die beyden Jäger machten sich gleich zu den Gästen, und

forschten nach der Gegend, wie wenn ihnen alles fremd wäre, wie böhmische Dörfer.

Woher denn meine Herrn und wohin zu Land? fragt endlich Rulli. — Als von Bamberg her und auf Wirzburg zu, erwiedert Heinrich. — Wer sind denn die Herren zu Bamberg und was schafft man in Wirzburg? fragt Rulli weiter. — Wir sind Forstmeister und haben beym Fürsten zu thun, antwortet Gottfried. —

Fritz, Rulli und der Wirth heben jetzt an wie gelernte Holzförster vom Waldwesen und von ihrem neuen Anfluge zu erzählen, und bald kommt das Gespräch auf die Dorfsherrschaft; auf den Tod der gnädigen Frau und auf den Herrn Jagdjunker zu Gotha. Wenn's Gottes Will' ist: so sehn wir den jungen Herrn bald, sagen sie. Seit seinem sechsten Jahre ist er von uns weg; aber er war ein Herzensjunge! Hiermit erzählen sie seinen Abschied und gelegentlich von der gnädigen Frau, von Wulfing; vom Pfarrer Ehrlich, und noch ein langes und breites vom alten seligen Herrn. Rommel wischt sich noch einmal die Thränen aus den Augen, als von der Beerdigung des redlichen Herrn gesprochen wird. Heinrich kann sich auch nicht mehr bergen, und die hellen Tropfen rinnen ihm die Wangen herab. — Bey Gott, sagt Fritz, das gefällt mir, daß Ihm unser seliger Herr so nahe geht! Jäger und Forstmänner sind sonst harte Leute; zu denen gehört Er aber nicht, und ist doch obenein katholisch, nicht wahr? — Meynt Ihr denn, erwiedert Heinrich, daß es nicht auch mitleidige Jäger gibt, und daß wir Katholiken

euch

euch Uebels gönnen? — Das will Fritz nun eben nicht sagen, fällt Rommel ins Wort; er red't nur davon, daß die meisten Jäger nicht so sind, wie Er ist, und daß viele Katholische glauben, wir seyen nicht so gut wie sie und würden verdammt, weil wirs mit dem seligen Luther halten. — Das ist bey mir der Fall nicht, antwortet Heinrich. Ich achte jeden braven Mann, und ihr seyd mir so lieb, als meine Glaubensbrüder; denn über den Glauben richtet Gott, und wird keinen redlichen Menschen verstoßen, er mag seyn, wer er will. — So hat auch unser seliger Herr Pfarrer gesagt, spricht Rommel, und die Gesellschaft wird von dem Augenblick an herzlich vertraut. Jetzt kommt das Gespräch auf Schlackern und auf den Magister. Heinrich und Gottfried forschen aus; aber sie erfahren nur wenig. Es schickt sich nicht, daß man die Leute auf der Weinbank austrägt, und am wenigsten seine Vorgesetzten — sagt der Wirth, und die beyden Gäste stimmen mit ein. Unser seliger Pfarrer hatte ein Sprüchlein, das hieß:

Rühme gern, was rühmlich scheint,
Tadeln macht dir keinen Freund —

sagen sie, und heben wieder an, von ihrem jungen Herrn zu reden, und daß dieser schon helfen werde, wo zu helfen ist.

Das gefällt den Reisenden. Ich lob euch darum, daß ihr so rechtschaffen denkt, sagt Heinrich. Ein Dorf, in welchem auf der Bierbank über Groß und Klein Gericht gehalten wird, ist immer ein verdorbenes Nest. Auch gefällt mir's, daß ich so wenig Gäste hier finde.

Wirthshaussitzer sind immer schlechte Wirthschafter. — So gar leer ist's nun eben nicht überall, sagt Rommel. Seit dem jetzigen Herrn Amtmann haben wir noch eine Schenke hier. — So? erwiedert Heinrich, also haben die Zechbrüder in Einer nicht Platz? — Jetzt nicht immer, spricht Rulli. Bey Marksen fehlt's oft daran. — Je, Camerad, laß uns doch einmal sehn, wie's in der Andern aussieht, spricht Heinrich zu Gottfried, bestellt sich bey Rommeln Quartier, und geht mit seinem Hausjäger zu Marksen.

Er war der Meynung, daß man den Geist eines Volks nirgends besser kennen lerne, als beym Wein- oder Bierkruge. In Marksens Schenke traf er gegen zwanzig Kunden, unter diesen auch Schlackern an, und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was Hans ihm gesagt hatte. Schlacker saß mit seinen Spielgesellen und trischackte voll Seelenwohllust. Sein Angesicht glänzte vom Weine; die gewinnende Karte schlug er mit größter Ungezogenheit auf den Tisch, und bey jedem Verluste stieß er einen Fluch aus. Um ihn her war ein Getümmel von liederlichen Zechbrüdern, welche die häßlichsten Zoten rissen, indeß ein Paar in der Ecke mit beyden Armen im Weine lagen und ihren Rausch ausschliefen Heinrich und Gottfried bebten vor dem Jaunerleben zurück; aber es war ihnen darum zu thun, mit eigenen Augen zu sehn und vor allem den Amtmann selber zu sprechen. Sie setzen sich also zu ihm an den Spieltisch, und erwarten mit Sehnsucht einen Stillstand, um auch den Mann reden zu hören, der bisher nur gepocht und geflucht hatte.

Endlich und endlich ließ die Gesellschaft vom Spiel ab, und Schlacker wandte sich gegen seinen Herrn: "Woher guter Freund?" Von Bamberg, sagten Heinrich und Gottfried; aber kaum hatten sie das Gespräch in Gang gesetzt, als eben eine dickbackichte Kellermagd dem Herrn Amtmann den Schlaftrunk brachte. Herr Benedict Blasius begann sogleich mit der Grete sehr handgreiflich zu scherzen. Die Art, wie er sich dabey betrug, war so pöbelhaft, daß selbst die Magd ihm unzählige Grobheiten sagte. Schlacker blieb aber gänzlich gelassen, und seine Hand- und Kunstgriffe wurden immer derber. Die Gesellschaft schotterte vor Lachen, so oft ihm Grete, nach ihrer Art, den Text las. Nur Heinrich und sein Gottfried saßen starr vor Erstaunen. Herr, sagt zuletzt Gottfried, als sich die Dirne von ihrem triefaugigen Liebhaber losgewunden hat, wenn ich Lust hätte ein Mädchen anzuführen; so thät' ich's in Traubenheim. Hier scheints in dem Punkte gut abzulaufen. — Nicht wahr? kottert der Amtmann, unser einer versteht Waidmannsbrauch? Aber Heinrich steht auf und bricht das Gespräch ab. Die Policey-Stunde hat wohl schon geschlagen? sagt er. J, was Policey? schreyt einer der Gäste; was scheert uns die Policey? Die alte Hexe hat uns genug gedrückt. Dem Himmel sey Dank, daß sie verbrannt ist! Ein Anderer: weiß Er, wenn man in Traubenheim nach Hause geht? Wenn die Gläser leer sind, und die läßt Vetter Marks schon nicht leer werden; und so fängt jeder an nach seiner Art zu witzeln; Heinrich aber gibt mit Gottfried gute Nacht, und geht, ohne nur eine Sylbe zu ant-

worten, nach der Rommelschen Schenke zurück. Auf dem Wege schlägt er die Hände zusammen über das Herrenlose Gesindel, und besonders, daß Schlacker bey der Schande, die ihm die Bauern mit den Späschen über das Policeywesen angethan hatten, noch so herzlich lachen und den Bauch halten konnte.

Vor Begierde, sein armes Dorf aus den Satansklauen seiner bisherigen Vorsteher zu reissen, ritt er des andern Morgens sogleich, mit Anbruch des Tags, von Traubenheim ab und geraden Wegs nach dem Ritterort, zu welchem sein Dörflein gehörte. Da schon etwas von der schlechten Verwaltung des Guts den Ritterräthen bekannt war: so wurde Heinrich auf der Stelle majorenn erklärt und berechtigt, dem Herrn Kammerjunker von Schleich Rechenschaft abzufordern, und sein Erbgut selbst zu verwalten.

Mit leichterm Herzen kehrte er nun nach Gotha zurück, um sich mit seinen Freunden zu berathen, und dann in eigener Person ein Traubenheim von den Blutsaugern und blinden Wächtern zu befreyen, in deren Hand es gefallen war. In Gotha fand er Briefe von seinem lieben Amtmann Blasius und von des Herrn Magister Rohlings, Wohlehrwürden, in welchen beyde wegen des leidigen Trauerfalls ihr grundmüthiges Beyleid bezeugten und letzterer sich zur gnädigsten Versorgung demüthigst empfahl.

Heinrich von Traubenheim schrieb indeß seinem liederlichen Amtmann nur etliche Zeilen zur Antwort; dem Magister aber: daß er unmöglich im Stande sey zu

willfahren, indem er schon einem Andern die Pfarrey zugesagt und überhaupt sich vorgenommen habe, durch Hauptverändrungen dem bisherigen Unwesen zu steuern. Magister Rohling möchte sich also gefallen lassen, die Pfarrwohnung binnen sechs Wochen zu räumen, weil nach Verlauf derselben der von ihm erwählte Prediger in Traubenheim eintreffen würde.

Vor Grimm und Unmuth schlug sich Rohling an die Stirne; schrieb auf der Stelle nach Langenhausen an den Pfarrer, legte die Abschrift des erhaltenen Briefs bey, und kündete kurz und gut die Verbindung mit der Tochter auf, weil er sich nur in der Absicht mit ihr versprochen hatte, um, durch Vermittlung des Schwiegervaters, den Traubenheimer Dienst zu erhalten. — Nun blieb ihm nichts übrig, als, sich am Amtmanne zu rächen. Dieß that er in einem greulichen Briefe, welcher dem Herrn Jagdjunker seinen Amtmann Schlacker in allen Liederlichkeiten und Ausschweifungen darstellte. — Die Nachrichten waren dem Herrn Jagdjunker erwünscht: Rohling erhielt dafür eine kurze Dankſagung; aber seine Mit-Absicht, die Gunst des gnädigen Herrn und den Traubenheimer Dienst dadurch zu erhalten, schlug fehl; denn Heinrich liebte nur die Verrätherey, aber nicht den rachsüchtigen Verräther. Mit Schaden gab also der Pfarrverweser seine wenigen Geräthschaften von der Hand und verließ voll Unmuth einen Ort, auf den er sein ganzes Glück schon gebaut hatte. Nach einiger Zeit fand er in Bergfelden eine Stelle als Hauslehrer und endlich in der untern Pfalz

ein elendes Stückchen Brod, durch welches er oft genug an den frommen Ehrlich erinnert wurde, den er einst gedrückt und gequält hatte, wenn nicht alles im Uebermaaße da war.

Bald nach Rohlings Abreise traf Friederich Heilmann, als Prediger in Traubenheim ein. Sein offenes, von Jugend und Gesundheit blühendes Gesicht, sein leutseliger Gruß, nahm alles beym ersten Anblick für ihn ein. Verschiedne wackere Bauersleute, vornämlich Nicklas, Wilhelm, Fritz und Rommel, hatten ihn schon mit allerley Hausgeräth versehn; ein großer Tisch war schon auf ihre Kosten für ihn und die Gesellschaft gedeckt, und auch sonst war Vorrath von allerley Lebensmitteln im Hause. — Vergnügt in diesem traulichen Cirkel feyerte Heilmann den ersten Abend seines Aufenthalts in Traubenheim und ergetzte sich vorzüglich an seinem wackern Schullehrer, so wie dieser nicht minder vergnügt war, an seinem neuen Prediger einen zweyten Ehrlich wieder zu finden.

Niemand aber war geschäftiger als Schlacker. Heilmann hatte kaum das Haus betreten, als er ihm schon alle nur möglichen Dienste erbieten, und auf den kommenden Mittag ihn einladen ließ. Heilmann war über Schlackers Zudringlichkeit sehr verlegen, weil er voraus sah, daß er bloß darauf umgieng, ihn zum Fürsprecher bey seinem Herrn zu machen, der äusserst gegen ihn aufgebracht war. Höflichkeits wegen nahm

er

er indeß die Einladung an; ließ ſich aber auf nichts ein, was Schlackers Händel betraf, und verſicherte ihn nur ſo viel, daß er an dem gnädigen Herrn einen Mann von tiefer Einſicht und ſtrenger Gerechtigkeitsliebe finden werde, bey dem kein ehrlicher, geſchickter und fleißiger Mann etwas zu fürchten habe.

Schlacker konnte demnach dem Betragen des neuen Pfarrers leicht abmerken, wie die Wetterwolken ſtanden; aber er hoffte doch noch auf einen zerſtreuenden Wind. Seine Hoffnung war um ſo größer, da er ſelber im Windmachen Meiſter zu ſeyn glaubte. Zu dem Ende nahm er ſchon gegen den Pfarrer beyde Backen voll; ſeine Muſicanten-Späschen hielt er zurück; ſchwatzte von nichts als vom herrſchaftlichen Intereſſe und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes; die Bauern mußten ſammt und ſonders Aufrührer und unbändige Lügner ſeyn, und alles was er ihnen Schuld gab, ſchob er dem Magiſter Rohling in den Buſen. — Heilmann nahm das Geplauder ohne Beyfall und ohne Widerſpruch an; gab auf die ſtets wiederkommenden Fragen: Iſts nicht ſo? hab ich nicht Recht? nur durch Achſel-Zucken Antwort; gieng frühzeitig nach Hauſe, und überließ den beſſern Beſcheid ſeinem ſchon auf der Reiſe begriffenen Herrn.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Heinrich von Traubenheim erscheint in einer für sein Dorf sehr erfreulichen Gesellschaft. Schlacker kommt in den Schwitzkasten.

Am nämlichen Tage, an welchem Heilmann in Traubenheim eintraf, erschien auch in Wulfings ländlicher Wohnung ein Fremdling. Das Anbringen des Unbekannten war ein Prozeß; aber er weigerte sich seinen Namen zu entdecken, eh er den Streitfall würde erzählt und erfahren haben, ob der Prozeß zu gewinnen sey oder nicht. — Nein, sagte Wulfing nach geendeter Erzählung, ein ehrlicher Mann gewinnt den Prozeß nicht. Schonen Sie den Daransatz. Der Advocat ist der einzige Mann, der dabey gewinnt. — Der Fremdling dankte ihm in freundschaftlichen Ausdrücken für den uneigennützigen Rath. Aber guter Mann, fuhr er fort, wie wenig werden Sie bey Ihrer Ehrlichkeit als Sachwalter verdienen! — "Wer so wenig bedarf, versetzte Wulfing, ist leicht zu sättigen. Ich sah nie den Genügsamen auf Raub lauern; wohl aber den Geitzigen und den Verschwender. Wollen Sie mein genügsamer Gast seyn?" Hier wieß er auf ein kleines Tischchen, das eben mit Butter und Brod zur Abendmahlzeit besetzt war. Freudig nahm der Fremdling die Einladung an. — Arm war die Bewirthung; aber Wulfing und seine Schwester würzten das kleine Mahl mit trauten

Ge-

Gesprächen. Alles umher verrieth Armuth; doch Reinlichkeit machte die dürftige Hütte zum reitzenden Aufenthalt. Das Gespräch fiel auf dieß und jenes; unter andern auch auf die Schicksale des Vogts. Seine Schwester übte sogleich ihre Zunge, die ihr nie so gelöst war, als wenn der unedlen Behandlung gedacht wurde, die ihr Bruder in Traubenheim erlitten hatte; dieser aber unterbrach sie sogleich, und erzählte mit äusserster Mäßigung den Vorfall; entschuldigt sogar seine Widersacher, und schilderte mit Entzücken die glücklichen Stunden, die er einst in Gesellschaft des seligen Vater Gustavs zu Traubenheim verlebt hatte. Nichts wünscht' ich mehr, setzte er hinzu, als noch einmal, vor meinem Ende, den einzigen Sohn meines unvergeßlichen Herrn zu sehn. Er war das Ebenbild seines Vaters, und ein Kind voll Liebe und Unschuld. Noch treten mir Thränen ins Auge, wenn ich dran denke, wie er sich um meinen Hals schlang, als ich ihn zum Abschied an mein Herz drückte, und dann nach der Kutsche trug.

"Sehn Sie ihn hier wieder an Ihrem Herzen und in Ihren Armen! ruft Heinrich, der Fremdling, und fällt seinem alten Freund mit Freudenthränen um den Hals. Wulfing kann sich kaum von der Ueberraschung erholen. Auf einmal erwacht er aus seinem Taumel, und schließt seinen unerwarteten Gast in die Arme. Ja, ruft er, das ist der gute, treue Heinrich, das Ebenbild seines Vaters! Willkommen in meiner Hütte! Sohn meines Wohlthäters und Erbe seiner

Tu-

Tugenden! — Und hiermit küßt er den schönen blühenden Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit. Gott sey gepriesen, sagt er dann, daß ich diesen fröhlichen Tag noch erlebt habe! Ihr Besuch, theurer Heinrich, ist mir Genugthuung für alle unverschuldeten Leiden meines Lebens! — Ach der junge gnädige Herr! ach der Herr Baron Heinrich! ruft Wulfings Schwester ohn Unterlaß und beklagt, daß sie ihm nur Butterbrod vorgesetzt hatte. Heinrich aber erzählt nun seine Schicksale und den frühen, unerwarteten Tod seiner Mutter. — Wie? todt ist sie? ruft Wulfing und zieht die Mütze vom kahlen Kopf, um den nur noch wenige Härchen sich lockten. Die hellen Thränen rinnen ihm die braunen Wangen herab. Ach sie war gut, wie ein Engel, sagt er; aber sie kannte die Welt und ihre Verführungen nicht.

Heinrich erzählt ihm darauf, als beyde ihre Thränen getrocknet haben, daß er vom Canton für volljährig erklärt sey, sein Guth selbst verwalten dürfe, und schon einen Prediger, Namens Heilmann, an die Stelle des Magister Rohlings abgeschickt habe; daß er nun aber, durch Absetzung des bisherigen Amtmanns, das größte Hinderniß der Wiederaufnahme seines Dorfs, aus dem Wege räumen müsse. Vergönnen Sie mir also die Freude, lieber Herr Vogt, fährt er darauf mit großer Bewegung fort, Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Sie in das wieder eröffnete Amt aufs neue zu setzen, aus dem mein böser Vormund Sie so schändlich verstoßen hat.

Ach,

Ach, gnädiger Herr! sagt Wulfing mit Thränen, ich bin durch Ihr Zutrauen und durch dieses Anerbieten allein, reichlich entschädigt für alles erlittene Unrecht. Lassen Sie mich in dieser armseligen Hütte mein Leben beschließen. Ich bin nun des Entbehrens gewohnt. Vielleicht bessert sich Schlacker unter einer strengern Aufsicht. —

Bessern?? ruft Heinrich von Traubenheim in größter Hastigkeit aus; wie ist bey einem Menschen an Besserung zu denken, der alles Gefühl für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande ausgezogen hat? Und hiermit begann er eine ganze Litaney von Schlackers Vergehungen und was er unlängst selbst von seiner Aufführung an Ort und Stelle gesehn hatte. Schlechterdings werd' ich den Weinschlauch und Missethäter keine Woche länger in meinen Diensten behalten, sagt er. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Liebe zu meinem seligen Vater, vergönnen Sie mir die Freude, Sie wieder mit Ehren in eine Wohnung einzuführen, aus der Sie Bosheit und Brodsucht verstossen hat!

Aber beßter Herr, erwiederte Wulfing, wie soll ich alter ein und siebenzigjähriger Mann ein verwildertes Volk bändigen? Man wird bald meiner wie des Elisa spotten, und mein Daseyn wird Ihnen zur Last werden. Ein junger thätiger Mann kann Ihnen beßre Dienste leisten. — Wollen Sie ja für mich und meine treue Schwester etwas thun: so lassen Sie uns die 400 fl. die ich bey meiner Verstoßung aus Traubenheim in baarem Gelde eingebüßt habe, wieder zurück zahlen,

damit wir in unserm Alter ohne Nahrungssorgen leben können; denn wirklich entfällt mir oft fast das Vertrauen, wenn ich bedenke, daß ich nichts mehr habe mich zu nähren, als diesen grauen kahlen Kopf, und diese schon zitternde Hand.

Nein, ehrlicher Greis! ruft Heinrich mit zudringlicher Stimme: Ich werde nicht gehn ohn' Ihre Begleitung! Sie müssen mit mir nach Traubenheim, um das verlohrne Geld und Amt zugleich wieder in Empfang zu nehmen. Ihr Alter wird mir nie zur Last werden. Ihr Ansehn und Ihre Erfahrung werden mehr wirken, als das Feuer eines Jünglings. Sie müssen mit mir, Wulfing, wofern Sie noch einen Funken Liebe für mich und Ihren seligen Freund Gustav besitzen.

O, Bruder, Bruder, wo denkst du hin? warum willst du nicht folgen? ruft Wulfings Schwester. O laß uns wieder nach Traubenheim! — Wie es uns da so wohl gieng, und wie glücklich du warst!

Nun wohlan! sagt der alte Vogt, und beut dem gnädigen Junker die Hand. Der Herr hat Sie zu mir gesendet, und wohin des Herrn Engel mich führt, bin ich bereit auch zu gehen. Aber, menschenfreundlicher Herr! ich fühle daß ich nicht mehr alles für Sie seyn kann, was ich gerne seyn möchte. Dürft ich daher nicht sogleich um einen Amtshelfer bitten? und zwar... Doch ich wage auf Einmal zu viel! —

Ohne Umschweif, Vater Wulfing! sagt der gnädige Herr. Der Mann, den Sie empfehlen, ist der Empfehlung gewiß werth. Nur,

Nun, fährt der Alte fort, er ist der würdige Sohn eines edlen Mannes, des seligen Pfarrer Ehrlichs, meines unvergeßlichen Freundes! Dieser mein Taufpathe, wird nicht nur seine Pflichten, als Vogt, mit Verstand, Eifer und Treue erfüllen, sondern auch mit meinem Alter Geduld tragen; und Ich bin gewohnt, mich so einzuschränken, daß ich für ihn keine schwere Last seyn werde.

Mit Freuden versprach Heinrich die Beysetzung des jungen Ehrlichs, zumal da er die Geschichte des armen Jünglings erfuhr. Mir ist es lieb, sagte er, noch an dem Sohne vergelten zu können, was der fromme Vater, in meinen Kinderjahren, an mir gethan hat. —

So war in ein Paar Minuten alles im Reinen. Nur Eine Bitte hatte Wulfing noch auf dem Herzen. Er wünschte nämlich, die Schlackerschen Händel durch einen Unpartheyischen untersucht zu sehn, weil er fürchtete, daß sein Verfahren für Rachsucht möchte gehalten werden. Hier aber war Heinrich weniger nachgiebig. Schlackers Amts-Entsetzung, sagte er, ist einmal gewiß, und die Art, wie Sie eines Bösewichts schonen, ist übertrieben. Ich habe Klagen in der Hand, die er nicht widerlegen kann, und von seiner verächtlichen Aufführung bin ich selbst Zeuge. Doch versprech' ich Ihnen, jede Milderung seiner verdienten Strafe; nur beybehalten kann ich ihn nicht, ohne die Vaterpflicht gegen meine Unterthanen zu verletzen.

Wulfing entschloß sich also zur Untersuchung, indeß seine Schwester den Hausjäger des gnädigen Herrn aus dem Wirthshause rief. Ungeduldig hatte dieser der Freude geharrt, den braven Vogt kennen zu lernen. Voll heisser Begierde lief er nach der Wohnung desselben, drückte ihm beym Eintritte herzlich die Hand, und wollte sogleich mit Sack und Pack den ehrlichen Alten nach Traubenheim bringen; Wulfing aber ließ alles, bis zum Ausgange der Sache, zurück. Sein armes Reisegeräthe war in wenig Minuten beysammen, und am kommenden Morgen rollte schon der Wagen auf Traubenheim los. In Nürnberg verweilten sie einen Tag miteinander; Wulfing schien seine Jugend wieder gefunden zu haben; aber bang und freudig zugleich schlug ihm das Herz, als er den Thurm von Traubenheim sah, und noch mehr, als auf einmal der Wagen vor Schlackers Wohnung stand.

Mit schweren Tritten watschelte der Weinschlauch die Treppe herab, die ankommenden Gäste zu bewillkommen. — Er erwartete frohe Gesellschaft, und beklagte nur bey sich selbst, daß eben zum Unstern seine Petronella verreis't war. — Aber welche Verlegenheit! — die beyden Forstmeister, die er unlängst in Markfens Schenke gesprochen hatte, kamen ihm mit dem Vogte Wulfing entgegen. — Die Gesellschaft des letztern und der stattliche Aufzug des einen Forstmeisters ließen ihn nicht viel Gutes ahnden. — Er wischte seine Triefaugen um recht zu sehn; aber Heinrich von Traubenheim, der sich sogleich zu erkennen gab, über-

hob

hob ihn des Rathens. — Schlacker machte überschwänglich viel Bücklinge; murmelte eins von der gehabten Ehre, hochdieselben im Wirthshause zu sehn; vom nicht gekannt haben, und unterlaßnem Respect; aber nichts hieng zusammen, und Wulfings Anblick brachte ihn so sehr ausser Fassung, daß er nicht einmal Muth hatte ihn anzusehn. In der größten Verlegenheit fiel ihm noch ein, daß er in der Nachtmütze da stand. "Bitt unterthänig, sagte er, daß ich nicht in der Perücke . . . mir war unbewußt . . . hätte die Gnade nicht gehofft . . . werden Euer Gnaden die Schlafmütze verzeihen . . ." Herr, antwortet Heinrich, wenn es nur unter der Schlafmütze, und hier, (indem er aufs Herz zeigt) gut steht, dann bedarf man keiner Entschuldigung bey mir: aber was stehn wir im Hofe? Wo ist Seine Gerichtsstube? — Hier oben, erwiedert Schlacker und lauft in der Betäubung voran, um sich geschwind in seine Staats-Perücke zu stecken. Heinrich, Wulfing und Gottfried gehen indeß in die Amtsstube. — Wer seyd Ihr? fragt der gnädige Herr einen Bauern, der eben mit dem Hut auf dem Kopfe da steht. Ich bin der Herr Schulz von hier, erwiedert dieser, und hält ganz bedächtlich den halb abgezogenen Hut ans rechte Ohr. "Wie heißt Ihr?" — Ich heiße Block. "Was schafft Ihr hier?" — Ich kann nichts schaffen. "Was thut ihr denn hier?" — Der Amtmann hat gesagt, daß ich ihn abholen soll zu meinem Vetter Marks.

Schlacker. (mit der Perücke geziert, im Hereintreten, zum Schulz Block) Nun könnt Ihr nur gehn in Gottes Namen! —

Block. So? wird heute nichts draus?

Schlacker. Nein, ich kann die Sache dießmal nicht vornehmen, weil ich die Gnade habe, von unserm gnädigen Herrn, wie Ihr seht . . .

Heinrich von Tr. (spöttelnd) Bleibt hier, Nachbar Block. An Amtsarbeiten will ich keinem hinderlich seyn.

Schlacker. Es sind nur Kleinigkeiten, Euer Gnaden.

Block. Ja wohl, die Schenke läuft nicht davon. —

Heinrich. (gegen den Amtmann, auf Wulfing hinweisend) Er kennt doch meinen alten Freund noch, den ich hier mitbringe?

Schlacker. Wenn mir recht ist, gnädiger Herr. — Ich leide beständig an den Augen.

Heinrich. Kann Er sich auch meiner und meines Bedienten erinnern?

Schlacker. Mich dünkt so, daß ich die Gnade gehabt, wie ich eben, in Angelegenheiten, einmal in der Schenke war; aber ich wußte leider nicht, daß ich die hohe Gnade . . . .

Hein-

Heinrich. Erspar' Er den Athem! . . Wo sind die Schlüssel zur Amtsstube und zum Archiv?

Schlacker. Ach! Euer Gnaden geruhen nur erst meine Vertheidigung zu hören, wenn etwas mißliebiges etwa . . . .

Block. Nu, Herr Amtmann, die Schlüssel kann Er ja wohl hergeben; das Haus gehört ja so dem Herrn, und die Amtsstub' und das Kargiv (Archiv) stehn ohnedieß ja das ganze Jahr offen.

Schlacker. Schweigt doch und geht!

Heinrich. (zum Schulzen) Nein, bleibt, bleibt Nachbar. Ich hab' auch mit Euch noch zu reden.

Schlacker. Euer Gnaden geruhen nur . . . . .

Heinrich. Ich habe schon satt geruht — — Wo sind die Schlüssel? — Zur Vertheidigung hat Er noch immer Zeit; nur stell Er nicht die Wirthsmagd zur Zeugin auf.

Schlacker. So bitt' ich nur unterthänig um einen unpartheyischen Commissär. —

Heinrich. (mit tiefer und langsamer Stimme) Es gab eine Zeit, Herr Schlacker, wo Er die Angelegenheiten eines Mannes untersuchte, auf dessen Dienst Er schon das Decret in der Tasche trug. Hält Er das für billiger, als wenn ich die Commission meinem Freunde Wulfing übertrage?

Wulfing. (gegen Schlackern) Lieber Herr Amtmann, Sie kennen mich nicht, wenn Sie mich einer Rachsucht fähig halten. Mein Herz hat Ihnen längst vergeben. Hier ist auch die Hand eines redlichen Mannes! Find' ich etwas zu Ihrer Entschuldigung: so bin ich der erste, der es hervorsucht und Ihnen ein Beyspiel gibt, wie man schonend gegen Feinde verfährt.

Heinrich. (ernstlich, gegen den Amtmann) Er hat nichts als Recht zu erwarten; aber das ist es wohl eben, wovor Ihm bangt. — Die Zeiten der Vormundschaft und der Dorfsverwüstung sind indeß vorüber. — Wo sind die Schlüssel?

(Erklärung des Titelkupfers.)

Nothgedrungen und zitternd übergab endlich Schlacker dem gnädigen Herrn seine Schlüssel, und dieser reichte sie dem Vogte Wulfing mit den Worten hin:

Hier, edelmüthiger, verfolgter Mann! Ich erwarte weder Schonung noch Strenge, sondern Gerechtigkeit!

Verlegen stand Wulfing und zog die Hand zurück, wie vor glühenden Kohlen:

Ich gab diese Schlüssel, sagte er, vor eilf Jahren mit leichterm Herzen zurück, als ich heute sie wieder empfange; denn, ich wünsche

nichts

nichts sehnlicher, als, dem Herrn Amtmann wieder gewinnen zu helfen, was ich durch ihn verlohren habe.

Während dieses Auftritts stand Schlacker am Schreibtische mit einem Gesichte voll Schaam, Ingrimm und Wehmuth. Neben ihm lehnte Block, sein theurer Gehülfe; sah stier in die Welt hinein und fletschte das Maul; denn noch immer war er aus dem Handel nicht klug. Gottfried aber, der aus Vorsicht, daß ja kein Blättchen verlohren gieng, das dem Amtmann Blasius den Hals brechen könnte, kurz und klein alles, was auf dem Schreibtische lag, zusammen gepackt und unter den Arm genommen hatte, sah mit Wohlgefallen seinem Herrn in die Augen, als ob er sagen wollte: das war gut gemacht!

Als Wulfing die Schlüssel in Empfang genommen hatte, wandte sich Heinrich von Traubenheim auch gegen den Schulzen: — Eure Sachen bedürfen keiner Untersuchung, sagt er. Ihr seyd an Euern Fehlern so unschuldig als an Eurer Erwählung zum Schulzenamt. Geht Ihr also geruhig nach Hause; nur den Titel nehm' ich Euch hiermit ab — das Amt selbst habt Ihr ohnedieß nie verwaltet.

Block. Nein Herr Junker, das hat dem Amtmann gehört, drein hab ich mich nichts gemelirt, und auch keinen Schlüssel in die Hand gebracht.

Gott-

Gottfried. Versteht Ihr denn nicht? vom Schulzenamt ist die Rede.

Block. So? und nu, was soll's damit?

Heinrich. Ihr sollt jetzt aufhören Schulze zu seyn, weil Ihr Euch nicht dazu schickt.

Block. Des Dings hab' ich ohndieß satt; man hat nichts als Spott und Verdruß dabey, und das Trischacken kost't einem verzweifelt viel Geld. Aber das sag' ich, ein für allemal, daß ich ein ehrlicher Mann bin; und wenn der Herr Amtmann etwa Verdruß kriegt: so soll er mir keine Schuld geben; ich bin kein solcher Vetter, wie der selige Janhagel!

Schluß des ersten Theils.

Digitized by Google

Fig. 1. Jesus and Paul ... Jesus ... Paul ... Jesus ... Paul ... Jesus ...

Geſchichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Erſte Hälfte

Digitized by Google

Geschichte des Dörfleins Traubenheim.

Zweyte Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Schlacker wird von seiner Hausehre gescholten, von seinen Freunden verlassen, von einem Zechbruder verfolgt, und von seinen Feinden geschützt.

Wie ein Feuergeschrey erscholl das Gerüchte von Heinrichs Ankunft im Dorfe. Groß und klein hieng an den Fenstern, und vor dem Meyerhofe standen schon die Kinder versammelt, als Block vom Amte zurück gieng. Grüß Gott Herr Schulz! . . Guten Abend Herr Schulz! . . Was gibts neues Herr Schulz? gieng unaufhörlich die Frage. "Gebt euerm Jungen einen Kreutzer und fragt selber!" brummte Block in den Bart. Endlich aber des immerwährenden "Herr Schulz und Herr Schulz!" überdrüssig, und in der Meynung, daß ihm das zum Spott wiederfahre, hob er zuletzt an, rechts und links um wie ein närrischer Mann zu schimpfen. Steigt mir den Buckel

ckel hinauf, ihr Schlingel! war sein gewöhnlicher Dank für jeden freundlichen Gruß.

Hinter ihm her suchte Gottfried das Schulhaus und reitzte dadurch die Neugierde des Volkes aufs höchste; niemand aber unterstand sich, den vornehmen Herrn mit grünem Rock und silbernen Borden, um seine Verrichtung zu fragen. Desto mehr wurde Frau Liebrichinn angefallen, die wie Gehasi durchs Dorf eilte, um schleunig das Schloß zu öffnen und für den gnädigen Herrn den Abendtisch zu bereiten.

Kaum hatten Heinrich und Wulfing das Amthaus verlassen, als Frau Petronella von ihrer Spatzierfahrt zurück kam. Das Meyereygesinde stand müssig im Hofe; niemand aber verlangte, wie sonst wohl, ihr hülfreiche Hand zu leisten. — Da ergrimmte die gestrenge Frau und fuhr das gaffende Dienstvolk an: "Nu nu! steht ihr wieder da und habt die Zunge im Maul?" — Und Sie, Frau Petronella, erwiederte der Großknecht, hat Ihre wohl nicht in der Stadt gelassen. — "Was? Frau Petronella? Frau Petronella?" kreischte sie dagegen; "Wart't, ich will euch lehren lassen, wie man mit Leuten vom Stand spricht!" — Und hiermit eilte sie, zorniger als ein Truthahn, die Treppe hinauf, um das grobe Gesindel beym Herrn Gemahl zu verklagen. Dieser aber saß hinter dem Ofen im Sorgstuhl und rührte und regte sich nicht.

Petronella. (die Hände zusammenschlagend) Daß's Gott im Himmel erbarm! Sitzt er wieder da, der alte

re Saufaus, und glotzt wie ein Spundloch? — Hörst und siehst du wieder nicht? . . . .

Schlacker. Mehr als mir lieb ist.

Petronella. Und die infamen Bengeleyen des Großknechts hast du verschlafen?

Schlacker. Nein! Schläfert mich heute nicht.

Petronella. Und doch sitz'st du da wie's Kind am Brey? Potz Stern und kein End! so rühr' dich und les' dem ungezogenen Gesindel den Text!

Schlacker. Doch nicht Matthäi am letzten, wie mir vor einer Stunde der Junker?

Petronella. (erschrocken) Alle guten Geister! was hat's mit dem Junker? Ist er hier?

Schlacker. Und Wulfing in seiner Gesellschaft.

Petronella. (noch erschrockner) Und nun? — was sagt er? —

Schlacker. Nicht viel guts. Die Schlüssel hat er mir abgenommen und Wulfing ist unser Richter. —

Petronella. (in der Stube umherfahrend) Potz Stern und kein End! — daß eben Ich nicht zu Hause war! — Wie wirst Du dich wieder gestellt haben?

Schlacker. Stell Du dich und der Teufel! Sinn und Witz waren weg. Die Sache gieng über Bausch und Bogen, und Reden und Schweigen galt eins so viel wie das andre. Der Vogt — der Vogt ist unser Untergang!

Petronella. Mag leicht, daß so ein Plumpsack untergeht, wie du bist; aber Ich nicht. — Wie wird dir's einmal werden, wenn Ich nicht mehr bin — wenn Ich nicht mehr für dich red' und sorge, du . . !

Schlacker. Besser als jetzt. — Aber geh nur, geh nur und rede dich satt; nur mit mir nicht!

Petronella. Und das will ich auch! — Potz Stern und kein End! Ich habe wohl mit andern Leuten in der Welt geredt! So ein Holzzack von einem Jagdjunker schreckt mich wahrlich nicht! Den kahlköpfigen Vogt perhorrestir' (perhorrescir') ich schlechtweg. Du Tollpatsch aber warst nicht so klug.

Schlacker. Perhorrescirt und excipirt *) genug; — aber der Jagdjunker kennt kein Recht, als das Jägerrecht vom Waidwerke. Sauen zu hetzen mag er verstehn; aber vom *Jus* versteht er den Teufel!

Petronella. Und ich werd' ihm zeigen quid uris **) wenn ers noch nicht versteht. Potz Stern und kein End! so schlechtweg geht's nicht!!

Schleunig brachte nun Frau Petronella den verzaußten Kopfputz wieder in Ordnung; klebte sich etliche Schönpflästerchen auf und rauschte dann mit dem fischbeinernen Staatsrocke die Treppe hinab.

Heinrich und Wulfing saßen eben mit Heilmann und Lieberich am Abendtische. Unangemeldet drängte sich Frau Petronella ins Zimmer und bat unterthänigst um die Gnade, den Herrn Junker unter vier Augen sprechen zu dürfen. — "Ich weiß nichts von Heimlichkeiten, die diese meine Freunde nicht wissen dürften!" erwiederte Heinrich. — Nothgedrungen such-

*) Verschlagen und verbeten.

**) Quid juris, was Rechtens ist.

ſuchte ſie alſo Angeſichts der ganzen Geſellſchaft, all ihre Tauſendkünſte hervor, mit denen ſie weiland den Herrn Vormund von Schleich bezaubert hatte. Bald weinte ſie, bald lächelte ſie wieder, und vergaß ſich zuweilen ſo weit, daß ſie dem Herrn Jagdjunker die Wangen ſtreichelte. "Ich begreife gar nicht, wie ein ſo ſchöner, junger, gnädiger Herr ſo unerbittlich ſeyn kann!" rief ſie endlich mit Thränen aus. — Aber, Trotz aller Unbegreiflichkeit, blieb Heinrich auf ſeinem Kopfe. — Sie bat unterthänigſt und fußfälligſt, um einen andern Commiſſär; Wulfing ſtimmte in ihre Bitte ſelbſt ein; aber umſonſt! — Nur um ihrer willen, fleht ſie, ſoll der gnädige Junker verſchonen! aber er verſichert dagegen, daß weder ihr noch ihrem Schatz Unrecht geſchehen ſoll — Sie betheuert die Unſchuld ihres Mannes; ſie wälzt alles auf den Vormund von Schleich und ruft Ach und Weh über ihn aus; aber Heinrich iſt unbeweglich. Das wird ſich alles bey der Unterſuchung zeigen, — ſagt er endlich, und verbittet ſich, ein für allemal, jede weibliche Dazwiſchenkunft. "Männerhändel müſſen unter Männern ausgemacht werden!"

Mit dieſer Abfertigung kommt die geſtrenge Frau wieder nach Hauſe. Herr Benedict Blaſius Schlacker ſieht ſchon an ihrem rüſtigen Gange von ferne den empfangenen Beſcheid. — Potz Stern und kein End! ſchreyt ſie beym Eintritt ins Zimmer und reißt Maſchen und Kleider vom Leibe. Das iſt ein Unhold; ein Menſch ohne Riſſong! (Raiſon) — Aber ſiehſt du, alter Weinſchlauch! ſo geht's! Das verfluchte Wirths-

Hausfitzen hat dich um deine gesunden Augen gebracht und bringt dich auch noch ums Brod. Wie oft hab' ich dich gewarnt und ausschandirt, du garstiger Wanst! All dein Lebtage wärst du zu keinem Brode gelangt, hätt' ich dir nicht darzu verholfen, und nun — daß Gott im Himmel erbarm! — — —

So zankte sich das Ehepaar die ganze Nacht unter der Decke herum; heilig aber sind die Geheimnisse des Ehebetts. Ich lasse den grünen Vorhang darüber fallen und komme zu den Auftritten des folgenden Tags.

Heinrichs und Wulfings Ankunft hatte währenddeß ganz verschiedene Bewegungen im Dorfe veranlaßt. Der beßre Theil freute sich der endlichen Erlösung; die weniger guten waren gleichgültig, und die Müssiggänger und Schwänkmacher nahmen die Litaney zur Hand. Ihnen bangte vor einem Herrn, der sein Guth mit solchen Bewillkommungen antrat. Unter der ganzen Lumpenzunft war Hans der einzige, der über Wulfings Ankunft vergnügt war. Am frühesten Morgen des folgenden Tages lief er schon ins Schloß, dem ehrlichen Vogte nocheinmal sein Vergelts-Gott zu sagen. *) — Aber welch ein Anblick als er in das Zimmer trat! Da standen die Reiter mit Haut und Haar, denen er im letzten Winter den Weg gezeigt hatte. Und zum Unsterne war eben der Herr Vogt nicht zugegen. Gottfried aber, der Hansen im Augenblicke erkannte, rief ihm zu: Willkommen Kleinmann! Treffen wir hier

zu-

*) Wofür? findet man in der ersten Hälfte S. 273. 274.

zusammen, wie die Fuchsbälge beym Kürschner? — "Ach ja du Herre Gott!" erwiederte Hans und krempte ängstlich am Hute. "Er ist doch nicht gar der gnädige Herr Junker?" — Nein! versetzte Gottfried. Hier ist dein gnädiger Herr. Aber wie kommt's? ich dachte du wärst Special mit dem Herrn Vogt, und nun stehst du vor seinem Herrn wie ein A. b. c-Schütze? — Wer hätt' aber auch gemeint, erwiederte Hans, daß wir uns in Traubenheim wieder sehen? hat Er ja doch so fremde gethan, als wär' Er aus Pohlen! — Indem kam Wulfing ins Zimmer zurück. Durch einen herzlichen Handschlag riß er den armen Schelmen aus der ersten Verwirrung, und dieser flüsterte ihm ungesäumt ins Ohr: Liebster Herr Vogt, Er hat doch dem Herrn Junker nichts vom Jud Schommel gesagt? — Nein! versetzte Wulfing, und gab dadurch gleichsam den Bettler das Leben wieder. Seine Freudebezeigungen über das Glück, den Herrn Junker und Herrn Gottfried, vor allen aber, den Herrn Vogt wieder zu sehen, wurden nun fast ausgelassen. Dem letztern drückte er alle Augenblicke die Hand. "Wäre weiß Gott und wahrhaftig krepirt wie ein armer Hund, sagte er, wenn Er nicht gewesen wäre! Gott Lob! daß ich noch lebe, weil Er wieder da ist! Nun will ich aber mein Lebtage nicht mehr mit dem Quersacke herum ziehn! Aller Muth kommt mir wieder; und, nicht wahr, Er sorgt dafür, daß mich der gnädige Herr manchmal in der Meyerey ein Stücklein Geld verdienen läßt?" — Heinrich versprach es ihm selbst; gab ihm ein kleines

Geschenk, und gieng dann mit dem Herrn Vogt und seinem Hausjäger durchs Dörfchen spatzieren.

So springen Kinder ihren Aeltern entgegen die vom Markte kommen, wie die Leute von Traubenheim nach dem Herrn Vogt und nach ihrem gnädigen Junker. Dem Vogte wagten sie sogleich die Hand zu bieten; vor dem Junker aber machten sie nur einen demüthigen Scharrfuß oder Knicks. Als er jedoch so gar freundlich mit ihnen sprach, bekamen sie Muth auch mit ihm zu schwatzen. Ei, Ei, sagten sie und wunderten mit den Fingern, was der Herr Junker so groß worden ist! Zs! Zs! Ich weiß noch wie heute, wie wir geflennt haben als er fortfuhr. Wir haben ihn abgeschmatzt, daß ihm unsre Thränen auf die Backen gelaufen sind.

Also die Leute voll guten Gewissens! Die Lumpen des Dorfs aber, die Schlacker erst aufgenommen und zu Lumpen erzogen hatte, guckten indeß nur so zwischen den Thorspalten heraus und wußten nicht recht was sie fürchten oder hoffen sollten.

Unter der Linde setzte sich der gnädige Herr mit Wulfing. Alles um sie her stimmte ihre Herzen zur Wehmuth und Freude. Heinrich dachte sich alle jugendlichen Spiele, die er an schönen Sommerabenden unter diesem Baume mit dem jungen Ehrlich getrieben, und Wulfing die goldenen Zeiten wieder, als er sich hier noch mit seinen Amtsuntergebenen versammelt und wie ein Vater mit seiner Familie berathschlagt hatte. Nicklas, Fritz, Rommel und Wilhelm kamen und freuten sich mit einem herzlichen Handschlag der glücklichen Ankunft; aber von ferne stand Rulli und traute nicht zu

der Gesellschaft. Ruf Er doch, lieber Herr Vogt, sagte Nicklas, auch den Rulli zu uns. Währenddeß das halbe Dorf verlumpte, ward Rulli ein wackerer Mann. Er erzählte ihm kurz die Geschichte des Maurers, und Wulfing rief ihm einen Willkomm entgegen. Nun trat auch Rulli näher und mischte sich in den Kreis der guten Bürger, die um ihren Herrn und Vogt versammelt standen, wie Kinder um ihre Aeltern. Unter herzlichen Gesprächen verfloß also der Morgen. Heinrichs Leutseligkeit gegen diese Männer, flößte selbst den liederlichen Muth ein; sie schämten sich ihres bisherigen Thuns und sahen mit Neid auf die geehrten Nachbarn des Dorfes.

Des Nachmittags nahm sogleich die Untersuchung der Schlackerschen Amtsführung ihren Anfang. Die Rechnungen wurden ganz richtig befunden, aber die Protocolle lagen sämmtlich in jämmerlicher Verwirrung. Zehn Bogen waren oft mit leerem Gewäsch über einen Dreybatzenhandel angefüllt, und am Ende war doch, statt eines Bescheids, nichts als die Zeche des Weinschlauchs zu finden. Hohe Stöße von Ausschätzungs-Protocollen, wenigstens acht mahl so viel, als Wulfing in seiner langen Amtsführung erlebt hatte, lagen auf einander. Mit den Unterthanen war, in Ansehung der Strafgelder, unbarmherzig verfahren und doch keine Seele gebessert. Zu den neuen Auflagen, mit denen das Dorf seit einigen Jahren gedrückt wurde, hatte, laut der Acten, Herr Blasius jedesmal selbst den Vorschlag

schlag gethan, um sich durch diesen, leider nur allzu gemeinen Kunstgriff, bey der gelddürftigen Herrschaft zu empfehlen. Die alten Papiere des Archivs lagen zerstreut, wie Pfefferdüten im Winkel eines Kramladens, umher, und große Schnaps-Bullen standen an der Stelle der Acten.

Der erste Kläger, der, nach etlichen Tagen, gegen Herrn Blasius auftrat, war Ludewig. Man muß sich der Rarität willen erinnern, daß es der nämliche Ludewig ist, der elf Jahre zuvor in der Schommelschen Klagsache gegen Wulfing als Zeuge gestanden hatte.

Es war so seine Weise, es immer mit dem Stehenden zu halten, und dem Fallenden auf den Nacken zu treten. Als Wulfing stürzte, hielt er's mit Schlackern; als Schlacker fiel, hielt er's wieder mit Wulfing. Ueberdieß glaubte er bey diesem seine Scharte nicht besser auswetzen zu können, als dadurch, daß er dem armen Blasius gar den Hals brechen half.

Unter großen Freudebezeugungen, den alten Herrn Vogt wieder zu sehn, trat also der einaugigte Schalk in die Gerichtsstube. — Was er gegen Schlackern vorbrachte, war bey ihm lauter Sache des Gewissens, und dabey versäumte er nicht, nach Herrmanns Manier, fleißig die Schrift einzuführen. — Mit Empörung aber vernahm Wulfing die Klagen des Bösewichts. Lebhaft sah er ihn nocheinmal da stehn, wie er in der Jud-Schommelschen Sache, gegen besser Wissen und Gewissen, Leib und Seele verschwur, und am Ende, mit zitternder Hand, das Schurken-Patent unterschrieb.

So-

Sobald also die Klage vollendet war, ließ Wulfing den Amtmann rufen: "Hier, Herr Amtmann, ist der erste Kläger wider Sie, der Ihnen ins Angesicht behaupten wird, was er zu Protocoll geben will," sagte er.

Gott steh mir bey! schrie Schlacker wie betäubt. Wenn solche Schurken meine Kläger seyn dürfen: so bin ich so gut als verlohren. Erinnern sich aber Ew. Hochedelgestreng, mein hochzuverehrender Herr Commissarius, nur an Dero eigene Sache gegen den Jud Schommel. —

Hochedelgestrenger Herr Vogt! begann Ludewig erschrocken, hab' ich Ihm jenesmal Unrecht gethan: so soll mir's Gott vergeben! Jeder red't so gut ers weiß, und gesund will ich nicht von der Stelle gehn, wenn ich mich erinnern kann, wie's mit jenem Gelde war. Lieber Gott, wer kann Alles so merken! Man sieht des Jahrs mehr aufzählen. — Aber, wegen des Schimpfs, den mir Schlacker anthut, muß ich als ein achtbarer Gerichtsbeysitzer um Saxfaxion (Satisfaction) bitten, ob er gleich gar nicht cumpabel ist, einen ehrlichen Mann zu schimpfiren.

Des Herrn Amtmanns Sache muß erst untersucht werden, sagte Wulfing; aber die Eurige habt Ihr selbst unterschrieben. Vergebt also nur immer, wie Ich Euch vergebe!

Durch diese Versicherung erwachte Ludewigs gesunkener Muth wieder. Er rechnete darauf, daß Wulfing wenig Beweis fordern werde gegen seinen Brodräuber, und brachte Punct für Punct die Klagen

gen noch einmal vor. Schlacker schrie dagegen aus vollem Halse. Wulfing aber schien seinen Entschuldigungen und Ableugnungen so wenig Glauben beyzumessen, daß sich Schlacker für so gut als verlohren hielt. Es scheint, sagt er zuletzt mit Thränen, man will nicht nur um meinen Dienst, sondern auch um meinen Kopf spielen.

Nach Rechten hat Er ihn auch längst schon verwirkt! schrie Ludewig mit neuer Dreistigkeit, und berief sich dabey ein ums andere mal auf Fritzen.

Schlacker aber, dem Fritze schon mehrmals die Meynung gesagt hatte, verwahrte sich aus aller Kraft gegen ihn. Einen Todfeind zum Zeugen, und einen Bösewicht als Ankläger — sagte er, da muß ein Engel zu Schanden werden! —

Gleichwohl ließ Wulfing Fritzen auf der Stelle rufen. Fritz Rüdiger hörte gelassen die Beschuldigungen an, die er verbürgen sollte. Da aber so viel halb wahres und unbewiesenes mit unterlief, und offenbare Lügen mit eingemengt waren, rief er mit Entschlossenheit aus: Nein! was recht ist hat Gott lieb! Dem Herrn Amtmann hab' ich öfter als Einmal meines Herzens Meynung gesagt. Er hat das Dorf ruinirt, und dem ruinirten Dorfe noch obenein neue Abgaben aufgebürdt, das ist und bleibt wahr, und das will ich ihm beweisen, er mag unser Herr Amtmann bleiben oder nicht; aber die andern Beschuldigungen, die ich bezeugen soll, sind mir Theils unbekannt, Theils offenbar falsch! — Wie kannst du das sagen? stammelte Ludewig in größter Verwirrung. —

Und

Und wie willst du deine Aussagen beweisen? antwortete Fritze. — So stritten sich beyde um Schlackers Schuld und Unschuld, und dieser stand wie versteinert, aus dem Munde seines vermeintlichen Todtfeindes eine so männliche Vertheidigung zu hören. — Wulfing aber zog stillschweigend die Schelle. Der Amtsknecht erscheint. — "Den Ludewig ins Loch, bis auf weitern Bescheid!" — Um Gottes willen Hochedelgestrenger Herr Vogt! ruft Ludewig, wie soll ich das nehmen? Steckt man ehrliche Leute so mir nichts dir nichts ins Loch? Die ehrlichen nicht; aber die Verläumder! erwiedert der Vogt. Nur ein Wort unter vier Augen, und dann will ich mir alles gefallen lassen! fleht der Schalk im wehmüthigsten Tone. — Warum nur unter vier Augen? fragt Wulfing. — Gerechter Gott! schreyt Ludewig, ist das so was unrechts? Trägt mir denn Euer Hochedelgestreng den Schommelschen Handel so lange nach? — Gar nicht! Alles vergeben und vergessen! versetzt der ehrliche Richter und läßt auf der Stelle die übrigen Abtritt nehmen — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, sagt ihm dann Ludewig ins Ohr: kein Mensch wird mehr das Herz haben gegen den Amtmann zu zeugen, wenn man seinen ersten Ankläger ins Loch steckt. — Falsche Zeugen will ich auch nicht, erwiederte Wulfing. Wenn Ihr mir also sonst nichts unter vier Augen zu sagen habt... Nun ja doch! fällt Ludewig ins Wort: (Schmeichelnd) Er soll sehen! Ich verlang' es nicht umsonst —

Wulfing. (indem er wieder schellt) Und Ihr sollt sehen, daß ich unbezahlt thue was Recht ist. (zum Amtsdiener) Führt ihn ab!

Zweytes Kapitel.

Schlackers Abschied. Wulfings Grundsätze über die Wahl eines neuen Dorfsschulzen. Ingleichen ein Nota bene für reisende Herrschaften.

Ludewigs viertägiger Arrest bey Wasser und Brod, verdarb allen Lügnern die Lust, eben so gegen Schlackern zu fechten. Herr Benedict und Frau Petronella schöpften sogar wieder Hoffnung, ihren Stand zu behaupten. Kein Schleichweg blieb unbetreten und dem Junker lag das Ehepaar so sehr in den Ohren, daß er gute Lust hatte, nach Gotha zurück zu reisen; Wulfing aber verbat sich ein für allemal die Kreutzflucht. Es ist wohl so die Weise der Herrschaften, sagte er, in aller Eile zu verreisen, wenn sie den Dienern ein häkliches Werk aufgehängt haben. Mögen diese dann zusehn, wie sie herauskommen; aber dießmal, gnädiger Herr, geht's schlechterdings nicht! Wofern Sie mich jetzt verlassen: so seh ich mich nothgedrungen, auf der Stelle zusammen zu packen. Schlacker schob indeß alle Schuld auf den Vormund und bat mit Thränen um Schonung. Vergebens bemühte er sich, gegen einige Beschuldigungen falsche Zeugen aufzutreiben. Alles war abfällig von ihm. Mit jedem Tage wurde

sein

sein Handel mißlicher. Heinrich, des immerwährenden Zudringens ohnedieß müde, befahl also, mit dem Amtmanne kurzen Proceß zu machen, das Absetzungs-Decret auszufertigen und ihm sogleich einzuhändigen.— Gnädiger Herr, erwiederte Wulfing, diesen Auftritt werd' ich alter Sieb'ziger nicht überstehn. Lassen Sie Schlackern zu sich ins Schloß rufen und künden Sie ihm selbst seinen Abschied an, oder lassen Sie ihm die Cassation durch Ihren Gottfried überbringen.— Ja mein Seele, gnädiger Herr! rief dieser: Schreiben Sie in Gottes Namen den Laufzettel! Ohn' alle Bedauernitz will ich ihn dem Hackfch einhändigen. Gegen alle guten Menschen bin ich butterweich, und ein Haase dauert mich, wenn er nicht Knall und Fall zusammen stürzt; aber einen Schlingel, wie den Triefaug, wollt' ich mit eigner Hand stäupen.

Schlacker erhielt also durch Gottfried den Abschied und zugleich wurde vom gnädigen Herrn selbst der Gemeine bekannt gemacht, daß alle neuen, vom entsetzten Amtmanne erst eingeführten Abgaben wieder erlassen seyn sollten.— Das Triumphiren im Dorfe und der Jammer im Hause des Amtmanns, waren gleich groß. Bey einer verschwenderischen Wirthschaft hatte er keinen Heller erübrigt. Sein ganzer Reichthum bestand in den vorhandenen Geräthschaften. Wohin aber mit diesen, und wohin mit der eigenen Schmalztonne?— Frau Petronella, die sich am Ende noch leichter zu fassen wußte als ihr Gemahl, schlug indeß

Anspach vor. Durch Beyhülfe des Herrn von Schleich, glaubte sie da mit ihrem Manne wieder Versorgung zu finden. Heinrich ließ einen großen Theil ihrer Geräthschaften durch Gottfried theuer erkaufen und schenkte sie dem ehrlichen Wulfing. Ludwig aber, dessen Gefangenschaft eben zu Ende war, mußte das theure Pärchen, zur Frohn und Strafe, nach Anspach führen. Viele, die sich schon entschlossen hatten, bey Schlackers Abreise einen Freudenschuß aus irgend einer Hecke zu thun, gaben ihren Vorsatz wieder auf, als sie das sahen; und Wulfing ließ zum Ueberflusse noch auflauren, um jeden, der öffentlich seine Schadenfreude bezeugen würde, beym Kopfe zu nehmen.

Am Tage des Abzugs schrieb Heinrich noch folgenden Brief an Herrn von Schleich und übergab ihn Herrn Schlacker zur Bestellung:

Wohlgebohrner Freyherr,

Der Ueberbringer dieses Briefs wird Ihnen selbst sein Schicksal erzählen. Sie haben den unglücklichen Mann, so lange er unter Ihrer Aufsicht stand, nach Ihren Absichten und zu meinem Nachtheile benützt. Ihnen steht es also zu, für seinen künftigen Unterhalt zu sorgen. Das meinige hab' ich gethan. Ein ehrlicher Mann, ein Freund meines seligen Vaters, den Sie brodlos gemacht haben, ist wieder in seinen Posten eingewiesen und wird seine letzte Kraft anwenden, wieder einen Theil des Elends zu heben, das Sie und Schlacker über mein verwildertes Ritterguth gebracht haben. Des Rechts, Sie darüber zu belangen, werd' ich mich, in Rücksicht auf Ihre zer-

rüt-

rüttete Haushaltung, nicht bedienen, sondern Sie ganz dem eigenen Gefühle Ihrer Strafwürdigkeit überlassen! Traubenheim am 3 Mai 1720.

Heinrich Frhrr. von Traubenheim.

Nach Schlackers Abzuge ließ Wulfing sogleich seine Schwester zu sich nach Traubenheim bringen und war nun eifrig daran, den Anfang zur Wiederherstellung des Ritterguthes zu machen.

Den ersten Schritt glaubte er durch die Wahl eines neuen und tüchtigen Dorfsschulzen thun zu müssen. Seiner Meynung nach hieng von dieser Wahl die Hälfte aller Unternehmungen ab, und ein Beamter war in seinen Augen des Absetzens würdig, der eine so wichtige Stelle an einen Unwürdigen ums Geld vergibt. — Gleich am Abende nach Schlackers Abzug sprach er darüber mit seinem Herrn. Dieser glaubte, daß im ganzen Dorfe kein tüchtigerer Mann dazu könne gefunden werden als der Wirth Rommel, den er bey seiner Dorfs-Visitation überaus lieb gewonnen hatte. — Für diesen wäre ich nicht! erwiederte Wulfing. Zwey einander so entgegengesetzte Personen, wie ein Wirth und ein Dorfsschulze, sollten nie in Einer vereinigt werden. Der Vortheil des Erstern steht immer den Pflichten des Letztern im Wege; das Volk zieht sich dann noch stärker als bisher in die Schenke, weil es dann glaubt, daß man mit gutem Anstande unmöglich den Schulzen sprechen könne, ohne beym Wirthe ein Glas Wein zu trinken; und kein Grasfleck wird dann

anders als beym Weinkruge versteigert. Rommel ist zwar ein grundbraver Mann; aber — Gelegenheit macht Diebe!

Heinrich. Nun, wen halten sie denn ausser dem Wirth Rommel für den beßten Mann im Dorfe?

Wulfing. Den Nicklas Wenner.

Heinrich. Gut! so soll dieser Schulze werden.

Wulfing. Wozu ich eben so wenig rathen will. Er ist zwar der gescheideste und ehrlichste Bauer, den ich kenne; aber ihm fehlts an Muth und schnellem Entschlusse; oder, wenn Sie lieber wollen, an männlichem Trotz und an Verschlagenheit.

Heinrich. (Lächelnd) Dacht' ich diese Eigenschaften wären nur einem General unentbehrlich.

Wulfing. Einem Dorfsschulzen im Kleinen so unentbehrlich als dem General im Großen. Ein Dorfsschulze, der weiter nichts wagt, als der Gemeine wieder zu sagen, was der Vogt gesagt hat, und blos den weisen oder dummen Entschluß der beyden Theile hin und her trägt; der nicht Trotz genug hat, im Nothfalle mit einem Machtspruche dem ganzen Pöbel durch den Sinn zu fahren; der nicht durch Verschlagenheit das Volk, oder doch das Dorfsgericht, auf seine Seite zu neigen versteht, ist, bey dem beßten Herzen und hellsten Kopfe, nichts als das Sprachrohr des Vogts und der Gemeine. Merkt einmal das Volk seine schwache Seite: so hält es in allem den Gegenpart, und folgt am allerwenigsten in solchen Anträgen, die der Schulze aus eigenem Antriebe macht.

Heinrich. Aber sollte Nicklas wirklich so schwach seyn?

Wulfing. Schwach eben nicht; aber doch auch nicht stark genug, und für Hauptgeschäfte zu alt. Ich kenne den ehrlichen Mann. Er ist zu menschengefällig für einen Ortsvorsteher. Strittigkeiten und dumme Nachreden scheut er wie Feuer. Er ist zu demüthig; sagt seine Meynung zu bescheiden, mit zu wenig Nachdruck und Uebergewicht; das Volk kennt ihn auf dieser Seite, und er selbst kennt sich zu gut, als daß er das Aemtchen nur verlangen sollte. Der tüchtigste Mann scheint mir Fritz Rüdiger, der Tochtermann des ehvorigen Schulzen, zu seyn.

Heinrich. Ist das nicht der, welcher für Ludewig so wacker gezeugt hat?

Wulfing. Ja gnädiger Herr. Auch das war ein Beweis seiner kurzen Entschlossenheit, seines männlichen Trotzes. — Die Folge wird lehren, daß ich meinen Mann kenne!

Sogleich schickte Heinrich nach dem vorgeschlagenen Dorfsschulzen; übertrug ihm, in Beyseyn des Dorfgerichts, mit der beßten Ermahnung, das Amt, und machte nun, (nachdem er über die wichtigsten Dorfs-Angelegenheiten Abrede genommen hatte,) Vorkehrung zur Rückreise nach Gotha.

Seinen Gottfried ließ er als Hausmeister zurück und nahm an dessen Stelle den ältesten Sohn des neuen Dorfsschulzen mit sich. Reinhard, so hieß er, ein Bürschchen von 18 Jahren, freute sich gewaltig der Ehre, mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen! noch

mehr aber der Gelegenheit, ein anderes Stück Welt zu sehen. Furchtsam schlug ihm jedoch das Herz, wenn er dachte, wie linkisch er sich zur Bedienung anstellen würde.

Darum laß dir nicht bange seyn, Reinhard, sagte Heinrich. Zur Aufwartung bedarf ich deiner nicht. Nur deßwillen nehm' ich dich mit, daß du siehst, wie man auch ausser deinen drey Fuhren und vier Pfählen wirthschaftet. Handwerkspursche durchreisen oft ganz Deutschland, ohne von der Landwirthschaft fremder Länder das mindeste zu merken, weil sie nur großen Städten zulaufen und in ihren Werkstätten sitzen. Wir aber wollen einmal eine Bauern-Reise machen, und gelegentlich siehst du auch etwas von städtischen Einrichtungen und Sitten.

Seelenvergnügt trat nun Reinhard seine Begleitung an. Auf dem Wege verweilte Heinrich mit ihm, wo nur immer etwas zu sehn oder zu lernen war. Sie besuchten schöne Meyereyen, glückliche und verdorbene Dörfer, Eisenhämmer, Glashütten, Salzwerke, Fabriken und was ihnen merkwürdig schien. Reinhards Geist erwachte da wie aus dem Traume. Mit ganz andern Augen sah er die Welt an. Vor Sehnsucht schlug ihm das Herz, alle diese Neuigkeiten seinen Cameraden zu erzählen und in der Wirthschaft seines Vaters von allerley, was er im Feldbau gesehen hatte, Versuche zu machen.

Reinhards Heimkunft gab daher viel Aufsehens im Dorfe. Stundenlang wußte er in Einem fort zu erzählen, und Handwerker, die gegen alle Winde gereis't

wa-

waren, saßen um ihn her und lauschten wie Kinder. — Sind wir doch zehnmal so weit umhergezogen als du, sagten sie, und haben fürwahr nicht halb so viel gelernt und gesehn! — Das ist aber auch ein ander Ding, antwortete Reinhard, wenn ein Herr mit einem reiset, mit seinen Trankgeldern Thür und Thor aufthut und einem alles erklärt und erklären läßt. Anfangs sah ich den Wald vor Bäumen nicht, so starr guckt' ich in die Welt hinein; aber ganz anders war mir's vor Augen, als mich der gnädige Herr auf alles hin wies.

Einige Vortheile, die Reinhard in Thüringen und Sachsen gesehen hatte, gelangen ihm in seiner väterlichen Wirthschaft aufs beßte. Jeder seiner gescheiden Cameraden wünschte sich auch das Glück, einmal mit dem gnädigen Junker reisen zu dürfen, und Heinrich nahm in der Folge, auf all seine Reisen, bald diesen, bald jenen gelehrigen Jungen des Dorfes mit.

Männer von geschlachtern Sitten, hellern Köpfen, und thätigerm Geiste, wuchsen in diesen Jünglingen empor, und bey jeder nützlichen Anstalt boten gewöhnlich diese zuerst ihre Hand.

Drittes Kapitel.

Wulfing macht Vorschläge, dem Dorfe, so viel möglich, wieder empor zu helfen. Eines der langweiligsten und wichtigsten Kapitel.

Während der Abwesenheit des gnädigen Herrn war Wulfing unermüdet geschäftig, Mittel zu ersinnen, dem verwüsteten Dorfe wieder aufzuhelfen. Die Frucht seines Nachdenkens war folgender Aufsatz, den er seinem menschenfreundlichen Herrn, nach dessen Zurückkunft, übergab:

* * *

"Nach Ew. Hochwohlgebohren gnädigem Befehl ermangle ich nicht, folgende Bemerkungen und Vorschläge, die Verbesserung unserer derzeitigen Dorfsverfassung betreffend, zur Einsicht unterthänig vorzulegen, ob gleich alles, was ich zur Zeit darüber urtheilen und rathen kann, nur unzureichendes Stückwerk ist. Die Folge wird indeß mehrere und kräftigere Mittel an die Hand geben.

Das Dorf scheinet mir gegenwärtig an zwey Krankheiten, an der Brod- und Sittenlosigkeit niederzuliegen. Zwey Uebel, die genau zusammenhängen, denen nicht einseitig zu steuern ist, und die nur allmählig gehoben werden können.

Die Brodlosigkeit ist hauptsächlich daraus entstanden, daß man das Dorf mit einer Menge Menschen überladen hat, die alle durch einerley Gewerb ihre

Nah-

Nahrung suchen, und eben deswillen nicht hinreichende Gelegenheit zu ihrem Unterhalte finden.

Der Tagelöhner sind zur Zeit um die Hälfte zu viel. Einer reisset daher dem andern den Bissen Brod aus dem Munde; fast keiner hat den täglichen Unterhalt, weil es an täglicher Arbeit gebricht.

Der erste Grund des Brodmangels, liegt also in dem irrigen Grundsatze: daß die Herrschaft befugt sey, der Unterthanen so viel auf- und anzunehmen, als ihr gefällt und sich vorfinden, ohne auf die Nahrung derselben Rücksicht zu nehmen.

Der Hauptschutz, den die Obrigkeit ihren Unterthanen schuldig ist, bleibt immer der, daß sie dieselben bey einem rechtmäßigen Verdienste sichert und diesen nicht muthwillig schmählert oder raubt. Letzteres geschieht aber, wenn man auf den Verdienst eines und eben desselben Brodes, mehr Menschen anweiset, als von demselben leben können. Durch die Aufnahme neuer überflüssiger Tagelöhner, werden die ältern, welche schon länger des herrschaftlichen Schutzes genießen, eben so wohl beeinträchtigt und in ihren Gerechtigkeiten gekränkt, als eine Handwerkszunft, der man mehrere Meister aufdringt, als sich, an Einem Orte oder in Einer Gegend, dieses Handwerks nähren können. Weil in jedem Jahre 6 bis 8 Wochen einfallen, in welchen das ganze Heer der Tagelöhner Arbeit findet, sollen wir sie darum über drey Vierteljahre lang faullenzen und hungern lassen? — Der Bauersmann ist allzu geneigt, über Mangel an Arbeitern zu klagen, wenn er etwa des Jahrs einmal, zur Zeit eines

nes dringenden Geschäftes, nicht Leute im Ueberfluß findet, die ihm auf seinen Wink zu Gebothe stehn; aber gleichgültig sieht er zu, wenn die Armen, die wahrlich von seinem Winzer- oder Schnitterlohn kein ganzes Jahr leben können, geschäftlos herum laufen und Hunger und Kummer leiden.

Mangel an Arbeit veranlaßt Brodmangel, Muthlosigkeit, Faulheit, schlechte Kinderzucht, häuslichen Zwist, Betrug, Diebstahl und andere Laster, wie die Erfahrung lehrt. Noch mehr aber mußte das in Traubenheim eintreffen, wo man, unter Schlackers Amtsführung, eine Menge Gesindel aufnahm, das nichts als das nackte Leben mit ins Dorf brachte, sich durch Liederlichkeiten schon vor der Hand ausgezeichnet und jedes Schutzes, nur nicht des Traubenheimer, unwerth gemacht hatte. — Zwar gibt es Fälle, wo man auch ganz unbemittelte Menschen, die nichts als fleißige Hände zusammen bringen, aufnehmen muß: z. E. wenn der Tagelöhner, Handwerker ꝛc. zu wenig sind; oder wenn sich jemand durch vorzügliche Geschicklichkeit, durch Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit ausgezeichnet hat; aber ausser diesen Fällen ist und bleibt es dumme Schutzgulden-Jagd, das Insassen-Recht solchen Personen zu verleihen, die durch die erste Krankheit, durch das erste häusliche Unglück, zu Bettlern werden und dem Dorfe zur Last fallen müssen, weil sie nur von der Hand in den Mund arbeiten, und für diesen nichts haben, so bald jene ruht. —

Dieß ist aber einmal in Traubenheim nicht beherzigt worden. Das Dorf ist eine Herberge von

mehr

mehr als 30 Bettler-Familien, deren eine Hälfte durch eigene Schuld; die andere durch schlechte Justitz und Policey, durch Mangel an Arbeit und Unterstützung im Elende darbt. — Wie ist nun zu helfen? — Fortjagen? Das hieße, die Raupen vom eigenen Kohl wegfangen und auf des Nachbarn Kraut setzen; oder mit andern Worten: liederliches Gesindel einem andern Herrn in die Grenze schicken und Menschen zu Vagabonden machen, die, ohne Heimat, zehnfach gefährlich seyn und uns auf dem Rabensteine fluchen würden. — Doppelt unbillig wäre das, in Rücksicht auf diejenigen Armen, wider die man nichts einzuwenden hat, als daß sie arm, und nicht einmal durch eigene Schuld arm sind. — Die erstern müssen wir also zu bessern, und beyde zu nähren suchen.

Die wenigen Vorschläge, die ich dießfalls für jetzt machen kann, schränken sich auf folgende vier Hauptpuncte ein:

1. Müssen mehrerley Erwerbs-Arten unter den Tagelöhnern in Gang gebracht werden: z. E. Korbflechterey von verschiedener Art, Baumzucht, Baum- und Schaaf-Wollen-Spinnerey, Strumpfstrickerey auf den Verkauf, Handelschaft und dergleichen mehr, damit nicht alle aufs Tagelohn warten.

2. Muß man es dahin zu bringen suchen, daß auch die Kinder einen beträchtlichen Antheil zur Erhaltung des Hauswesens beytragen und nicht, wie es wohl in Traubenheim Mode ist, müssig herumjaunern.

3. Muß man Vorkehr treffen, daß nicht die Reichen alles Feld verschlingen und das halbe Dorf sich

lehn-

lehnbar machen; daß der Mittelmann auch ein Stückchen Land mehr kaufen und sein bischen Feld ergiebiger für sich und die Seinigen benützen kann.

4. Muß künftig nicht jedem Taugenichts der Schutz ertheilt; dagegen dem Müssiggange, der Verschwendung und jeder Art Liederlichkeit ernstlich Einhalt gethan und der Eifer zum Guten befördert werden.

Vor allen müssen wir also, nach Erforderniß des ersten Puncts, dem Volke Lust und Muth machen, neue Nahrungszweige zu ergreifen, und, wenn Lust und Muth da sind, auch Gelegenheit schaffen, neue Gewerbe zu lernen und zu treiben. Jetzt schläft das Volk in dumpfer Unempfindlichkeit, um so viel unthätiger, je dringender die Noth wird. Der einzige Nahrungszweig, ausser dem gewöhnlichen, ist ihm der Bettelstab; und der Bettelstab greift sich nicht mehr so hart und rauh wie sonst, nachdem ihn so viele Dorfsnachbarn glatt geführt haben.

Vor allen will ich versuchen, Väter und Mütter auf neue Gewerbsarten aufmerksam zu machen; aber ich weissage schlechten Erfolg. Jung gebogen, recht gezogen! heißt es auch hier. Besser gelingt es bey der Jugend. Diese muß nicht nur den größten Theil ihres eigenen Unterhalts selbst verdienen lernen, sondern auch den Aeltern ein Beyspiel geben, aus neuen Nahrungsquellen zu schöpfen.

Mein Vorschlag ist daher, nach Nr. 2, eine besondre Arbeits-Schule zu errichten, in welcher die Kinder und erwachsenern jungen Leute lernen können, was sie treiben sollen; z. E. das Korbflechten. Die

un-

unzähligen Stumpfweiden in der großen Moorwiese, die man bloß zum Aufstricken der Weinberge gebraucht, wo die schlechtern gut genug wären, könnten ganz alleine 6 Korbflechter mit dem Zugehör versorgen. Lassen daher Ew. Gnaden einen Mann, der die kleine Kunst versteht, auf einige Wochen hieher kommen; ermuntern Sie einige gescheide Jungen des Dorfs, von ihm zu lernen; geben Sie dem, der die beste Arbeit liefert, ein kleines Geschenk, oder seyn Sie der erste Käufer seiner Waaren, und es wird sicher gelingen. Bey der Nähe des Mains, auf dem man die Körbe, um wohlfeilen Preiß, weit und breit hin verführen kann, fehlt es an Gelegenheit zum Verkauf im Grossen gewiß nicht, und im Kleinen ist der Vertrieb ohnedieß leicht.

Noch wichtiger scheint mir das Wollenspinnen und Strumpfstricken. Es sind Häuser und Hütten armer Leute im Dorfe, wo niemand einen tauglichen Strumpf zur Welt bringt; wo man das Geld dafür ausgibt, statt daß man dadurch etwas verdienen sollte. Segen würden sich daher Ew. Gnaden erwerben, wenn Sie ein Gesindezimmer des Schlosses zu einer eigenen Arbeitsstube verwilligen und ein kleines Gehalt für eine Lehrerinn aussetzen wollten. Der kleine Daransatz kommt reichlich wieder, wenn dadurch das Dorf nur um ein wenig verbessert wird. Das Reichermachen der Unterthanen ist überhaupt das einzige sichere Mittel, den Guthsherrn dauerhaft zu bereichern. Eine eigene Lehrmeisterinn, wozu sich Lieberichs Rike nicht übel schicken würde, könnte sowohl Mädchen als Kna-

ben im gut spinnen und stricken unterrichten; zugleich die fähigern Mädchen etwas nähen oder auch Baumwolle spinnen lehren. So oft eine Parthie Kinder ihre Schullection vollendet hätte, würde sie in die Arbeitsschule geschickt, um, anstatt der Narrentheidungen die sie in der Schule treiben, unter guter Aufsicht etwas nützliches zu lernen. Zugleich erhielten auch alle, die nicht mehr zur Schule gehn, Erlaubniß, in der Arbeitsstube zu erscheinen.

Dieß aber dürfte nicht erzwungen werden. Niemand muß müssen! Es würde Nachtheil für den Feldbau seyn, der doch immer der wichtigste Nahrungszweig des Dorfes ist, wenn der gröste Theil der Einwohner die schwerern Bauersgeschäfte verlassen und die leichtern Handarbeiten ergreifen wollte. Gut ist's also, wenn sich der größere Haufen dem Landbaue ganz alleine widmet, und nur der geringere Theil, der bey der gegenwärtigen Dorfverfassung ganz überflüßig ist, an den sitzenden Beschäftigungen Geschmack findet.

Aber woher Wolle zum Spinnen und Stricken, wenn die Kinder diese Materialien nicht selbst mitbringen können? — Die herrschaftliche Schäferey wird deren genug liefern. Wer also mit leerer Hand kommt, spinnt und strickt Wolle aus der Meyerey. Jemand im Dorfe lernt sie gehörig färben, walken und gar zubereiten und übernimmt zugleich den Verkauf. Was dann, nach Abzug der Wolle und der Zubereitungskosten, am Gelde noch vorräthig ist, bekommen die Kinder für ihre Arbeit. Der kleine Gewinn reizt

Ael-

Aeltern und Kinder und wird in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe betragen.

Zur Baumzucht könnte wohl ein eigenes Stück Land von der Gemeine angewiesen und verzäunt werden. Gottfried ist erbötig, mit Beyhülfe der Schulkinder, eine Baumschule darin anzulegen und unentgeldlich im pfropfen, oculiren, beschneiden ꝛc. Unterricht zu geben, so oft er in schicklichen Jahrszeiten nach Traubenheim kommt.

Um das Dorf her sind eine Menge Rangen und öde Schaaf-Triften, die sich, ohne Nachtheil der Schäferey, sehr gut für Bäume benützen lassen. Da alle diese Plätze herrschaftliches Eigenthum sind: (S. Lagerbuch Fol. 1145. Gemeinbuch 122.) so habe ich schon vor 30 Jahren, zum Beßten der gnädigen Herrschaft, Versuche gemacht, die aber, wegen des Viehes, das Jahr aus Jahr ein dahin getrieben wird und die jungen Bäume beschädigt, mißlungen sind. Von 50 Bäumen sind kaum 4 verschont geblieben. Wenn es aber Ew. Gnaden gefallen sollte, die Plätze, zum Beßten des Dorfes, abstecken zu lassen, und diese dann, nach dem Loose, unter die sämmtlichen haussässigen Einwohner zu vertheilen: so würden sich die Ortsleute beeifern, Bäume darauf zu pflanzen und bey der Vieh-Huth möglichst zu schonen, weil sie nun ihr Eigenthum sind; denn leider! ist der eigene Vortheil noch immer die einzige Triebfeder, durch die das träge Volk in Bewegung gesetzt wird. Drey Tausend Bäume könnten auf diese Weise ganz allein auf öden Plätzen der Fluhr stehen, und mit der Zeit jährlich eben so viele Gulden abwer-

fen. Nicht zu gedenken, daß schon jetzt dadurch viel gewonnen wird, indem diese Anstalt den Geist der Thätigkeit, vorzüglich unter der Jugend, aufregt.

Anlangend den dritten Punct meiner Vorschläge: so bin ich der Meynung, daß man dem Bauersmanne eine gewisse Morgenzahl der Aecker festsetzen und nicht erlauben sollte, daß einer, dessen Fruchtfeld sich ohnedieß schon auf die bestimmte Summe belauft, immer noch mehr ankaufe. Die Leute würden dadurch nicht nur vor dem Schaden bewahrt, den eine zu große Wirthschaft gewöhnlich bringt, sondern auch zugleich angetrieben, mehr auf die Verbesserung als auf die Vermehrung ihrer Felder zu sehen. Nächst dem könnte dann auch der Mittelmann eher zu einem guten Stückchen Land gelangen, an welchen bisher nur die schlechtesten Aecker, denen er weder durch den Dünger noch durch den Pflug aufhelfen konnte, gekommen sind, weil der reichere Theil alles an sich gerissen hat.

Ingleichen müßte man jedem erlauben, das Feld nach eigenem Gefallen zu benützen; auf den flachen Stellen, wo bisher Wein wuchs, Getreid zu bauen, oder Brach-Aecker zu irgend einer Fruchtart zu verwenden. Zu dem Ende müßte besonders der herrschaftliche Schäfer streng angewiesen werden, alles bebauten Feldes zu schonen. — Meiner geringen Einsicht nach ist nur das im eigentlichen Verstande Brachfeld, auf welchem nichts gebaut wird, und nur ein solches kann mit gutem Gewissen betrieben werden.

Zum vierten muß Marksens liederliche Winkelschenke unverzüglich aufgehoben und dadurch eine Haupt-

ver-

verführung zum liederlichen Leben weggeräumt werden. Ueberhaupt muß das Policeyamt von nun an mit gedoppelter Aufsicht wachen, und ich zweifle nicht, daß die Vorkehrungen, welche man bey meiner vorigen Amtsführung gegen liederliche Haushälter angewandt hat, auch jetzt wieder ihre guten Dienste thun werden.

Das ist aber allein nicht genug; auch auf einer andern Seite muß man das Volk vor dem Verderben schützen; z. E. Getreid von dem herrschaftlichen Boden um landläufigen Preiß auf halbjährige Borg abreichen, und, wenn die Umstände der herrschaftlichen Casse sich wieder erholen, auch ehrlichen Leuten, die zu einem Gewerbe Vorschuß nöthig haben, unter die Arme greifen.

Wie sonst noch einem oder dem andern geholfen werden könne, müssen die Umstände, so wohl von Seiten der Herrschaft als der Unterthanen, lehren. Ueberhaupt aber und vornehmlich, müssen wir alles anwenden, das Volk innerlich zu bessern. Ohne innerliche Besserung wird der Mensch im Grunde betrachtet, durch Vermehrung des äusserlichen Wohlstandes, nicht glücklicher; vielleicht nur gereitzt zu schändlichen Thaten, von denen ihn Mangel und Dürftigkeit zurück gehalten haben.

Schließlich würde es nicht undienlich seyn, wenn das Volk von der Kanzel, auf eine schickliche Weise, auch aus christlichen Beweggründen zur Betriebsamkeit ermuntert und auf die Wohlthätigkeit der herrschaftlichen Verordnungen aufmerksam gemacht würde. Herr

Pfarrer Heilmann ist dazu von ganzem Herzen erbötig und hat selbst den ersten Vorschlag gethan.

Alles der gnädigen Beurtheilung Ew. Hochfreyherrl. Gnaden unterwerfend, Traubenheim d. 27 Jun. 1720.

Conrad August Wulfing,
d. Z. Amtsvogt.

Viertes Kapitel.

Conrad Ehrlich reiset von Streitberg nach Traubenheim und stößt zu Erlang auf einen Mann, dem Gewalt und Unrecht geschehen ist.

Indeß war ein Brief von Wulfing bey seinem Pathen in Streitberg eingelaufen. Der Brief enthielt nur folgendes:

"Nach Empfang dieses Schreibens, lieber Conrad, mache dich, mit Erlaubniß deines ehrwürdigen Herrn Principals, ohne Verzug auf den Weg, um, so bald als möglich, in Traubenheim einzutreffen, wo du mich finden und den Endzweck der Reise mündlich hören wirst."

Conrad hatte sich über dem Briefe gewaltig die Stirne zerbrochen und den Namen Traubenheim wohl zehnmal gelesen. — Wie kommt Wulfing wieder nach Traubenheim? sagt er zu sich selbst. Was soll Ich da thun? Und warum gibt er mir auch nicht einmal einen Wink von seinem Vorhaben? — Er zeigte das Schreiben seinem Principal, der sich eben so wenig daraus be-

klügen

klügen konnte. Gleichwohl wurde der Entschluß gefaßt, blindlings zu folgen, und schon am andern Morgen war Conrad auf der Reise. Den ganzen Weg über schlug ihm das Herz vor Erwartung. In Erlang wehte, nach seinem Gefühle, schon mildere Luft, weil es seine vaterländische war. Gern hätt' er seine Wanderung noch etliche Stunden weiter getrieben, um früher sein liebes Traubenheim zu erreichen; aber unmöglich! Müde vom gestreckten Marsche, nimmt er Quartier im ersten Gasthofe.

Ein dicker, wanstiger Bauch, pflegte sich eben im Lehnstuhl am Ofen und war so vest in die Armlehnen geklemmt, daß er sich, auf Ehrlichs Gruß, nicht einmal die Mühe gab, aus seiner Stelle zu rücken. Zur höchsten Noth lüpft er ein wenig die Mütze und schnarcht: Sein Diener mein Herr! — Die Art und Weise wie sich die drey Centner Menschenfleisch im Armstuhle gebehrdeten; die schnarchende Sprache; das Röcheln bey jedem Athemzuge; vor allem aber ein Paar Triefaugen, in einer rothen Einfassung, oberhalb einer kupfrigen Nase, hatten so sehr die Aufmerksamkeit unsers Ehrlichs gefesselt, daß er unermüdet war, die Maschine besser in Gang zu bringen; aber umsonst. —

Zufällig nahm er endlich ein Kartenspiel in die Hand, das vor ihm lag. — Spielt Er in der Karte? hob hier auf einmal der dicke Mann im Lehnstuhl an. — So ein wenig, sagt Ehrlich. — "Kann Er auch Trischacken?" — Nein! — "Kann Er schmieren?" — Nein, das Schmieren ist mir verhaßt! — "Kann Er sticheln?" — Ja! .... Bey diesem Jaworte hob sich der Speckbauch im krachenden Sessel empor; — sank

aber gleich in die vorige Lage zurück, als Ehrlich hinzusetzte: nur nicht mit der Karte. —

Mittlerweilen hatte sich doch ein Gespräch angesponnen, und der dicke Mann, welcher den Spaß nicht übel aufnahm, beliebte nun sich weiter zu entdecken.

Ehrlich. Sie sind also nicht von hier?

Der dicke Mann. Nein!

Ehrlich. Also wohl in Geschäften?

Der dicke Mann. Und zwar in fatalen Geschäften.

Ehrlich. Desto besser wird der Erfolg seyn. —

Der dicke Mann. Daß Gott erbarm! da läßt sichs vom Erfolg sagen!

Ehrlich. Warum nicht?

Der dicke Mann. (verdrüßlich) Herr! wenn man sich 12 ganzer Jahre als Amtmann gerackert und um die Welt, ohne Ruhm zu reden, verdient gemacht hat; dann möcht einer die Pestilenz bekommen, wenn man noch in seinen alten Tagen um eine Thorschreiberey sollicitiren *) soll.

Ehrlich. Freylich ein ziemlicher Absprung, und für einen so wohl beleibten Mann kein ruhiger Posten! Aber darf ich fragen, wo man in der Welt einem Manne, der sich so gerackert, und zu Gunsten der Menschheit geplagt hat, zum Lohne den Abschied gibt?

Der dicke Mann. (lautschreyend) Wo? fragt Er mich? Nirgends in der Welt als zu Traubenheim in Franken, wo ein dummer Jagdjunker seine Amtleute wie Sauen hetzt.

Ehr-

*) bitten.

Ehrlich. (der sich auf einmal wieder der Figur erinnert, erschrocken und ausser Fassung) Wie? zu Traubenheim belieben Sie zu sagen? . . . hat denn . . . oder . . . ist schon . . . ist es schon lange?

Der dicke Mann. Beyläufig acht Wochen.

Ehrlich. Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Der dicke Mann. Mein Name ist so wenig ein Geheimniß, als mein Schicksal — Ich heiße Schlacker — Benedict Blasius Schlacker.

Ehrlich. (sich verstellend) Und kommen geraden Wegs von . . . wie heißt der Ort?

Schlacker. Traubenheim.

Ehrlich. . . von Traubenheim?

Schlacker. (schreyt wie besessen) Nein! von Anspach — wo ich bey einem Schurken Schutz gesucht habe, der mich ins Elend gestürzt hat — der mich nicht einmal vor sich gelassen — der mir auf ein Empfehlungsschreiben, das ich sogar von der Hand des Jagdjunkers mitbrachte, nicht einmal das Haus öffnen ließ; — wo mich mein Weib, ein gottloses Stück Haut und Knochen, böslich verlassen hat — Kurz, mein Herr, wie mir's ergangen ist darf ich nur Gott klagen!

Ehrlich. Sie sind wirklich zu bedauern; aber Ihr Weib mag eben der größte Verlust nicht seyn.

Schlacker. Verlust? — Pur eitel Gewinn, mein Herr! aber da lernt man Menschen kennen — Zwölf glücklicher Jahre hab ich mich mit der Hure geschleppt, und im Elende verläßt sie mich!

Ehrlich. Und wo hält sie nun sich auf?

Schlacker. Wo? bey dem nämlichen Schlingel, der mich ins Elend gestürzt hat.

Ehrlich Und wer ist der?

Schlacker. Der verrufene Kammerjunker von Schleich, der Hungerleider, der Ehrendieb, der Schuldenmacher, der Ehebrecher..

Nach einer langen Litaney von Scheltworten, hob endlich Schlacker an, die Gewaltthätigkeiten alle nach der Reihe zu erzählen, die er erlitten haben wollte. Conrad zog die Maschine durch hunderterley Fragen beständig auf, so daß er nach und nach die ganze Lage der Sachen erfuhr, die ihm Wulfing verschwiegen hatte. Schlacker sprach in allem seinen eigenen Glimpf. Heinrich und Wulfing waren Tyrannen, Bösewichte ꝛc; Moritz von Schleich aber noch siebenmal ärger als sie. Gleiche Ehre wiederfuhr dem Magister Rohling; nur auf den verstorbenen Prediger Ehrlich, auf welchen Conrad vornehmlich das Gespräch leitete, war er noch einigermassen gut zu sprechen; unserm Conrad aber fielen, so sehr er sich barg, die hellen Zähren auf die Wangen.

Tags darauf erhielt Herr Schlacker abschlägigen Bescheid, im Betreff der Thorschreiberey; machte noch hier und da Versuch unterzukommen, aber immer vergeblich. In Vorchheim, Volkach und Wirzburg erbot er sich sogar, gegen billige Vergeltung, katholisch zu werden; aber sein Anblick war eine Warnung. Mit

ei-

einem Allmosen entlassen, schlug er nun den letzten Weg ein, der ihm übrig blieb. Er fieng an zu — betteln. In einem eigenhändigen Briefe trug er sein Schicksal de- und wehmüthig vor; versoff seine Allmosen in Branntwein und starb nach 5 Jahren im Hirtenhause eines schwäbischen Dörfchens, halbnackend und voll Ungeziefer, im Elende.

Petronella, seine treulose Rippe, sah diesen traurigen Tag nicht. Sie starb noch ehe sie zur Wittwe wurde. Moritz von Schleich war eben bey ihrer Ankunft in Anspach, mit den schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen behaftet. Eine Krankheit von der Art, schloß jener Zeit noch von der ganzen menschlichen Gesellschaft aus und fast niemand wagte es, des unglücklichen Wohllüstlings zu pflegen. Petronella, von Noth gedrungen und durch alte Liebe gezogen, hatte das Geschäft übernommen, ihren brodlosen Schlacker verlassen, und sich der schönen Versprechungen des Kammerjunkers getröstet. Dieser aber, durch alle Schmerzen noch nicht seiner lasterhaften Neigung entwöhnt, bediente sich, ehe er nur halb hergestellt war, bey Petronellen seiner alten Gerechtsame wieder. Das verzehrende Gift, das an seinem Körper fraß, theilte sich auch dem ihrigen mit. Moritz erholte sich wieder, so weit sich ein entnervter Wohllüstling erholen kann; Petronella hingegen sank ins Elend danieder. Moritz floh ihren Anblick, sein Leichtsinn, seine zerrütteten häuslichen Umstände, machten, daß die Kranke nur elende Verpflegung und einen Stümper zum Arzt erhielt. Sie starb endlich, nach einer halbjährigen Verwesung, in Umständen, vor denen die Menschheit zurückbebt.

Fünftes Kapitel.

Conrad Ehrlichs Ankunft und Aufnahme zu Traubenheim. Einrichtung der neuen Arbeitsschule.

Mit klopfendem Herzen erblickte Conrad sein Vaterdörfchen von ferne. Jeder Zaun, jeder Baum schien ihm ein alter Bekannter, und jeder Bach oder Hügel ein Zeuge seiner jugendlichen Spiele. Mehr aber als alles was er um sich sah, ergetzte ihn die Hoffnung, seinem treuherzigen Pathen und dem ehrlichen Lieberich, nach so langer Trennung, wieder in die Arme zu sinken, vielleicht auch den jungen gnädigen Herrn, mit dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, noch anzutreffen: Im Geiste bot er schon den Dorfsbewohnern die Hand und hörte den Zuruf: "Willkommen Herr Conrad, willkommen! Wie hat Er gelebt? Wo kommt Er her und was macht Er guts?" — Aber wehmüthige Gefühle mischten sich in seine fröhlichen Träume, als er näher zum Dorfe kam und den Kirchhof erblickte, in welchem seine frommen Aeltern den langen Todes-Schlaf schlummerten. Die unbesiegliche Tugend seines Vaters und die letzten Leiden desselben; der schauerliche Anblick, wie der kranke Mann da saß in drückender Armuth und seiner Auflösung harrete; der Segen, den ihm der Sterbende ertheilte und Lieberichs Abschied: Wir sind wohl arm; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. — Kurz, alle Leiden und Freuden seines

nes älterlichen Hauses und seiner frühen Jugend erneuten sich in ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das Sacktuch vors Gesicht hielt und bitterlich weinte. Heiliger Schauer überfiel ihn, als er an der Ecke des Kirchhofs stand. Er gieng an die Mauer-Oefnung und sah hinein auf die Stätte, wo sein frommer Vater an der Seite der zärtlichsten Mutter schlief. Zu seiner Verwunderung fand er beyde Gräber mit Blumen besetzt, durch welche Lieberich alle Jahre das Andenken dieser redlichen Menschen erneute. Noch Einmal weint er sich satt und geht dann ins Dörflein.

Gleich beym Eintritte begegnet ihm Nicklas. — Conrad erkennt ihn noch, und unbeschreiblich ist die Freude, mit der ihn Nicklas bewillkommt. "Nun aber lieber, lieber Herr Conrad, komm' Er gleich mit zu meinem Schwager *) Wie dem das Herz lachen wird, Ihn wieder zu sehn! Weiß Er doch, daß wir Ihn nun nicht mehr fortlassen? Daß Er — im Vertrauen gesagt — unser Herr Vogt werden soll?"

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie beyde zu Lieberich. Mit väterlichen Küssen umarmt dieser den freudetrunkenen Jüngling, und Weib und Kinder versammeln sich und bewillkommen ihn mit herzlichem Händedruck.

Noch rührender aber ist der Empfang bey seinem Pathen, dem Herrn Vogte. — Nach dem ersten Erguß der Wiedersehungs-Freuden, die sich leichter empfinden als beschreiben lassen, fangen beyde nun an, sich wechselseitig ihr Schicksal zu erzählen. Das Deinige, sagt

Wul-

*) Dem Schullehrer Lieberich.

Wulfing, soll hoffentlich nun bald entschieden seyn, lieber Conrad, wir erwarten täglich unsern Herrn Jagdjunker von Gotha zurück und er wird die Gnade für mich haben, dich mir beyzusetzen. Ich weiß, du machst mir den Abend meines Lebens nicht trübe. — So heiter als möglich! ruft Conrad, und sinkt seinem Pathen, mit innigen Gefühlen des Danks, in die Arme.

Schon am Abend des folgenden Tages trifft Heinrich mit seinem Reinhard, nach einer achtwöchigen Abwesenheit, in Traubenheim wieder ein. Wulfing, Heilmann und Ehrlich werden zu Tische geladen. Letzterer ist ganz begeistert von der gnädigen Aufnahme. Heinrich erinnert ihn an allerley kleine Freuden, die sie als Kinder miteinander getheilt hatten; läßt sich von ihm selbst die Geschichte seiner Wanderung nach Streitberg, des erlittenen Diebstahls, seiner Aufnahme im streitberger Amthause, und der unvermutheten Zusammenkunft mit dem Herrn Thorschreiber Schlacker erzählen; aber mit keiner Sylbe gedenkt er der Versorgung des jungen Ehrlichs, welcher immer nicht weiß, ob Er selbst sein Anliegen eröffnen, oder es seinem Pathen überlassen soll. — Am Schlusse des Abendessens reicht Gottfried Obst und Gebacknes herum; nur unsern Conrad übergeht er, wie aus Uebersicht. Indem zieht Heinrich einen Brief aus der Tasche, legt ihn auf einen Teller und reicht ihn dem jungen Ehrlich hin. Hier, lieber Freund, sagt er, nehmen Sie einen Nachtisch aus meiner Hand, weil Gottfried so unartig war, Sie zu übergehn. — Conrad ahnet den Inhalt; eröffnet zitternd das Schreiben,

ben, und wirklich war es ein Decret auf den Traubenheimer Vogts-Dienst. — "O gnädiger Herr! ruft er voll Entzücken aus, für was soll ich zuerst danken? für das Amt, oder für die Art und Weise, wie ich es erhalte? Sie sind meinen Bitten zuvorgekommen: könnt' ich es künftig eben so bey all Ihren Wünschen thun!" — Seyn Sie mein Freund, erwiedert Heinrich, indem er ihn umarmt, wie es Ihr Pathe meinem seligen Vater war! Das ist der Inbegriff all meiner Wünsche. — Die ganze Gesellschaft überhäuft den jungen Ehrlich mit Glückwünschen, und gleich am folgenden Tage wird er der Gemeine, als Wulfings Amtsgehülfe, feyerlich vorgestellt. Er reiset zurück nach Streitberg; dankt seinem Wohlthäter und seiner Wohlthäterinn unter kindlichen Thränen, und kommt bald darauf mit seinen Habseligkeiten wieder in Traubenheim an.

Indeß hatte Wulfing die Theilung des jährlichen Soldes überlegt; den größern Theil seinem Pathen; den kleinern sich selber bestimmt. — Ehrlich aber will nur ein kleines Jahrgehalt von Wulfing; Er will bey ihm zu Tische gehn und ihm dafür die ganze Besoldung überlassen. — Nach vielen wechselseitigen Einwendungen, läßt endlich sich Wulfing den uneigennützigen Vorschlag gefallen. Gut, lieber Conrad, sagt er, ich gebe für jetzt nach. Du bist mein Tischgenosse, so lange dir es gefällt; aber nach meinem Vorschlage muß es gehalten werden, so bald du deine Wirthschaft veränderen willst. So geschieht es, und die Folge wird lehren, daß die zuvorkommenden Gefäl-

fälligkeiten dieser Männer, keine Wirkung der ersten Aufwallung, sondern der reinsten Tugend war.

Ich komme nun auf Wulfings Vorschläge zurück, die wir aus dem dritten Kapitel schon kennen.

Gleich am Tage nach Heinrichs Zurückkunft übergab er sie zur Genehmigung. Der gnädige Herr war mit allem zufrieden, und beklagte nur, daß ihm seine gegenwärtigen Umstände nicht erlaubten, mehr zu thun.

Den Anfang der Erfüllung machte er nun mit Aufkündigung der Marksischen Heckenwirthschaft und mit Einrichtung einer besondern Arbeitsschule, zu der er ein geräumiges Zimmer im Schlosse, vier Klafftern Brennholz und 25 Gulden Jahrsgehalt für die Lehrerinn bestimmte; zugleich auch versprach, die Kinder, welche nicht selbst Zuthaten zur Arbeit mitbringen würden, nach Wulfings Vorschlage, mit Wolle zu versehen.

Lieberichs Nicke wurde als Lehrerinn bestellt, und Heilmann erhielt den Auftrag, über Zweck und Einrichtung der neuen Arbeitsschule zu predigen.

Es war eben der 19te Sonntag nach Trinitatis. Heilmann hielt sich besonders an den letzten Vers der Epistel: "Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen." —

Er zeigte, daß man um diesen Rath ganz zu befolgen, vor allem bey der Jugend anfangen, und sie

1. überhaupt zum Fleiße;
2. zur Geschicklichkeit und Ordnung in mannichfaltigen Arbeiten, und
3. zur guten und löblichen Anwendung des Erworbenen frühzeitig gewöhnen müsse.

Die Geschäftigkeit, sagte er, ist fast Allen angebohren; denn der Mensch ist zur Arbeit geschaffen. Vom frühen Morgen bis in die Nacht machen sich daher die meisten Kinder etwas zu schaffen. Wird ihre Geschäftigkeit aber nicht zum Guten und Nützlichen gelenkt: so treiben sie unnütze oder gar schädliche Dinge, oder gewöhnen sich, was noch ärger ist, an den Müßiggang. Wirklich, liebe Traubenheimer, fuhr er fort, wirklich scheint mir unser Dorf in dem Stücke nicht ganz zum Beßten bestellt. Ich sehe Kinder auf der Gasse müssig herum ziehen, oder kindische Spiele treiben, die wirklich schon mit ihren Händen etwas gutes schaffen könnten. Andere werden zum Fleiße zwar angehalten; aber nur allein zu Feldarbeiten; Und doch gibt es der häuslichen Arbeiten so viel, die eben so nöthig, oft noch einträglicher und zuweilen die einzigen sind, mit denen man etwas verdienen kann. Es gibt Zeiten, da man in Aeckern und Weinbergen nichts zu thun hat und seine müssige Zeit mit etwas nützlichem ausfüllen sollte. Bey den allermeisten Einwohnern unsers Ortes thut es auch Noth. Wie sehr fallen den Armen, bey der schlechten Nahrung, die müssigen Kinder zu Last! Wie schön wär' es, wenn diese was nützliches arbeiten lernten und auch einen Theil zur Erhaltung des Hauswesens beytrügen!

Und wie herzlich wäre zu wünschen, daß wir eine eigene Schule hätten, in welcher die Kinder unentgeldlich im Kartätschen, Spinnen, Stricken, Nähen, Klöppeln und dergleichen Dingen so gut unterrichtet würden, daß sie nicht nur für ihr eigenes Haus, sondern auch auf den Verkauf, arbeiten könnten!

Selbst für Knaben wär' es keineswegs schimpflich, wenn sie die nämlichen Arbeiten lernten, um nicht in langen Winter-Abenden auf der faulen Bank liegen zu müssen, während alle Weibsleute des Hauses, bey der gemeinschaftlichen Lampe, beschäftigt sind. Doch es gibt noch andere Handthierungen, die besonders für Mannsleute sich schicken, und es wird ein leichtes seyn, dergleichen in Menge zu ersinnen. — Laßt jedes Kind, das einmal anfängt zu arbeiten, nur zwey Dreyer des Tages verdienen: Wie wohl müßte der Beytrag armen Aeltern kommen! Und Wohlhabendere, die des Beytrags nicht bedürfen, könnten die Kinder ihre Dreyer in einem Spartopfe zusammen legen und dann gut anwenden lassen: so würden die Kinder mit dem Gelde frühzeitiger wirthschaften und einsehen lernen, daß ein Gütchen leichter durchgebracht als erworben wird. Und seht, liebe Zuhörer, (schloß er endlich) solch eine wünschenswürdige Anstalt hat unser lieber gnädiger Herr aus eigenen Mitteln gemacht! Ein Zimmer im Schlosse, nothdürftiges Brennholz, und ein Sold für die Lehrerinn, die euere Kinder ganz unentgeldlich unterrichten, euch eine Last vom Halse nehmen und, durch den kleinen Verdienst euerer Kinder, euch die ganze Wirthschaft erleichtern soll,

stehn

stehn schon bereit! — Auf Euch beruht es nun, ob ihr von der herrlichen Einrichtung Gebrauch machen wollt oder nicht!

So sagte Heilmann und beschrieb dann die ganze Einrichtung der Schule; zeigte daß dadurch der Kinderunterricht im Lesen, im Schreiben, Rechnen und im Christenthum gar nicht verkürzt werden solle; weil man die Kinder nur dann, wenn sie, nach geendeten Schul-Lectionen, müssig da säßen und gewöhnlich böses trieben, nach der Arbeits-Schule schicken und auch da, während der Arbeit, mit nützlichen Gesprächen unterhalten würde. Endlich beschloß Heilmann mit Luthers Worten: "Meine Meynung ist, daß man die Knaben des Tags eine oder zwey Stunden in die Schule gehn lasse und die andere Zeit nach Hause (oder besser: in die Arbeitsschule) schaffe; Handwerk lehre oder wozu man sie haben will, daß beydes, (das geistliche und leibliche) miteinander gehe!" —

Der Vortrag leuchtete vielen gar sehr ein. Nur wenige, die sich für witzig hielten, spöttelten darüber, daß der Pfarrer auf der allerheiligsten Kanzel vom Kartätschen, Wollenspinnen und Strumpfstricken sprach. Einige Frömmler klagten, daß man heut zu Tage auf Geschicklichkeit mehr halte, als auf Gottes Wort; Andere, die selbst nichts gelernt hatten, fürchteten, ihre Kinder möchten geschickter werden als sie; Ein Paar, die in ihre Kinder vernarrt waren, glaubten aus Affenliebe, daß die armen Närrchen zu sehr möchten angegriffen werden; Noch andre meynten, man sollte es doch lieber beym Alten lassen und nichts neues anfangen,

ob sie schon nicht eigentlich wußten, warum ihnen die Neuerung mißfiel. Die meisten waren indeß mit dem Vorschlage zufrieden, und die Unzufriedenen wagten, unter solchen Umständen, keinen Widerspruch.

Mit großer Freude versammelten sich am bestimmten Tage die Kinder im Arbeitszimmer, und Ricke las in aller Augen die Begierde, geschickt zu werden; aber eine Schwierigkeit fand sich sogleich, an die man gar nicht gedacht hatte. Viele von den Kindern hatten nicht einmal ein Spinnrad oder Stricknadeln. Ricke sah sich daher genöthigt, einige, vor der Hand, nur mit Wollenzausen zu beschäftigen; der gnädige Herr aber ließ in aller Eile Aufzugräder, gewöhnliche Spinnräder, Kartätschen und Haspeln *) verfertigen, Stricknadeln von verschiedner Art herbeyschaffen, und half dadurch diesem Mangel mit einem mal ab.

Weit größer waren indeß andre Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege standen. Die verwilderten, in Müssiggange, oder doch nur bey gedankenlosen Geschäften aufgewachsenen Kinder, stellten sich unglaublich links zu der Arbeit. Ricke wußte nicht Rath zu schaffen, weil noch keine von ihren Schülerinnen geschickt genug war, ihr beyzustehn. Die Kinder aber sahen nun erst ein, daß sie sich in ihrer Hoffnung, lauter Lust und Freude zu finden, betrogen hatten. Einige weinen, da alles nicht gehn will; andre werden verdrüßlich und wissen nichts bessers als die vorigen Zeiten, wo sie noch in Schmutz und Lumpen müssig gehn durften. Zu Hause bitten und betteln sie, wollen

nicht

*) Garnweifen.

nicht mehr zur Arbeitsschule, wollen wenigstens heute zurück bleiben, und unverständige Mütter erlauben einen Feyertag um den andern.

Indeß aber werden etliche Kinder mit einigen Paar Strümpfen und Stauchern fertig. Ricke zahlt ihnen gleich ihren Lohn in neuer Münze vom herrschaftlichen Gelde. Mit den blanken Groschen laufen die Kinder nach Hause. Alle ihre Gespielen müssen das schöne Geld auf dem Wege schon sehn; zu Hause kehren sie es tausendmal um und klappern mit der Sparbüchse, wie Kinder mit der Schlotter. Ihre Liebe zur Arbeit wächst zusehends. Auch die Aeltern begreifen allmählig, daß es so besser ist und halten ihre Kinder fleißiger zur Arbeitsschule. Verschiedene, zu Hause schon geschickter erzogene Mädchen, finden sich immer besser ins Geschirr und fangen an, auch Hemder zu machen und allerley zu verfertigen, was man seither nur bey der gelernten Näherinn gesucht hatte. Nun, das ist doch wahr, sagen endlich die Mütter, so was haben wir in unsrer Jugend nicht gelernt! Sie fangen an, auch die Knaben zur Arbeitsschule zu schicken, was sie bisher nicht gethan hatten, weil es da, ihrer Meynung nach, nur Weiberarbeit gab, und die Schule nahm immer gedeihlichern Fortgang.

Ricke bemühte sich nun auch, die Kinder mehr zur Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. An keinem wurden Schmutz oder Lumpen geduldet. Ihr zerrißnes Gewand flickten sie unter Aufsicht der Lehrerinn. Vor der Schloßthüre stand eine Bank, auf der die Kinder mit stumpfen Messern erst ihre Schuhe ganz rein machen

mußten, eh sie hinein giengen. Das Arbeitszimmer wurde alle 14 Tage von den Kindern aufgewaschen; die Räder mußten schön blank und der Spinnrocken nicht so verzaußt seyn. Während der Arbeit schaute Ricke fleißig auf die Hand. War eines der Kinder nicht gewaschen: so mußte es hinaus gehn und sich rein machen. Die Haare mußten schön zusammen gekämmt seyn, und ein Kind, das Ungeziefer mitbrachte, durfte nicht mehr zur Schule, bis es gesäubert war.

So wenig das anfangs gefallen wollte, so wohl that es in der Folge den Kindern. Sie fiengen nun an, auch im älterlichen Hause brav aufzuräumen, und Unreinlichkeit ward ihnen allmählig zur unerträglichsten Last. Während der Arbeit erzählte Ricke allerley schöne, lehrreiche Geschichten, die sie von ihrem Vater gehört hatte; Pfarrer Heilmann besuchte öfters die Arbeitsschule und lehrte dabey die Kinder in freundlichen Gesprächen. Niemand aber war mehr für die Anstalt eingenommen als Heinrich. Fast immer über den andern Tag besuchte er sie auf etliche Minuten. Die Kinder standen dann alle bescheiden auf und machten ihm einen freundlichen Knicks. Den fleißigsten und geschicktesten, besonders den Knaben, deren sich immer mehr einfanden, gab er gewöhnlich neue Dreyer, und diese waren stolzer darauf, als des Kaisers Soldaten auf eine Ehrenmünze vom jüngsten Türkenkrieg.

Binnen einem Vierteljahre hatten sie schon aus der herrschaftlichen Wolle so viel Strümpfe verfertigt, daß man anfieng auf den Verkauf zu sinnen, und sonst waren noch verschiedene Hemden und Strümpfe geliefert,

zu denen die Kinder das Zugehör mitgebracht hatten. Drey Mädchen spannen schon Baumwolle für einige Fabricken in der Stadt. Nur ein Mann fehlte noch, der sich zum walken, färben und Verkauf der Strümpfe gebrauchen ließe.

Glücklicher Weise hatte Rulli auf seiner Wanderschaft diese kleine Kunst bey einem Meister gelernt, der sich in müssigen Zeiten damit abgab. Er erbot sich dazu; ließ Einrichtung in seinem Hause machen; die Strümpfe wurden schön zugerichtet, und wenn eine Parthie beysammen war, lief sein Sohn Peter, der auch nach seinem Tode das Geschäfte noch forttrieb, damit hausiren, oder auf den Markt, und das Erlösete bezahlte nicht nur die Wolle und den Verdienst der Kinder, sondern auch die Mühe des Maurers.

Indessen hatte man auch die Weiden auf der grossen Moorwiese geschnitten. Ein Korbflechter wurde vom gnädigen Herrn auf ein ganzes Vierteljahr gedingt; der versah nicht nur das Schloß und die Meyerey mit überflüssiger Arbeit, sondern unterrichtete auch verschiedene junge Bursche des Dorfs. Sie flochten bald allerley Körbe von Weiden und Stroh, mit denen sie anfangs ihre Häuser und die Nachbarschaft, und in der Folge ganze Gegenden versorgten, denen sie ihre Arbeit auf dem Maine zuführen ließen. Ihre feinsten Weidenkörbchen bekamen immer weitern Verschluß, und werden seit vielen Jahren sogar bis Hamburg geliefert.

Unter Gottfrieds Anweisung gieng auch die Baumzucht gut von Statten, zu welcher die Gemeine ein an das Dorf grenzendes Wasenstück eingeräumt und mit ei-

ner Pflaumenhecke eingezäunt hatte. Nach etlichen Jahren ließ nun Heinrich die öden Plätze der Fluhr abstecken und unter der Bedingung verloosen: daß jeder seinen ihm zufallenden Theil mit Bäumen besetze. Zu dem Ende wurden die größten Stämmchen aus der Baumschule vertheilt, zu welchen die Knaben aus dem Gemeinwalde noch Wildstämme gruben und damit alles besetzten. Da diese Bäumchen nun ihr Eigenthum waren: so gaben sie beym Viehhüten fleißig darauf acht, was sie zuvor nie gethan hatten; propfren auf die wilden Stamme gu es Obst aus dem Schloßgarten, und als die Bäume tragbar wurden, warfen sie alljährlich einen sehr großen Profit für das Dorf ab. Gegenwärtig verkauft Traubenheim, nach dem geringsten Anschlag, ein Jahr ins andre, für 2000 Gulden Obst. Der Handel mit Zwetschgen und Kirschen beträgt in guten Jahren allein so viel; und doch behält jederman einen Ueberfluß für seine Haushaltung.

Die Freyheit, auch in der Brache zu bauen, trug nicht weniger zur Aufnahme des Dorfes bey; und weil denen, die schon zwanzig Morgen *) in Einer Fluhr hat-

*) Den Morgen zu 180 Nürnb. Quadr. Ruthen. Man hat die Einwendung gemacht, daß 60 Morgen fur einen Bauern zu wenig seyen; Es kommt aber erstlich auf die Größe der Morgen und zweytens auf die Beschaffenheit des Feldes an. Vom leichtern, weniger ergiebigen Boden, kann man freylich mehr bestellen und hat auch mehr nöthig. Hier ist vom schwerern und einträglichern Felde die Rede. Ob eine Verordnung von der Art Despotismus sey, bezweifle ich. Wenigstens könnte man dann, mit eben dem Rechte, jedes, zum Bestand des gemeinen Wesens abzielende Positiv-Gesetz, als Despotismus verschreyen.

hatten, strenge verboten war, noch mehr Land zu kaufen: so kamen auch die Aermern zu manchem guten Stück Acker. Die Viehzucht wurde stärker getrieben als vorhin, und der vermehrte Dünger verbesserte auch die übrigen Felder. Schon im Jahr 1760 war der Kleebau in Traubenheim so stark, als er nun nach dreyßig Jahren irgendwo gefunden wird.

Kurz zuvor, ehe Heinrich das neue Hegrecht einführte, (1718) kamen in Traubenheim die Kartoffeln empor, die Wilhelm Rode aus dem Vogtlande, wohin er eine Fracht übernommen, mitgebracht hatte. Diese nahmen nun mit Gewalt überhand. Pfarrer Heilmann sah die Einführung dieser Frucht mit Recht für so wichtig an, daß er im Sterbregister vom Jahre 1725, als er Wilhelms Tod einzeichnete, wegen dieses Umstandes gar viel zum Lobe des Verstorbenen sagte, so wie man überhaupt darin, in einem besondern Register, angemerkt findet, wann und von wem etwas nützliches zu Traubenheim in Gang gebracht worden ist. Nicklas säte z. E. den ersten Monatsklee 1729, und Fritz führte 1730 zuerst den türkischen Klee, oder die Esparcette, auf dem sogenannten kahlen Hügel ein, (der über eine halbe Stunde vom Dorfe liegt,) wo bis dahin oft mehrere Morgen aneinander öde lagen, weil der Ertrag den Daransatz und die Mühe nicht belohnte.

Durch diese Anstalten kam das Volk in wenigen Jahren sichtbar empor, und heute noch ist Traubenheim der nahrhafteste Ort im Umkreise. Noch heute liefert es alljährlich eine Menge Körbe, Strümpfe ꝛc;

die Baumwollenspinnerey beschäftigt mehr als zwanzig Hände; die Baumzucht steht im beßten Stande; der Kleebau blüht schon bey dreyßig Jahren und wird immer geschickter betrieben; eine Menge Mastvieh geht alle Jahre über die Grenze; nur der Weinbau allein kommt seit etwa 15 Jahren etwas in Verfall, weil ihn das Volk nun für weniger einträglich hält und daher fast alle flach liegenden Weingärten in Frucht- und Kleefelder verwandelt.

Sechstes Kapitel.

Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes. Pred. Sal. 9, 18.

Man würde dem damals verwilderten Traubenheim indeß zu viel Ehre erzeigen, wenn man glaubte, daß die neuen Einrichtungen sonst keine Schwierigkeiten gefunden hätten als die, welche das vorige Kapitel erzählt. Ob gleich niemand zur Arbeitsschule gezwungen wurde: so fielen doch tausend ungewaschene Reden. An der Schloßthüre fand man sogar eines Morgens einen Zettel mit folgenden boshaften Reimen:

Allhier ist die verkehrte Welt,
Wo man Knaben zum Stricken bestellt,
Eine Jungfer zum Schulmeister macht,
Und ein Paar Strümpfe höher acht't
Als Gottes Wort und Seligkeit,
Und dennoch aber barfuß geht.

Im

Im Schloß die Schul' ist aufgeschlagen,
Aber nicht der Jugend wegen,
Sondern, mit gar klugem Sinn,
Für den Junker und die Schulmeisterinn.

Bey der Verloosung der Baum-Plätze, murrte das grobe Gesindel, daß auch der Vogt, der Pfarrer und Schullehrer einen Theil bekamen, und dem letztern wurden in Einer Nacht gegen zwanzig junge Bäume niedergehauen. Veit, Herrmanns jüngster Sohn, ein übelgezogener Bursche, wurde als Thäter entdeckt; bekam öffentlich Prügel, und mußte den Schaden mit zwanzig Gulden bezahlen.

Gegen die Aeckerbeschränkung wurden tausend Eingelänke gemacht. — Wer weiß indeß nicht, daß die bösen Kinder schreyen, wenn man sie wäscht; aber desto herzhafter wieder lachen, wenn sie gewaschen sind. — So gieng es auch hier. Niemand trug aber mehr zur Dämpfung des Schwindelgeists bey, als Fritz Rüdiger, der neue Dorfsschulze. Dreist und schnell entschlossen gieng er jedem zu Leibe, der sich unterstand, in seiner Gegenwart ein nachtheiliges Wort gegen die neuen Verordnungen zu sagen. Laß uns zum gnädigen Herrn gehn und von der Sache reden, weil du so viel Muth hast! sprach er, wenn irgend einer in der Schenke sein Maul aufthat. — Mit einigen klugen Nachbarn, unter denen sich Nicklas, Rulli, Wilhelm, Rommel, lauter bejahrte Leute, und mehrere von den jüngern Einwohnern auszeichneten, nahm er überdieß noch Abrede, daß sie bey jeder Gelegenheit die gute Sache vertheidigen, und besonders ihre

Verwandten dafür einnehmen wollten. Das gute Beyspiel und die Ueberredung dieser Männer wirkte sichtbar, und zuverläßig würden die Anstalten, trotz der Gegenwart des gnädigen Herrn, weniger von Statten gegangen seyn, hätten diese braven Leute zur guten Sache geschwiegen und wie die meisten ihres gleichen, es dem Schicksale überlassen, ob das Werk gehn oder fallen soll.

Gleichwohl waren sie nicht im Stande, jeder Thorheit des Pöbels zu steuern.

Gewöhnlich ergießt sich der Volks-Eifer über den unschuldigsten Theil; so gieng es auch hier, und die Zielscheibe, nach der fast alle Pfeile flogen, war dießmal der unschuldige Pfarrer. Verschiedenemal hatte er schon über die neuen Einrichtungen gepredigt. Ob gleich die Predigten den Starrköpfen und Rechtskrämern nicht so ganz gefielen: so hatten sie doch ihren unstrittigen Nutzen.

Unvermuthet aber ereignete sich ein Umstand, der dem Pfarrer einen der schlauesten Bösewichte des Dorfs, den Nachbar Ludewig, zum Feind machte. Mit teuflischer Arglist wußte dieser den Strohm der Volks-Unzufriedenheit so zu lenken, daß man des Junkers, der beyden Vögte, des Schulzen und Gottfrieds, die bisher alle Schuld hatten, gänzlich vergaß und, wie die Folge zeigen wird, allein über den Pfarrer herfiel.

Im Frühlinge 1721, als eben die neuen Anstalten in Traubenheim am stärksten betrieben wurden, stieg Klaus, Ludewigs jüngster Sohn, auf einen hohen Kirschbaum nach einem Vogelneste. Seine Cameraden standen unten und waren gierig, die herabflatternden Vögelein aufzuhaschen. Klaus aber konnte, durch das enge Astloch, der jungen Brut nicht beykommen. Erst sucht er durch eine gespaltete Ruthe das ganze Nest heraus zu ziehn; aber umsonst! Seine Gespielen reichen ihm ein Handbeil; er haut an der Oeffnung, bringt sie aber nicht weit genug. Gebt mir Steine herauf, ruft er endlich, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen! — Thu doch das nicht, Klaus! erwiedern die Kinder. Siehst du wie die Alten um den Baum flattern und vor Jammer schreyen? Laß die Jungen flügg werden und abfliegen. — Das ist wieder so ein Geplauder von unserm Schulmeister! sagt Klaus und besteht darauf, daß ihm die Kinder Steine herauf reichen sollen. Nun so gebt ihm! sagen die einen. Untersteht euch! rufen die andern. Wißt ihr nicht was neulich der Herr Schulmeister gesagt hat:

Auch ein Thier empfindet Schmerz,
Quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Ihr ärmlichen Schächer! ihr Fürchter! schreyt Klaus dagegen. Die Beine wollt' ich den jungen Aesern ausreisen und sie lebendig rupfen! Schwitz' ich doch am ganzen Leibe, wie ich mich geplagt habe! Die Bestien fressen das Jahr über eine Menge Getreid und thun einem lauter Schabernack; warum sollen wir ....

Aber

Aber sie fressen auch viel Ungeziefer, und der liebe Gott hat sie doch auch geschaffen und will, daß sie leben und ihr Futter haben sollen — fallen die Kinder ins Wort. Weißt du wie es dem Buben ergangen ist, der auch den Vögeln die Beine ausgerissen hat? wie ihm ein Bauholz beyde Füsse zerschlagen hat, und wie er gesagt hat: das hab ich an den armen Vögeln verschuldt! und wie er fast verzweifelt wäre, als der Brand dazu gekommen ist? — Das hat wieder der Schulmeister erzählt, der schon mehr erzählt hat! ruft Klaus dagegen, und wenns an's Fuß-Abschlagen geht: so gehts über meine Füße her und nicht über die eurigen!.. Nun wenn du's auf dich nehmen willst, sagt endlich des Schulzen Bernhard: so kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf! und hiermit stellt er sich, als wollt' er sie zu ihm hinauf werfen. —

Seyd Narren und werft mich vors Hirn! schreyt Klaus. Wenn ihr ja nach mir werfen wollt: so nehmt dort Morast aus der Pfütze!

Freudig laufen die Kinder und werfen in die Wette hinauf. Klaus versteckt sich hinter den Stamm, und als des Morastes genug an dem Baume herum hängt, nimmt er, voll Schalkheit, den Koth und verklebt damit das Loch. Das Jammergeschrey der jungen Vögelein und der klagenden Mutter, welche beständig um den Baum herum flattert, als ob sie Barmherzigkeit von dem kleinen Tyrannen erflehen wollte, bewegt den Bösewicht nicht. Wie wenn er eine großmüthige That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab. Seine Hände sind aber noch schlüpfrig von dem Moraste;

die

die Aeste des Baums sind besudelt; der Fuß entwischt ihm; er fängt mit den Händen; aber auch diese gleiten ihm aus, — und gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde hinab. Fürchterlich kracht das Genicke, das Blut strömt aus dem Munde und nach einigen Zuckungen liegt der elende Knabe seelenlos am Boden!

Zitternd und heulend laufen die Kinder nach dem Dorfe zurück. Einige verstecken sich vor Angst; die andern eilen nach Hause und erzählen den Unfall. Der Lärm verbreitet sich augenblicklich durchs ganze Dorf, und kommt auch dem Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volks, das aus dem Dorfe strömt, geht auch er zu dem Baume. Ludewig nimmt eben, nebst einem Tagelöhner, den todten Knaben auf eine Tragbahre. Die Mutter lauft hinterher und erhebt ein unaussprechliches Jammergeschrey. Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder! ruft sie. — Den ersten der mir unter den Wurf kommt, schlag' ich zu Boden! brüllt der Vater; denn beyde sind, wie die meisten Aeltern — Den Fehler ihres Kindes bürden sie andern auf. Die Schuld des Unfalls suchen sie allein in Klausens Cameraden. Diese stecken indeß hinter den Hecken benachbarter Gärten. Erst als Ludewig und sein Tagelöhner den Leichnam von der Stelle geschafft haben und ein Theil des Volkes verlaufen ist, kommen die Kinder wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gehn mit Heulen nach dem Kirschbaume, die Lache Bluts zu beschauen, die Klausen aus dem Munde gelaufen war. Schon sind sie beysammen, als sie den Pfarrer erblicken und auseinander fahren. Bleibt stehn! sagt Heil-

mann

mann und hebt an zu examiniren wie alles zugegangen ist. Mit Schluchzen erzählen es die Kinder. — Ach, lieber Herr Pfarrer! eigentlich bin Ich daran Schuld; aber ich kann nichts dafür! sagt Bernhard Rüdiger, des Dorfsschulzen jüngster Sohn. (den wir vom 16 Kapitel an wieder finden werden.) Klaus hat Steine verlangt, und ich habe gethan als wollt' ich ihm welche hinaufwerfen. Darüber fiel ihm der Morast ein; Aber Gott weiß es, daß ich mit keinem Steine zu werfen verlangt habe! — Warum habt ihr aber mit Morast geworfen? fragt der Pfarrer. Alle Kinder verstummen. Ach ich will es gestehn, sagt endlich Bernhard: wir wollten unsern Spaß mit ihm haben und ihn brav voll werfen, weil er die Vögel hat plagen wollen. Daß solch ein Unglück daraus kommen würde, wer hätte das gedacht? Und daß er das Loch würde zustreichen ist uns eben so wenig eingefallen.

Dem guten Prediger wurd' es hier wieder wohl um das Herz, als er die Aufrichtigkeit der Kinder bemerkte; aber Thränen des Jammers über den Unglücklichen, liefen ihm die Wangen herab.

Indem kommt auch Lieberich mit dem Hausjäger Gottfried. Der Pfarrer und sein Schullehrer fangen nun an, mit vereinigten Kräften, den Kindern ans Herz zu bringen und ihnen die Grausamkeit vieler Menschen gegen arme Thiere lebhaft zu schildern. — Aber, lieben Kinder, sagt endlich der Prediger, wir haben die armen Thierchen vergessen, die nun in ihrem Neste Hungers und Durfts sterben müssen. Wie wär' es euch wohl, wenn man euch in ein Gefängniß, in das

we-

weder Sonne noch Mond scheint, zusammen sperrte und Hungers sterben ließe? wie ihr da miteinander heulen und schreyen und euch vor Durst die Thränen von den Backen saugen würdet! wie ihr euch vor Schwachheit und Elend auf einander würdet herum wälzen und verschmachten! (lautes Weinen der Kinder) Und seht, eben so ist es jetzt den armen Thierchen im Neste; und Gott, der auch diese geschaffen hat, hört ihr Jammergeschrey so wohl als das eurige. — Seht ihr wie die treuen Alten um den Baum flattern? Hört ihr wie sie locken und klagen über den Verlust ihrer Jungen? Und das geht euch nicht zu Herzen? ... Ach ja, ach ja! schluchzen die Kinder, und jedes will hinauf steigen, das Loch wieder zu öffnen; aber Heilmann und Lieberich erlauben es nicht. — O Gott, wir können nicht schlafen und rasten, wenn nicht wieder aufgethan wird! schreyen die Kinder. — Das soll gleich geschehen, sagt Heilmann; nur ihr sollt es nicht. Ihr seyd alle zu sehr in Schrecken und könntet herab stürzen wie der unglückliche Klaus. — Gottfried holt indeß eine Leiter und öffnet das Flugloch. — Vor Freude flattern und jauchzen die Nestlinge; die Mutter fliegt näher und schlüpft in das Nest, als wollte sie ihre zitternden Kleinen trösten und stillen. Die versammelten Orts Kinder aber müssen dem Prediger und Schullehrer die Hand reichen und vor dem Blute des Verunglückten versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern und von allem gefährlichen Klettern nun abzustehn.

Unbeschreiblich war die Rührung, in die, sowohl die Erwachsenen als die Kinder, durch diesen Auftritt

versetzt wurden. Heute noch erzählt man sich in Traubenheim die Geschichte und unauslöschlich ist ihr Eindruck.

Auch bey der Beerdigung des Unglücklichen suchte der Prediger ein Wort zu seiner Zeit zu reden. Gegen den Schluß der Predigt wandte er vorzüglich die Worte des Apostels Jacobus auf den Fall an: "es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat." — *) Mit hinreissendem Eifer kam er bey der Gelegenheit auch auf die Peinigung des Zugviehes und der Hausthiere zu sprechen. Fast jeden schlug das Gewissen. Die Gemeine saß im tiefsten Selbstgefühl, und kein Vater, keine Mutter gieng ohne den guten Vorsatz von dannen, künftig den Kindern mit gutem Beyspiele voranzugehn und jeder Grausamkeit zu steuern; denn Heilmann hatte besonders gezeigt, wie die Kinder schon in der frühesten Jugend gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet würden, wenn man ihnen erlaubt Kafer, Vögel und andere kleine Thierchen zum Zeitvertreibe zu martern. Kinder die sich auf solche Weise an Unbarmherzigkeit gewöhnt haben, sagte Heilmann, ersticken dadurch allmählig fast alles menschliche Gefühl, und nicht selten üben sie dann auch gegen ihre alten gebrechlichen Aeltern Unbarmherzigkeiten aus, vor denen die Natur erzittert.

Jedermann fühlte die Wahrheit dieser Behauptung; nur Ludewig nicht.

Alles, was Heilmann sagte, zog er auf sich, weil ihn bey jedem Worte das Gewissen schlug. Seiner Mey-

*) Jacob 2, 13.

Meynung nach gieng der Prediger blos darauf um, ihn und sein Haus öffentlich zu beschimpfen. In der Kirche schäumte der Unmensch vor Bosheit und noch mehr auf dem Leichtrunke. Das vergeß ich dem Pfaffen meine Tage nicht! schrie er, und trank in der Bosheit ein Glas Wein um das andere hinein. Seinen Groll zu befriedigen, schlug er den sichersten Weg ein, und verschrie den Pfarrer als einen Unglaubigen und Ketzer. Ist das auch das wahre Christenthum, was er uns predigt? Das sind Policey-Predigten, die er hält, und keine christerbaulichen, wie sichs für das Haus Gottes schickt! sagt er. Nicht weniger hat er an seinen Katechismuslehren, am Beichtwesen und dergleichen auszusetzen. Das Geplauder findet hier und da Beyfall; man lauert dem Pfarrer auf alle Sylben; man streitet sich alle Sonntage darum, ob er es recht gemacht hat oder nicht; man zieht die neue Arbeitsschule mit ins Spiel; man wärmt die alten Pasquille wieder auf; treibt das Unwesen täglich ärger — und so bezeugte Ludewig mit der That, was Salomo spricht: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Siebentes Kapitel.

Trauergeschichte eines Chorhemds.

Wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfalle, den das vorige Kapitel erzählt, starb Lips und bedachte

noch vor seinem Ende die Traubenheimer Kirche mit einem stattlichen Chorhemde. Bisher hatte der Prediger des Dorfs dieses heiligen Schmucks entbehrt und mußte sich mit seinem Leibhemde, wie alle übrigen Menschenkinder, begnügen. Aus weiser Sparsamkeit hatte man das überflüssige Flügelgewand bisher weggelassen. Ehrlich war froh, daß er damit verschont blieb; Magister Rohling aber konnte den Wunsch nach dieser geistlichen Zierde nicht bergen. Ihm dünkte sie so respecterweckend und unentbehrlich, wie der Leibrock, in welchem der Priester zu Jerusalem den Herrn um Offenbarungen bat. Lips war gleichen Geschmackes mit ihm. Eine Stiftung zu so heiligem Gebrauche schien ihm also das wirksamste Mittel, noch vor seinem Ende den lieben Gott gleichsam zu bestechen und sich einen unauslöschlichen Nachruhm zu erwerben. Im Geiste sah er schon vor seiner Leiche her den Prediger Heilmann in dem neuen Schmucke stolziren, und von der Kanzel herab hoffte er mit Segnungen und Lobsprüchen überhäufet zu werden. Er befahl daher: so bald seine Augen geschlossen seyn würden, die Leinewand zu kaufen und dem Pfarrer, nebst der letzten Willensmeynung, zu überschicken, daß das Chorhemd sogleich zusammen gemacht, in den Zipfeln aller vier Flügel mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet und bey seiner Beerdigung zum erstenmal angethan werden sollte.

Kurz entschlossen übernimmt Heilmann das Vermächtniß; läßt die Schullehrerinn rufen, das ganze Stück Leinewand in Kopf- und Halstücher zerschneiden und unter arme Mädchen des Dorfs mit der Bedingniß ver-

vertheilen, daß sie die Tücher sogleich saumen und damit bey Lipsens Leiche erscheinen sollen.

Mit großen Augen schaute die Vetter- und Baasenschaft durch die Drehscheiben des Leichhauses, als Heilmann ohne weisses Uebergewand, bey dem Sarge erschien. Noch größer aber war ihr Erstaunen, als er auf der Kanzel öffentlich erklärte: daß er das Vermächtniß des Verstorbenen wohlthätiger angewandt und damit arme Mädchen des Dorfs beschenkt habe, der gewissen Ueberzeugung, daß der Verstorbene, wenn man ihn in der Ewigkeit darum fragen könnte, die Verwendung seiner frommen Stiftung selbst billigen würde.

Wulfing, erschrocken über Heilmanns Unvorsichtigkeit, geht geradenwegs von der Kirche ins Pfarrhaus. — Herr, Sie haben mich heute mit Ihrer Chorhemdsgeschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! sagt er. — Warum? fragt Heilmann ganz betroffen. — Darum, erwiedert Wulfing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand zwar in Ihrer Willkühr, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten oder nicht — und das letztere hätt' ich selber gethan; — aber ohne Beystimmung der Familie, durften Sie schlechterdings nicht mit der Leinewand, die zu einem geistlichen Flügelhemde gestiftet war, nach eigenem Gusto schalten und walten. Sie wissen, wie das Volk an dergleichen zufälligen Dingen hängt, und bey den gegenwärtigen Unruhen über Neuerungen, hätten Sie um so weniger das Wespennest stören sollen.

Heilmann, der alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht erwehren konnte, daß vernünftige

Vorstellungen alle Schwierigkeiten überwinden müßten, sah nun erst zu spät sein Versehen im wahren Lichte. — Hätten Sie mich voraus gefragt, sagte Wulfing: so hätte ich Ihnen gerathen, mit der Familie wegen besserer Verwendung der Leinewand zu sprechen und den Plunder wieder zurück zu geben, wofern sie auf dem Chorhemde bestanden wäre. Nun aber ists einmal wie es ist. — Gehn Sie heute zum Leichtrunke und machen Sie gelegenheitlich vernünftige Vorstellungen; denn sicher wird darüber allerley Unsinn geschwatzt. Das ist aber auch alles, was ich Ihnen rathen kann. Kommt indeß etwas vor mich: so werd' ich als Freund handeln.

Was Wulfing voraussah, traf alles ein. Das Chorhemd machte Gährung im ganzen Dorfe. Die Leute hatten sich auf den neuen Priesterschmuck so herzlich gefreut, und die Familie des einfältigen Stifters war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß und auf die Namen in den vier Zipfeln, daß im Leichhause von nichts gesprochen wurde, als vom Chorhemde.

Wißt ihr, was ich dazu sage? fragte da Ludewig mit bedenklicher Mine. "Nu, was sagst du denn dazu?" — Ich, antwortete der Schalk mit trauriger Stimme, ich sage, was Sanct Paulus sagt: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht — Galater am Dritten . . Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will: so macht er uns am End auch das alt' und das neue Testament anders, und ein anders Testament in meinem Blut, und andre Testamentsworte zum heiligen Sacrament, und wir wer-

den

den Heyden, ohne zu wissen wie. Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen; aber christliche Predigten sind's mein Seele nicht! Der Christ soll nicht sorgen und sagen . . . aber da sorgt und sagt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man soll reich werden. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch nur alles aufs irdische abzielet. — Aber meinet willen! — Ich für meinen Theil habe meine längste Zeit gelebt und denke: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne? — —

Die meisten in der Versammlung nickten dem Aufwiegler Beyfall zu. Da hast du recht! das ist wahr! Ja leider Gott erbarms! rief einer um den andern. . . Nur des Schulzen Reinhard, der mit dem gnädigen Herrn gereis't war, unterstand sich zu widersprechen.

Mich dünkt aber doch nicht, daß Ihr so gar recht hättet, Nachbar Ludewig, sagte er.

Ludewig. Nun laßt einmal die Leute reden, die übers Meer geflogen sind!

Reinhard. Ich flog nicht als eine Gans aus und kam nicht als Gänserich wieder. Von Reisen ist die Rede nicht, sondern vom gesunden Menschenverstande.

Ludewig. Und was sagt denn der, Herr Reinhard?

Reinhard. Der sagt, daß Ihr Dinge mit einander vermengt, die gar nicht zusammen gehören.

Ludewig. Nun so klaube mir doch einmal die Sachen auseinander, Herr Doctor!

Reinhard. Das will ich auch, ob ich gleich kein Doctor bin. Ihr sagt da z. E. vom Sorgen. Das geht ja nur eigentlich die Apostel an, die für den Unterhalt gar nichts sorgen sollten, weil sie dazu weder Zeit noch Gelegenheit hatten; was aber das ängstliche Sorgen anlangt, so hat man ja deßwillen die Arbeitsschule angericht't, damit die Leute mehr verdienen und nicht mehr Noth haben zu sagen: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?

Ludewig. Von der Hauptsache red' ich, vom Testament und nicht vom Sorgen!

Reinhard. Von welchem Testament? Vom alten oder neuen?

Ludewig. Vom Alten und vom Neuen und vom Chorhemde.

Reinhard. Wie kommt denn aber das Chorhemd zum alten und neuen Testament?

Ludewig. Wie wohl? weil das Chorhemd auch im Testament steht!

Reinhard. Doch nicht in der Bibel?

Ludewig. Einfalt! Im Testament, das Lips gemacht hat.

Reinhard. Das ist doch hoffentlich ein ander Ding, als die Bibel! —

Ludewig. Testament ist Testament —

Reinhard. Wird doch wohl ein kleiner Unterschied seyn. Vom Abendmahle oder von der Bibel gebraucht, heißt Testament so viel als ein Bündniß; Hat denn aber Lips mit dem Pfarrer auch einen Bund

ge-

gemacht, daß er das Hemd anziehen soll? — Und wer wird denn so barsch in die Welt hinein behaupten: wer an Lipsens Verordnung was ändert, der ändert auch, was Christus verordnet hat?

Marks. Und doch heißt's in der heiligen Schrift: verachtet man doch eines Menschen Testament nicht. —

Rulli. Aber es steht auch dabey: wenn es bestätiget ist — wenn es gescheide Leute gut und nützlich befunden und ordentlich bekräftigt haben. Ist denn das auch bey dem Chorhemde geschehn??

Reinhard. Wenn alles gelten soll, was einer vor seinem Ende befiehlt: so könnt' es einem gar einfallen, mir ein Paar spanische Stiefel zu vermachen mit dem Beding, daß ich sie alle Wochen dreymal an die Waden schrauben soll.

Ludewig. Ist ein Unterschied zwischen einem Chorhemd und spanischen Stiefeln!

Rulli. Wenn nun aber der Pfarrer eben so wenig ein Chorhemd mag, als Reinhard spanische Stiefel, muß ers anhängen?

Ludewig. Ja! das dank' ihm Herodes! Alle Pfarrer in der Nachbarschaft habens so...

Reinhard. Aber hier nicht. Weil die vorigen keine gehabt haben: so ist's auch der nicht schuldig, so lang es der gnädige Herr nicht befiehlt. Lips konnte nicht befehlen, was der Herr Pfarrer anziehen soll. Er bleibt beym alten Herkommen.

Ludewig. Die Arbeitsschule ist auch kein altes Recht. Sind wir schuldig eine zu dulden? He? Müssen wir nicht doch? Und wer hat dem Pfarrer das Recht

gegeben, Hauben- und Halstücher aus dem Chorhemde zu schneiden?

Jetzt mengte sich die ganze Gesellschaft darein, und am Ende war alles verwirrter als zuvor. — Nichts ist gefährlicher für die gute Sache, als wenn das Volk darüber streitet. Keiner hält am rechten Flecke. Das hundertste wird ins tausendste gemengt, und die Vertheidiger fassen die Sache gewöhnlich so falsch an als die Bestreiter.

Im größten Gelärme trat Heilmann ins Zimmer. Die wenigsten sahen ihn vor Eifer, und schrien so lange fort, bis sie durch Treten und Stoßen erst aufmerksam gemacht wurden. Husch rissen sie die Hüte vom Schädel und waren auf Einmal verstummt. Heilmann grüßte sie freundlich und alle dankten erschrocken. Wo ist die Frau vom Hause, wo sind die Kinder? fragte er dann. — Sie kamen, und Heilmann fieng mit ihnen folgendes Gespräch an:

Euer seliger Mann und Vater hat vor seinem Ende noch die gute Absicht gehabt, etwas nützliches zu stiften. Nicht wahr?

„Ja wohl!" sagte die Witwe.

Ich habe mir also die Freyheit genommen, etwas an seinem Vermächtnisse zu ändern, fuhr Heilmann fort, weil er doch, wie ihr selbst sagt, etwas nützliches stiften wollte. (Indem er sich gegen die Versammlung wendet) Oder glaubt ihr, daß ein Chorhemd etwas nützliches ist?

"Nützlich nun eben nicht; aber man trägts halt so" — meynten die Gäste.

Wenn

Wenn man aber etwas trägt, das einem Kosten macht und doch zu nichts hilft? fragte der Pfarrer.

" Dann kann man's freylich weglassen, " antwortete einer und zuckte die Achsel.

Heilmann aber begann nun im ernsthaftesten Tone: Man kann nicht nur, sondern man soll, wenn der Fall so ist, wie der gegenwärtige; denn das Chorhemd würde dem Gotteshause für beständig Kosten gemacht haben. Das Eine hätte nicht ausgereicht; folglich wäre noch eines nöthig gewesen. Das Waschen hätte Geld gekostet; die herabgeführten hätten nachgeschafft werden müssen, und so würde das Vermächtniß der Gotteshauskasse beständig Schaden gebracht haben. Ueberdieß war es meine Pflicht, den Willen des Verstorbenen recht zu vollstrecken, der nichts schädliches, sondern etwas nützliches vermachen wollte — Könnte ich ihn jetzt darum fragen: so würd' er mir für die beßre Verwendung der Leinewand danken, weil er im Leben, vielleicht aus Schwäche des Alters, nicht recht darüber nachgedacht hat. (Gegen die Familie) Reut es euch aber, daß euer seliger Hausvater etwas gutes vor seinem Ende gethan und arme Mädchen gekleidet hat: so bin ich bereit, euch zurück zu zahlen, was die Leinewand kostet.

" Ach nein, das wollen wir nicht! " sagten die Verwandten; " nur haben wir uns betrübt, daß der letzte Wille des Verstorbenen nicht erfüllet worden ist."

Also war sein letzter Wille, erwiederte Heilmann, das Gotteshaus in vergebliche Unkosten zu setzen und

mir ein Flügelkleid anzuhängen, das weder für Hitze noch für Kälte hilft?

"Das Gotteshaus hat er gewiß nicht in Unkosten zu bringen verlangt," schluchzte die Hausfrau.

Das glaube ich selbst, versetzte der Pfarrer; wenn das aber nicht seyn soll: so müßt ihr es entweder lassen, wie ich es gemacht habe, oder noch ein Capital von 50 bis 60 Gulden aussetzen, damit davon die Chorhemden auch künftig unterhalten werden können. Ein für alle mal aber protestir' ich gegen das Einnähen der Namen! Mit guten Werken groß thun, ist Pharisäerey, und mit Vermächtnißen prahlen, die mehr schaden als nützen, ist, aufs gelindeste gesagt — Schwachheit. Uebrigens macht es dem sel. Lips mehr Ehre, zwölf arme Mädchen des Dorfs mit Hals- und Kopftüchern, als mich mit einem überflüssigen Chorhemde bedacht zu haben.

Funfzig bis sechzig Gulden noch aufzuwenden, um der lächerlichen Freude zu geniesen, den Pfarrer in einem Ueberhemde zu sehn, war den Hinterbliebenen nicht anständig, und die Art und Weise wie Heilmann seine Vertheidigung angriff, stellte auch die übrigen so ziemlich zufrieden.

Achtes Kapitel.

Lips hat im Grabe keinen Frieden, des leidigen Chorhemds wegen.

Kaum war aber der Rumor über das Stückchen Leinewand vertobt, als sich auf einmal ein Abentheuer zutrug,

trug, das den Eifer der Hemdernarren von neuem entflammte. Eines Sonntags in der Nacht stürzt Block mit gräulichen Gebehden in Rommels Schenke. Wie ohnmächtig taumelt er auf die Bank und weiß Anfangs vor Athem nicht zu sprechen. Gott erbarme sich der armen Seele! ächzt er endlich. Oben steht er schneehagel-weiß und schlägt die Hände zusammen! — Wo steht er denn? fragt die Gesellschaft. — Hart vor der Sacristeythür', erwiedert Block. — "Und wer steht denn da?" — Wer anders als Lips? Gott hab ihn selig! — "Hast du ihn denn gekannt?" — Leibhaftig! leibhaftig! Man sieht weder Kopf noch Füsse; Schnee-hagel-weiß steht er da und noch einmal so lang als er im Leben war. — Das kommt von nichts anders als vom Chorhemde! Der Pfarrer bringt den unglückseligen Mann um die ewige Ruhe! schreit einer. — Freylich wohl! ruft der andere; All mein Lebtage hört' ich sagen, daß die Todten nicht ruhen können, wenn man Vermächtnisse nicht hält. — Da hast du recht! schreit der dritte. Zu Purrbach verschwieg einmal ein Mann, daß sein Weib Kerzen in die Kirche vermacht hatte: Potz alle Hagel aber, wie flugs trug er die Kerzen zum Schulmeister, als das Holter und Polter eine Nacht und alle Nächte fort gieng! — Vergeblich machten einige gescheidere Leute die Einwendung, daß Block unmöglich ja wissen könne, was und wen er gesehen habe, weil er selbst gestünde, daß Kopf und Füsse des Gespenstes verdeckt wären. — Die Schreyer behielten doch Recht, und wer schon im Bette lag, mußte diese Nacht noch die schreckliche Neuigkeit erfahren.

Des andern Abends lauft das Volk Schaarenweise zusammen und steht vorm Eingange des Kirchhofs. Fest hält sich eines an das andere; das Gespenst aber erscheint nicht. Gleichwohl versammelt sich das ganze Volk am dritten Tage wieder. Nur der gnädige Herr und Gottfried, die beyden Vögte, der Pfarrer und Lieberich, die Tags zuvor auch auf dem Platze gestanden waren, blieben dießmal zu Hause, weil sie das Ganze für einen Augenbetrug des dummen Gespensterseh ers hielten. — Zum Unstern erschien gerade dießmal der Geist wieder, weiß vom Scheitel bis auf die Zehen und in der kläglichsten Stellung. Vor der Sacristeythüre sah man die Erscheinung zuerst, und dann gieng sie mit Händeringen über den Kirchhof bis vor den Gottesacker. Niemand unterstand sich aber den Geist zu besprechen oder anzutasten. Aengstlich zog sich der ganze Haufe zurück, und diejenigen, die das Gespenst nur von ferne verfolgten, waren schon Frevler und Waghälse. Vor der Thüre des Gottesackers verschwand endlich die Figur; und auch den klügsten im Dorfe war der Auftritt ein Räthsel.

Jetzt erhob sich der Tummult über das Chorhemd von neuem. Zwey Mädchen brachten, auf Befehl ihrer Aeltern, die Tücher ins Pfarrhaus zurück, um an dem Unheile nicht mitschuldig zu seyn. Die Familie des Verstorbenen schrie Ach und Weh. Herr und Vogt und alles war verlegen; aber niemand so sehr als Heilmann. Täglich lauerten sie nun im Verborgenen, und hofften um so eher das Gespenst zu entdecken, weil der Mond eben im Begriffe war ins erste Viertel zu treten;

aber

aber zum Unstern blieb die Erscheinung aus; und zum noch grösßern Unheile kam eine sinnlose Schrift von zwey Bogen in das Dorf, unter dem Titel: Erweckung an christ-lutherische Gemeinden, deren Seelsorger das rechte Christenthum nicht predigen, von Athanasius Glauber.

Heinrich, Wulfing und Heilmann waren sehr betreten darüber, weil sie leicht voraus sahen, welchen Eindruck dieser Wisch, bey der damaligen Stimmung des Volks machen würde; gleichwohl hielten sie nicht für rathsam, im Dorfe viel Nachfrage darum zu halten, weil sie fürchteten das Aufsehen nur zu vergrößern. Unter der Hand aber suchten sie den Aufenthalt des Herrn Athanasius zu erforschen, um ihn als Pasquillanten belangen zu können. Zu ihrem nicht geringen Verdruße erfuhren sie, daß er schon vor einem Vierteljahre mit einem Kaufmannsschiffe nach Amerika abgegangen sey, um in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das ihm die alte versagt hatte. — Der Wisch gieng indeß von Haus zu Haus, und machte die Köpfe so schwindlig, daß sie drohten, aus der Kirche zu laufen, wofern der Pfarrer noch Einmal das unrechte Christenthum predigen würde. Wulfing und der gnädige Herr selbst riethen nun dem Prediger, mit dem sogenannten unrechten Christenthum eine Zeitlang inne zu halten. — Das taugt nicht! meynte Heilmann. Zufahren muß man und den Leuten die Alberheiten des elenden Geschmiers erklären. — Ei so erkläre! rief Wulfing. Bauern, die einmal toll sind, lassen sich nichts erklären. Entweder stehn sie wie Bildsäulen, oder wer-

sentir' dich dem gnädigen Herrn und dann marschier wohin du willst, oder wohin man dich führt!

Jetzt erst erholt sich Ludewig vom ersten Bestürzen und hebt an zu leugnen. Was? schreit er, geht man so mit ehrlichen Leuten um? Still wie die Unschuld gieng ich nach Hause; da packt mich der liederliche Maurer wie ein Henkersknecht. Ich war bey einem Nachbar auf der Vorsetz *) und dachte nichts Böses.

Halte, halte! schreyt Gottfried, mich deucht, Kerl, ich habe dich doch gezeichnet. Sogleich visitirt er und sieh! das Blut dringt tropfenweise durch den schwarzen Strumpf. Nu, Bursche, wirst du dich hoffentlich nicht mehr weiß brennen, sagt Gottfried. Ludewig verstummt, und Nulli deckt das weiße Tuch dem Schelm über den Kopf. — Das Gemurmel, das unter dem Volke geherrscht hatte, bricht nun auf Einmal in lautes Lachen aus. Ludewig steht und redet kein Wort. — Aber, Schurke, sagt der gnädige Herr, wie bist du denn vor der Gottesackerthüre verschwunden? warum machst du dich dießmal nicht unsichtbar? — Nach vielem Fragen und Drohen sagt endlich der Schalk: Ach Herr! ich ließ eben flugs das Tuch fallen, schob es unter meinen schwarzen Küttel und lief davon. Im Neumonde sah man die schwarze Farbe nicht. — Genug! erwiedert der gnädige Herr. Morgen sprechen wir uns wieder. Marsch nun ins Gefängniß! — Lustig, ins Loch! ruft Jost und schleppt den einaugigten hinkenden Geist in den Gewahrsam. Wul-

*) Zuspruch. Besuch.

Wulfing befahl, in der Nacht noch den Bader von Purrbach zu rufen und den Fuß verbinden zu lassen; Heinrich aber wandte sich nun mit einer eisernen Strafpredigt gegen das Volk. Wulfing, Ehrlich und Heilmann vereinigten sich mit ihm, und nach vernommener Lection und Ermahnung trollten die Gespensterseher schamvoll nach Hause. Bey der Visitation der Schußwunde fanden sich nur etliche Schroote im Waden, und am Morgen des andern Tages gieng's schon zu Wulfing und Ehrlich ins Verhör.

Neuntes Kapitel.

Der neue Schulze macht sein Meisterstück.

Im Verhöre gestand nun der Bösewicht, daß er es bloß gethan habe, um sich, wegen der Leichenpredigt auf seinen Klaus, am Pfarrer zu rächen. Heinrich befahl, ihn sogleich an einen Karren zu schliessen und acht Wochen bey Wasser und Brod schanzen zu lassen. Wulfing that den Vorschlag, ihm die Besserung des schlechten Gespensterwegs von der Kirche zum Gottesacker anzuweisen. Der gnädige Herr billigte den Vorschlag, und Ludewig, der sich vergeblich zur härtesten Geldstrafe erbot, machte, vor einer Menge Volks, das herbey lief, gleich am folgenden Tage den Anfang, nachdem er zuvor aus dem Dorfsgerichte war gestoßen worden. Vergebens war die Fürbitte des Predigers; vergebens

das Heulen und Schreyen der Familie. Mit unerbittlicher Strenge bestand Heinrich auf seinem Sinne. Der Richter soll nicht strafen ohne Noth, sagt er: und wenn es Noth thut, von der Strafe nicht abgehn.

Nun war nur die Frage noch übrig, wie der üble Eindruck wieder zu tilgen sey, den die feinen Erweckungen in der christ-lutherischen Gemeine gemacht hatten. Aus verschiedenen Gründen hielt der Orts-Schulze für gewiß, daß der Wisch durch Marksens Hand gegangen seyn müsse. Kurz entschlossen geht er zu ihm und sagt: "Hör' Alter, ein Wort im Vertrauen! Du steckst mit der Schmähschrift gegen unsern Pfarrer im Verdacht bis über die Ohren, und kein Mensch ist vielleicht so ehrlich, dir heraus zu helfen."

Marks. (Sichtbar verlegen) Wie? was? warum? wer hat mich im Verdacht?

Schulze. Der gnädige Herr. Ein gewisser Jemand will beweisen, verstehst du mich beweisen, daß er das Pasquill von dir bekommen habe.

Marks. Das sagt mir ein Schelm nach!

Schulze. Auch recht! Ich wollte dir meinen guten Willen anbieten. Hier hab ich also nichts verlohren. Willst du dein Heil mit dem Junker versuchen: so bin ich's zufrieden. (will gehn.)

Marks. (hält ihn zurück.) Du machst wenig Federlesens, Nachbar Schulze!

Schulze. Und der Herr Jagdjunker noch weniger, wie du weißt und erfahren wirst. —

Marks.

Marks. Und was hätteſt du mir denn eigentlich zu ſagen?

Schulze. Daß du nun, da ſich das Blättchen mit dem Pfarrer gewandt hat, den Kopf aus der Schlinge ziehn, und den hineinſtecken ſollſt, von dem du den Wiſch bekommen haſt.

Marks. Ja, wenn ich den wüßte, von Herzen gern! Ich bin dem Pfarrer ſo gut, wie meiner Seele.

Schulze. Wenn du ihn nicht weißt, Nachbar: ſo will ich ihn auch nicht wiſſen. Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen! (will wieder gehn.)

Marks. (Ihn noch einmal zurückhaltend) Wozu ſoll es aber helfen, wenn ichs auch wüßte?

Schulze. Dazu, daß man nun bey der rechten Schmide gleich anfienge und nicht bey dir erſt anklopfte, wo's weh thut.

Marks. Schulze, du führſt mich ins Garn! Du meynſt es nicht gut!

Schulze. So ſieh, wers beſſer mit dir meynt! (greift nach der Thüre.)

Marks. Na, na, nur nicht ſo kurz angebunden! — Schulze! kannſt du reinen Mund halten?

Schulze. Wenn du das nicht glaubſt: ſo mußt du mir nichts anvertrauen.

Marks. Nun in Gottes Namen! aber bring mich nicht in die Schlamaſſe! — Der Schulmeiſter Azet von Bergfelden hat mir letzthin auf dem Bergfelder Viehmarkt drey ſolche Athanaſius gegeben, die ich in aller Herzenseinfalt . . .

Schulze. Ihr Leute ſeyd immer voll Herzenseinfalt, wenn ihr einen böſen Streich gemacht habt; aber

ich steh dir dafür, daß du doch ohne Strafe durchkommen sollst: nur wider den Schulmeister mußt du zeugen, wenn er nicht gutwillig gesteht.

Marks. (Die Achsel zuckend) Je, wenns seyn muß; — Aber laß mich aus dem Spiel!

Schulze. Hier hast du meine Hand! wenns Menschen möglich ist. — Danken wirst du mirs aber auf jeden Fall, daß ich dir so gerathen habe. (geht fort.)

Des folgenden Tags in aller Frühe geht der Schulze nach Bergfelden und überrascht den Schulmeister. Dieser will leugnen; Fritz aber versichert, daß Marks es mit einem Eidschwur erhärten wolle; daß man seine Handschrift . . . Was? Handschrift? schreyt der Schulmeister und nimmt ein Papier aus der Schublade. Wenn Ihr das Pasquill oder was es ist gesehen habt: so vergleicht — — Ei! sagt Fritz Rüdiger, der eben einen Knaben von etwa 12 Jahren am Tische sieht, Seine oder Seines Sohnes Handschrift — das gilt mir gleich! (indem er sich gegen den Jungen kehrt) Du hast einen Streich gemacht, Bursche, der dich hoch zu stehn kommen soll! — Vor Schrecken wird der Knabe blaß und roth und hebt an bitterlich zu weinen. Der Schulmeister aber wagt es nicht, länger zu leugnen. Mein liebster Herr Schulze! sagt er mit bebender Stimme, dem Dinge wird Er selbst abgemerkt haben, daß es ein Schriftgelehrter geschrieben hat, und kein armer einfältiger Schulmeister. — Ja, ja! ein Schriftgelehrter und Pharisäer, das glaub' ich! erwiedert

dert der Schulze; so lange wir den aber nicht kennen, müssen wir uns an Ihn halten. — Nun in Gottes Namen! sagt endlich der betroffene Schulmeister. — Mein Sohn bekam das elende Ding von unserm Herrn Magister Rohling. — —

Schulze. (erstaunt) Vom Magister Rohling, der des Pfarrers Kinder in der Mache hat?

Schulmeister. Ja Herr Schulz; aber das sag' ich im engsten Vertrauen.

Schulze. Mit dem engen Vertrauen ist mir nicht gedient. Der Pasquillmacher muß gerichtlich gepackt werden. Schriftlich will ich es haben!

Schulmeister. Herr Gott, wo denkt Er hin? Unser einer lebt in Umständen, daß man sich mit dem Pfarrhause nicht abwerfen darf. Ein armer unglücklicher Schulmeister muß immer . . .

Schulze. Auch recht! so mag Er den Handel auf seine eigenen Hörner nehmen und beym Dorfs-Gerichte verantworten.

Längst schon hatte der Schulmeister sich mit dem Gerichte verfeindet. Aus Furcht vor der Strafe gesteht er also den ganzen Handel: daß ihm Magister Rohling (der seit seinem Abschiede von Traubenheim, in Bergfelten beym Pfarrer sich aufhielt) das Papier zum abschreiben gegeben, und ihm den Antrag, im engsten Vertrauen, gemacht habe, gelegenheitlich etliche Stücke nach Traubenheim zu bringen; daß Er es nicht wohl habe abschlagen können, weil der Magister seinen

Sohn Casimir, mit den Kindern des Predigers, unentgeldlich unterrichte; daß es sein Sohn in aller Einfalt abgeschrieben und Er eben so wenig als dieser gedacht habe, daß es damit so viel auf sich hätte.

Daran liegt mir nichts — erwiedert Fritz. Geb Er mir nur schriftlich, daß Er das Ding vom Magister hat, und dann wollen wir herzlich gern an Seine Einfalt und Unschuld glauben.

Nothgedrungen schreibt endlich der Schulmeister folgenden Schein:

"Daß mein Sohn Casimir, eine kleine Schrift, Erweckungen ꝛc. betitelt, von des Herrn Magister Rohlings Wohlehrwürden erhalten und abgeschrieben habe, und daß ich von solcher, jedoch in aller Unschuld, einem Bauer von Traubenheim, auf Befehl des Herrn Magisters, drey Stücke zugestellt habe, ein solches bezeugt, Bergfelden, d. 21 Dec. 1721.

Florian Azet,
zweyter Schullehrer daselbst."

Froh mit dem stattlichen Zeugniß kehrt der Schulze nach Traubenheim zurück. Es war eben ein Feyertag. Er geht in die Schenke. Die ganze Stube wimmelt von Gästen und Fritze zieht sein Geständniß, nebst der Schrift des angeblichen Herrn Athanasius Glauber aus der Tasche. — Was neues ihr Herren! ruft er. Ich muß euch vom Athanasius Glauber erzählen. — Je, vom Vetter des abgesetzten Amtmanns, der unser Pfarrer hat werden wollen und das Ding geschrieben hat?

hat? fragen die Gäste. — Von dem Schmierer, der das Pasquill geschrieben hat, ja! aber nicht vom Vetter des Amtmann Schlackers — erwiedert der Schulze. Wißt ihr wohl, daß sich ein niederträchtiger Bursche bloß hinter den Namen versteckt hat? — — Wer? wer hätte das gethan? schreyt das Volk. — Kein anderer Mensch als der saubere Magister Rohling! erwiedert der Schulze. — Was? was? unser Magister, der Blöker? schreyt alles zusammen. — Ja wohl! sagt der Schulze; lies't den Zettel des Schulmeisters vor, und fängt dann an, auch die feinen Erweckungen des Aufwieglers in die Cur zu nehmen. Was wir nicht blinde Sixe waren, sagt er, daß wir nicht im ersten Augenblicke darauf verfallen sind! Sieht mans doch dem ganzen Geschmier an, von welcher Hand es kommt!

Ein für allemal, fährt er fort, hat sich, ausser uns, kein Mensch um unsern Pfarrer zu kümmern. Wenn wir unsere Meynung über ihn sagen, dann ists ein ander Ding; aber unsrer eignen Ehre willen, können wir schlechterdings nicht erlauben, daß fremde Leute, die es nichts angeht, in unsre Händel sich mengen!

Richtig, richtig! schreyt das Volk zusammen. Und am allerwenigsten der Brüller von Bergfelden!

Aber hört nur weiter! setzt der Schulze sein Gespräch fort: das schönste vom ganzen Handel ist, daß er uns, uns alle zusammen, auf jeder Seite lästert und schmäht und vor der ganzen Welt weit mehr zu Schanden macht, als den Pfarrer.

Ach, davon haben wir doch nichts gesehen! sagen etliche.

Gut, laßt einmal hören! versetzt der Schulze. (Er fängt an, Stellen aus der Schrift vorzulesen.) Hört einmal: wie gefällt euch die Stelle?

"Ihr armen verirrten Schaafe! blindlings laßt ihr euch leiten in die Moräste des ewigen Verderbens und nehmt den Schierling des Unglaubens für das grüne Gras des lautern Evangelii. Ach daß der Morgenstern aufgieng in euren Herzen! Daß die Decke Mosis von euren Augen fiele! Daß ihr möchtet unterscheiden lernen die Stimme des Miethlings von der Stimme des Hirten!"

Also sind wir sammt und sonders dummer als Ochsen? fressen Schierling für Gras, und tappen blind in die Welt wie junge Katzen? ruft der Schulze voll Unwillen.

Das ist ein Bengel! Das sind dir Grobheiten! Ists nicht wie wenn der Magister vor uns leibte und lebte! Aber weiter im Text! schreyt die Gesellschaft.

(Der Schulze lies't fort.)

"Ach daß sich der Herr über Zion erbarmte! Daß ihr, arme Verführte! doch einmal begreifen möchtet, daß ihr blos hingeleitet werdet zu den trüben Quellen des irdischen Reichthums, und die ewig fließenden Wasserbrünnlein Gottes in Unwissenheit vorbey geht! Aber das ist vor eueren Augen verborgen — und am Ende werdet ihr ausrufen: wir Thoren haben des rechten Wegs verfehlt!"

Was? schrie einer, so wären wir ja Narren? — Und hast du nicht gehört, daß wir keine Begriffe haben sollen, weil er schon wieder vom Begreifen redet? sagt der andre. Und der dritte: Habt ihr auch gehört, daß er über uns das Ach und Weh ausruft, wie der Herr Christus über die Stadt Jerusalem?

Ja wohl! sagt der Schulze. Durchaus ist die ganze Schrift voll solcher Grobheiten, und wenn mans beym Licht besieht: so geht Rohling eigentlich darauf um, Uns zu beschimpfen, weil wir ihm nicht zum Dienste geholfen haben. Ochsen müßten wir ja seyn, wenn wir nicht begriffen, daß man, nächst Gottes Wort, auch Nahrung und Kleidung haben, und daß man also fürs Zeitliche auch sorgen muß. Was thut denn also der Herr Pfarrer unrechts, wenn er uns ermahnt, ordentliche fleißige Wirthschafter zu seyn, und wenn er uns zuweilen sagt wie man das werden und bleiben müsse? Hat doch der Herr Christus den Leuten auch im Leiblichen oft geholfen und gerathen; und ein für allemal! wer kein fleißiger, räthlicher und ordentlicher Bürger ist, kann auch kein Christ seyn! Das begreifen wir besser als der Magister, wenn er gleich behauptet, daß wir keine Begriffe hätten. Zu trüben Quellen hat uns der Pfarrer nie hingeleitet und aus denen trinken wir auch nicht. Eine Predigt von ihm ist mir lieber, als zehn Jahrgänge von dem Wortflicker. Aber der vergönnt uns einmal nicht, daß wir zu Geld und Gut kommen, und sähe gern, daß wir aus Starrsinn alle zu Lumpen würden.

Der Schulze hat recht! heißt es. Aber sind wir schuldig, uns das von dem Schreyhals gefallen zu lassen?

Nein! sagt der Schulze und schlägt auf den Tisch. Mein Rath ist: eine Deputation geht zum Herrn Vogt Ehrlich und läßt eine Schrift machen wider den Magister; die tragen wir nach Bergfelden und, ich steh dafür, die Gemeinde jagt den Grobian zum Henker!

Und das auf der Stelle! sagen die Leute. Laßt uns aber nur gleich zum Vogt gehn!

Der Schulze steht auf: "Wer geht mit?" Ich! ich! ich! schreyen die Leute zusammen; und eh man sichs versieht sind ihrer zehn in der Vogthey.

Was bringt Ihr gutes? fragt Wulfing.

Wir wollen den jungen Herrn Vogt bitten, sagt der Schulze, daß er uns eine Klagschrift macht.

Ehrlich. Gegen wen?

Die Deputirten. Gegen den schandgroben Magister zu Bergfelden.

Ehrlich. Warum denn? was hat er euch gethan?

Die Deputirten. Der Schulze hats herausgebracht, daß er das Bisquill (Pasquill) über unsern Herrn Pfarrer gemacht und sich nur anders getauft hat, daß man nicht wissen soll, daß er's ist. Nun aber wissen wirs und leiden's mit aller Gewalt nicht. Unser Pfarrer geht ihn nichts an, und dazu hat er auch uns drin schimpfirt.

Wulfing. Wißt ihr denn aber gewiß, daß er den Wisch geschrieben hat?

Schulze. Hier, Herr Vogt, ist es schriftlich! (Er legt ihm das Geständniß des Schulmeisters vor)

Wulfing. Gut! Man kann nicht verlangen, daß ihr die Beschimpfung auf euch ruhen laßt. Dem Magister gebührt eine Ahndung!..

Ehrlich. Kommt nur Morgen Früh um 8 Uhr wieder; Die Klagschrift soll bis dahin fertig seyn.

Schulze. Könnten wir sie nicht noch heute bekommen, Herr Vogt? Wir giengen gerne Morgen vor Tags.

Ehrlich. Auch das! Ihr andern geht also ruhig nach Hause; nur der Schulze muß hier bleiben und die Klagschrift besser an die Hand geben.

Zehntes Kapitel.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein!

In aller Welt, was ist das für ein Kehrum in den Volksköpfen? fragt Ehrlich, als die übrigen fort sind. — Das Volk, Herr Vogt, ist in seiner Aufgebrachtheit wie Wehrwasser, das über den Acker schlemmt. Ganz zurück halten kann man es nicht; aber ableiten auf eine andre Seite. Was bisher über unsern Herrn Pfarrer gieng, das hab ich dem saubern Magister über den Hals geführt — sagt der Schulze lächelnd, und erzählt die Geschichte.

Nun,

Nun, Rüdiger, an Euch hab' ich mich nicht geirrt! sagt Wulfing und klopft ihm auf die Achsel. Laßt uns nur das Eisen schmieden, weil es warm ist! Das Volk ist wetterwendisch wie Thurmfahnen und besinnt sich alle 24 Stunden anders. —

Eben deßwillen trieb ich so sehr an der Schrift, sagt der Schulze. Wir verlassen uns darauf, daß sie heute noch fertig wird. Für übermorgen steh ich nicht gut.

Vor Anbruch des Tages weckt er die Deputirten zum Marsche; bey guter Zeit ist er mit ihnen in Bergfelden und übergibt die meisterhafte Klagschrift. — Der Schulmeister wird zuerst abgehört und dann auch der Magister aufs Rathhaus gefordert. Was? Mich, Mich, untersteht sich ein Dorfsgericht aufs Rathhaus zu fordern? schreyt dieser, und stößt dabey die ungezogensten Schimpfreden aus. Vergebens erinnert ihn der Pfarrer, daß er es mit dem Rathe eines Reichsdorfs zu thun habe. Der Magister wird nun noch toller darüber und vergeht sich so weit, daß er dem Schulmeister Azet in das Haus stürzt und ihn um den Dienst zu bringen droht, wofern er ihn nicht auf der Stelle von dem Verdachte würde frey machen. Er verließ sich darauf vor der ganzen Welt sich durch zu lügen, weil Athanasius Glauber, dessen Namen er gemißbraucht hatte, sich aus der alten Welt hinaus gemacht hatte. — Das Dorfsgericht ließ sich aber weniger auf Untersuchung der Schrift, als auf seine Grobheiten ein, und schickte ihm, ohne viele Umstände, die Dorfsverweisung. Der Pfarrer war eben nicht sehr um ihn verlegen; und Rohling mußte

te Bergfelden mit Sack und Pack binnen 24 Stunden verlassen, ohne noch zu wissen wo aus und wo an.

Nach allerley Wanderungen erhielt er am Ende ein elendes Stückchen Brod in der untern Pfalz und starb in gröſster Dürftigkeit. Seine Witwe zog noch vor etlich 30 Jahren mit einem Bettelbriefe im Lande umher, und kam unter andern auch mehrmals vor Ehrlichs Thüre, der sie jederzeit reichlich bewirthete und beschenkte, so wenig es auch ihr Mann um ihn und seinen seligen Vater verdient hatte.

Die guten Anstalten nahmen nunmehr erwünschteren Fortgang. Marks mußte dem Schulzen versprechen, künftig nie wieder den Pfarrer zu verfolgen. Aus Dankbarkeit, daß Fritz seinen Namen verschwieg, oder doch wenigstens aus Furcht, erst späterhin verrathen zu werden, hielt er auch so ziemlich sein Wort.

Heilmann wurde nach kurzer Zeit fast allgemein gelobt, und wählte sich die mittlere Tochter des Pfarrers Schatz in Bergfelden, (welche der Schulze, bey Gelegenheit des Streits mit dem Magister, kennen gelernt und seinem Prediger empfohlen hatte,) zum Weibe. Die Leutseligkeit dieser Frau gewann aller Herzen. Durch Fleiß und Sparsamkeit schlug sie sich mit ihren Kindern, auf dem geringen Dienste, ritterlich durch, bis die Vorsehung für ihren Unterhalt besser sorgte. Mit sanfter Rede wußte sie ihren Mann immer zu gewinnen, wenn er in einer Sache zu heftig war. Ihre Kinder, deren sie nach und nach sieben zusammen brach-

te,

te, wuchsen gesund und wohlgesittet heran, so daß Heilmann die Worte der Seelsorgerregel "der gehorsame Kinder habe" getrost erklären durfte. Der Wohlstand des Dorfes mehrte sich zusehends. Die Sitten wurden geschlachter und alles versprach die glücklichste Zukunft.

Von dieser fröhlichen Aussicht kehre ich mit Widerwillen noch einmal auf Ludewig, den schändlichen Böswicht, zurück. Die wohlverdiente Strafe war in seinen Augen nichts anders, als Rache wegen der Jud-Schommelschen Händel. Er schäumte vor Wuth gegen Wulfing und Rulli, und rief den vorübergehenden zu: Macht euch keinen Vogt zum Feind, sonst gibts einen angelegten Handel! Was für einen? fragte ihn einmal der Schulze. Siehst du die Schelle*) nicht? erwiederte der Schalk. — Mit Einem Worte, Ludewig war wie alle seines gleichen... Nicht seiner Bosheit, sondern einem heimlichen Groll des Beamten, schrieb er seine Strafe zu. Von der eigentlichen Ursache schwieg er; schrie nur von vergangenen Dingen, die nicht hieher gehörten, und klagte über Gewalt und Unrecht. Bald stellte er sich krank, bald wahnsinnig; aber alles umsonst! — Wohl auskasteyt und gebändigt, wurde er nicht eher als nach Verlauf der 8 Wochen entlassen, und mit lebenslänglichem Zuchthause bedroht, wofern er noch Einmal über ähnlichen Streichen würde betroffen werden.

Das war nun freylich nicht wieder der Fall; aber Ludewig schien dazu bestimmt, eine Zuchtruthe fürs

Dorf

*) Das Eisen, mit welchem die Schanzer an den Karrn angelegt sind.

Dorf zu seyn. Noch keine zwey Jahre waren ins Land, als er durch Aberglauben dem Dorfe so gefährlich wurde, wie ehehin durch Bosheit. Zwey Rinder waren ihm nach einander am sogenannten Schuße gefallen. Eines seiner Pferde bekam den Rotz, und weil er es nicht besonders stellte: so steckte das kranke bald auch das gesunde an. Nach kurzer Zeit mußten beyde niedergestochen werden. Schon jetzt glaubte Ludewig nicht, daß das mit rechten Dingen zugegangen sey; nach einigen Wochen aber, als eine seiner Kühe Blut milchte, ward er seines Verdachtes gewiß; lief zu dem Schackenberger Schinder, der als Hexenmeister berühmt war, und bat ihn, um Geld und gute Worte die Hexe zu züchtigen und seinen Stall zu behüten.

Sonst war es nämlich des Wasenmeisters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren, ihr, vorgeblich, das Auge auszuschlagen, oder den Rücken braun und blau zu machen. Weil er aber schon verschiedenemal mit den unsinnigen Teufeleyen unschuldige Leute in Verdacht, halbe Dörfer in Uneinigkeit und sich selbst in Strafe gebracht hatte: so machte er keine Hexe mehr nahmhaft und trieb überhaupt seine Betrügereyen nun anders. Er nahm drey Papierchen und machte sie rechts und links voll Krackenfüsse. Dann bohrte er über dem Bahren drey Löcher, wobey ihn jedoch, wie überhaupt bey der ganzen Stall-Behüterey, niemand beschreyen durfte. In diese drey Löcher steckte er nun die drey Zettelchen und schlug, indem er allerley unverständliche Wörter daher murmelte, auf jedes einen Zapfen von Hexenholz, das er in der Walpurgisnacht geschnitten zu

ha-

haben vorgab. Dann brachte er eine Oblate aus dem Sacke, that sie in ein Schächtelein und grub dieses unter vielen † † † und Segensprechereyen unter die Stallthüre. Die Oblate, sagte er, muß beym heil. Nachtmahle gestohlen werden und kostet mich selbst einen harten Thaler. — War das alles geschehen, so nahm er eine Stürze mit Kohlen, streute stinkendes Harz darauf, und räucherte damit zwey und dreyßigmal ins Kreutz, ließ sich zwey bayrische Thaler bezahlen und versicherte, daß nun der Böse gebannt sey und dem Stalle nichts mehr anhaben könne.

So wenig auch seine Hocus Pocus halfen, und so oft auch Unglück in Ställen erfolgte, die der Betrüger ausgeräuchert hatte: so war doch das Volk nicht klug zu machen. Unter die Narren gehörte nun auch Ludewig. In der Nacht nach dem Ausräuchern entstand aus einer herabgefallenen Kohle plötzlich ein Brand. Ludewig hörte das Brüllen des Viehes; öffnete den Stall; das Feuer bekam Zugluft und griff unaufhaltsam um sich. Ludewig wollte heimlich löschen, weil damals auch in Traubenheim noch Strafe darauf gesetzt war, wenn jemand durch Nachläßigkeit Feuer auskommen ließ, wodurch denn, ganz natürlich, die Leute abgeschreckt wurden, sogleich Lärm zu machen. Aber alles war hier umsonst. Mit schrecklichem Ungestümm brach die Flamme heraus, und ehe noch alles in Bereitschaft zum Löschen war, stand auch die mit Stroh gedeckte und bis oben an mit Getreid gefüllte Scheune in Brand.

Glücklicherweise hatte Wulfing kurz zuvor, mit vielem Widerspruche des Dorfs, eine grosse Wasser-

sprütze gekauft, jeden Dorfsnachbar mit 2 Feuereymern versehn und allerley Löschanstalten gemacht. Die ganze Gemeine mußte sich auf seinen Befehl vor der Linde versammeln, um die Sprütze zu probiren; das Volk wurde bis zum nächsten Bache in Reihen gestellt; die Erwachsenen reichten einander die vollen Eymer zu; durch die Hand der Kinder giengen die leeren wieder zurück; starke Männer übten sich in der Kunst, das Wasser hoch empor zu schütten; die Schafschwemme wurde so eingerichtet, daß man mit den Feuerkufen auf der einen Seite hinein und auf der andern hinaus fahren konnte, wobey die Kufen von selber sich füllten. Bald commandirte Vogt Ehrlich an diesen, bald an jenen Brunnen und ließ alle nur möglichen Schwenkungen machen; gab zugleich auch Unterricht, wie man sich in diesem oder jenem Falle verhalten müsse, und vertheilte die Geschäfte so, daß jeder Bürger nun wußte, was er bey einer Feuersbrunst zu thun habe.

Dieß alles hatte die Gemeine für überflüssiges Spielwerk gehalten und nur deßwillen gebilligt, weil die Löschprobe den meisten eine gar stattliche Bürgerlust schien. Nun aber lernte man einsehen, daß diese Bürgerlust nützlicher war, als Hammerwerfen *) und Scheibenschießen.

Ehe

*) Ausländer haben wohl von dieser grausamen Volkslustbarkeit, die noch an mehreren Orten in Franken geduldet wird, gar keinen Begriff. Das junge Volk gräbt eine lebendige Gans oder Ente bis an den Hals in die Erde und setzt eine Belohnung für den aus, der sie, mit verbundenen Augen, mit einem Hammerwurf treffen wird; oder man gibt einem nach dem andern eine Stange oder einen Dreschflegel in die Hand, verbindet ihm die Augen, dreht ihn etliche mal herum und läßt ihn dann nach dem Thiere schlagen.

Ehe noch die Fremden zu Hülfe kamen, war schon das Feuer gedämpft; aber Ludewigs Wohnhaus und Scheune lagen niedergerissen und verbrannt.

Nach diesem traurigen Vorfalle gab Heinrich geschärften Befehl, daß niemand mehr bey offenem Lichte dreschen, riffeln oder brechen durfte. Jeder Scheunen-Besitzer mußte eine blecherne Laterne schaffen, in welcher das Licht sicher stand. Strenge wurde darauf gesehn, daß niemand mit offenem Lichte, mit brennenden Pfeifen ꝛc. durch Scheunen oder Ställe gieng; die Schornsteine wurden fleißig gefegt und visitirt; das Strafgebot für die, welche Feuer aus Unachtsamkeit auskommen lassen, wurde aufgehoben; mit Stroh durfte nichts mehr gedeckt werden; die Kinder lernten schon in der Schule, wie man sich vor Feuersgefahr zu hüten oder beym ersten Ausbruche des Unglücks zu verhalten habe, und Ehrlich überließ die Visitation, ob auch der Feuer-Policey nachgelebt würde, nicht seinem Amtsdiener allein, wie seine meisten Collegen thun; sondern überraschte seine Amtsuntergebenen selbst, hielt streng über der Bestrafung und gab dadurch den Gesetzen Nachdruck und Kraft.

Elftes Kapitel.

Sehet auf ihr Ende!

Ludewig war indeß ein armer Mann. Die Strafe für seine verderbliche Stallbehüterey bestand darin, daß ihm

ihm der Gutsherr nicht unter die Arme griff; und Brandversicherungsanstalten waren noch nicht gewöhnlich. Unmöglich aber konnt' er aus eigenem Beutel die Baukosten bestreiten. Er gab also die Brandstätte nebst den gebundenen Gütern von der Hand und zog die walzenden zu einem kleinen Häuschen, das er erkaufte. Hier lebte der habsüchtige Filz, dessen ganzes Herz am irdischen hieng, in äusserster Unzufriedenheit. Seine losen Streiche kamen ihm, von Stund an, nie aus dem Sinne. Fast immer gieng er tiefsinnig umher; stand des Nachts auf und lief um den Hof; war immer voll Angst und gieng fast gar nicht mehr unter die Leute. Zuweilen sprach er allerley, das nicht gut war, und bebte manchmal wie Aspenlaub, ohne daß man wußte warum. "Herr Gott! was hast du denn vor und was ist dir?" fragten ihn öfters seine Kinder. Ludewig aber gab nur kurzen Bescheid, und die Kinder, welche er Zeitlebens nie freundlich behandelt hatte, als nur wenn sie ihm zu losen Streichen halfen, waren am Ende auch wenig bekümmert um ihn.

Im Februar 1722 fuhr er einmal des Morgens ins sogenannte Steigholz, eine Stunde vom Dorfe. Es schlägt elf, es schlägt zwölf Mittags — und Ludewig kommt nicht zurücke. — Gewiß sitzt der Zapf wieder beym Fischerhäusler und sauft! sagen seine Kinder zusammen; denn so abscheulich pflegten sie von ihrem Vater zu reden. Es war auch so seine Weise, sich halbe Tage lang ins Fischerhaus (wo eine Kneipschenke war) zu setzen, wenn er ins Steigholz fuhr. — Ganz spät des Abends gehn endlich seine Kinder doch

aus, ihn zu suchen. Im Fischerhause will ihn niemand gesehn haben. Sie zünden Laternen an und laufen im Walde herum. Endlich finden sie die Ochsen mit dem Wagen so verfahren und eingeklemmt, daß sie weder vor- noch rückwärts können; aber der Vater ist nicht zu erschreyen und nicht zu finden.

Des andern Morgens geht das Nachspüren von neuem an. Nach langem Suchen sehen sie endlich seinen Hut auf dem See am Fischerhause, zwischen dem Rohr. Herr Gott! er ist sicher ertrunken! schreyen die Finder, — und so war es auch. — Nach etlichen Stunden gieng der Leichnam in die Höhe. Der Fischhäusler aber wollte ihn nicht heraus ziehn helfen. Es ist Zentfall und ich will mich nicht unehrlich machen, sagte er. — Dieß schreckte auch die übrigen ab und niemand legte Hand an, bis Vogt Ehrlich selbst dazu kam, sie wacker auszankte und mit eigner Hand den Unglücklichen ins trockne bringen half; aber zu spät, ihn noch retten zu können.

Groß war indeß der Auflauf im Walde geworden. Gott genad' seiner armen Seele! Kreutz und Herzeleid haben ihn dazu gebracht. Wenns einem so geht wie ihm, dann helf Gott dem Verstande! sagten die einen.— Er hat als ein Bösewicht gelebt und starb auch so! sagten die andern.

Des nachfolgenden Tages sollte nun Ludewig beerdigt werden, und zwar in dem Gottesacker. Diejenigen, die ihn vorgestern am meisten beklagt hätten, schrien nun zuerst: Was? einen Selbstmörder zu andern ehrlichen Christen? All mein Lebtage hat man solche

Leu-

Leute in einen Sack gesteckt und aus dem Bodenloche auf den Schinderkarrn geworfen. Das Messer gehört dem über die Thüre, der ihn hinaus trägt! Wulfing wählte indeß die Träger und ließ sie zu sich rufen. Sie weigerten sich und so entstand folgendes Gespräch:

Wulfing. Sagt mir doch, was würdet ihr thun, wenn Ludewig des natürlichen Todes gestorben wäre?

Sie. Was anders? Ihn eben begraben wie andere Christen auch.

Wulfing. Warum denn aber jetzt nicht?

Sie. Weil er sich selber masacrirt hat.

Wulfing. Wißt ihr denn gewiß, ob er die Absicht gehabt hat, sich umzubringen?

Sie. Ja wohl! nichts gewisser!

Wulfing. Nun, wir wollen es gelten lassen. Wem hat er denn dadurch hauptsächlich geschadet?

Sie. Sich selber und seiner armen Seele und seinen Kindern.

Wulfing. Und dafür sollen wir ihn strafen?

Sie. Ja Herr Vogt!

Wulfing. Und wie fängt man das an? Die Kunst, todte zu strafen, versteh ich noch nicht.

Sie. Daß man sie begräbt wie das liebe Vieh.

Wulfing. Und das soll eine Strafe für den Verstorbenen seyn? Was fühlt und weiß denn der von der Strafe? Todte strafen wollen ist die größte Narrheit. Die Seele kann man nicht mehr strafen und der Leib fühlt nichts davon; aber wißt ihr wohl wen man eigentlich strafen würde?

Sie, (Schweigen)

Wulfing. Ihr sagtet vorhin: Ludewig habe seiner armen Seele (die euch nun nichts mehr angeht) und seinen Kindern geschadet. Warum hat er denn seinen Kindern geschad't?

Sie. Weil sie nun keinen Vater mehr haben und weil jedermann auf sie mit Fingern zeigt.

Wulfing. Und diese schuldlosen Kinder soll man nun noch strafen?

Sie. Ei behüte Gott!

Wulfing. Und doch würde die schimpfliche Beerdigung keine Strafe für den Selbstmörder, sondern einzig und allein für seine Hinterbliebenen seyn. —

Sie. Je, du lieber Gott! man muß ihn aber schimpflich begraben, damit andere sich dran spiegeln!

Wulfing. Seyd ihr klug? Meynt ihr denn, daß ich mich umbringen würde, wenn ihr mir einen goldenen Sarg und ein Begräbniß unter dem Altare dafür versprächt?

Sie. Du mein Gott! wer wird das thun?

Wulfing. Also ists närrisch, ein Exempel an einem Selbstmörder statuiren zu wollen, damit andre sich spiegeln. Wer einmal so toll oder tiefsinnig ist, daß er sich selber umbringt, kümmert sich wahrlich nicht drum, was man mit seinem Körper anfängt. Meynt ihr denn, daß ein gescheider Mensch, es sey denn, daß er nur dem Henker zuvorkommen wollte, sich selber umbringt?

Sie. Nein, Herr Vogt!

Wulfing. Und den Ludewig wollt ihr bestrafen, weil er närrisch geworden ist?

Sie. Nein, sondern weil er ein böser Kerl war.

Wulfing. Habt ihr noch keinen bösen Kerl zur Erde bestattet?

Sie. Kann wohl seyn; aber keinen Selbstmörder. — Bedenk' Er doch, Herr Vogt, daß kein ehrlicher Mann mehr ein Glas Wein mit uns trinkt, wenn wir dem Fallmeister ins Handwerk greifen.

Vergebens bemühte sich Wulfing, zu zeigen, daß auch der Fallmeister ein ehrlicher Mann sey, und daß der nur eine unehrliche Handthierung treibe, der sein Brod mit Sünden verdient. — Die Leute bestanden auf ihrer Weigerung, und Wulfing sah sich genöthigt, Anstalt zu machen, daß Ludewig in der Nacht von ein Paar Landsknechten in dem Gottesacker begraben wurde.

Wie viel menschlicher und weiser denket das Volk größtentheils in unsern Tagen! Ohne Weigerung nimmt es jetzt den bedauernswürdigen Selbstmörder auf die Schulter und vergönnt ihm sein Plätzchen bey andrer Christen Grab. Das Gericht über ihn bleibt dem Vater aller Menschen heimgestellt, der ins Verborgene sieht und es allein weiß, mit welchem Kampfe der Unglückliche gerungen hat, eh er sich so weit vergaß, Hand an sein eigenes Leben zu legen.

Jener Zeit aber war ein groſser Theil der Traubenheimer sehr aufgebracht, daſs man, wie sie sagten, den Gottesacker zum Anger gemacht habe. Alle Drangsal, die Ludewig sonst Andern angethan hatte, war nun in den Augen des Volkes nichts mehr gegen das, was er zuletzt an sich selbst begieng.

Der Pfarrer aber ergriff gleich am nächsten Sonntage die Gelegenheit, das Volk besser zu unterrichten, indem er über den Text predigte:

"Niemand weiß was im Menschen ist, als der Geist des Menschen der in ihm ist." *)

Er zeigte, daſs wir gar nicht im Stande seyen, über einen Selbstmörder zu richten, weil man ihn nicht mehr über seine That verhören und folglich auch nicht wissen könne, wie ihm zu Muthe war.

Er wiederholte nicht nur alles was Wulfing den bestellten Trägern schon gesagt hatte, sondern fügte auch noch einen lehrreichen Unterricht hinzu, wie man sich gegen so unglückliche Menschen verhalten müsse.

Die meisten Selbstmörder, sagte er, entleiben sich aus Schwermuth. Diese Schwermuth können sie selten bergen. Ihr Seelenkampf steht ihnen gleichsam auf der Stirne geschrieben. Sie suchen gern die Einsamkeit; stehn in ihren Gedanken vertieft; sehen starr vor sich hin; führen allerley bedenkliche Reden über Gottes Fürsehung, über Leben und Tod. Spricht man ihnen Muth ein: so pflegen sie sich meist anzustellen, als ob sie zwar eine Antwort darauf wüßten; aber nicht heraus sagen möchten. Ihr Schlaf ist gewöhnlich unruhig; alles wird ihnen zu banglich und enge; sie können

*) 1 Cor. 2, 11.

nen im Bette nicht mehr rasten; sie wollen in keine Gesellschaften, und wenn sie das auch müssen, so siehts aus, als ob sie nur mit dem Leibe, aber nicht mit dem Geiste dabey wären. Oder sie raffen sich auf und sind übermäßig munter; fallen aber dann gewöhnlich nur noch tiefer in Schwermuth.

Viele zeigen ihre Verwirrtheit noch deutlicher. Sie verfallen auf allerley gräßliche Vorstellungen. Sie glauben an den Bettelstab kommen zu müssen; sie meynen, kein Mensch in der Welt sey ihnen günstig und jedermann mache böse Anschläge wider sie; eine Stimme rufe ihnen des Nachts zu, daß sie sich selbst aus der Welt hinaus helfen sollen; eine Hand reiche ihnen den Strick oder das Messer; der Teufel wolle sich ihrer bemächtigen u. drgl. — Bey solchen Leuten bedarfs oft nur einer Kleinigkeit, und sie sind aus aller Fassung. Ein kleines Unrecht oder Unglück das sie betrifft, macht sie ganz kleinmüthig und trostlos. — Hört also, liebe Traubenheimer, wie man solche Unglückliche behandeln und wie man einem Selbstmorde vorbauen müße.

Die Schwermuth, der Ekel gegen das Leben, oder die fürchterliche Seelenangst, liegen fast niemals in der Seele allein, sondern zugleich auch im Körper. Nothwendig müssen wir daher zweyerley Mittel gegen das Uebel anwenden, Mittel, die den Leib wieder herstellen, und Mittel, die den Verstand lenken und beruhigen. Sucht also nächst der Zusprache guter Freunde, auch einen geschickten Arzt.

Es ist ein großer Fehler, daß die meisten Leute sich scheuen, es zu gestehn, wenn eines von den Ihrigen

schwermüthig wird, aus Furcht, daß es der ganzen Familie zum Nachtheile gereichen möchte. Ueber dem Zaudern reißt oft das Uebel zu sehr ein als daß leicht wieder zu helfen wäre; oder es erfolgt gar etwas Aergeres, ehe man den Arzt ruft.

Ich sage den Arzt; denn der bloße Zuspruch des Predigers, zu dem man gewöhnlich allein seine Zuflucht nimmt, ist nicht genug. Freundschaftlicher Zuspruch, Zerstreuungen und dergleichen, können gewöhnlich nur dann den Schwermüthigen aufheitern, wenn der Grund seiner Schwermuth durch abführende Mittel, Aderläßen u. dergl. auch aus dem Körper weggeschafft ist. —

Hütet euch aber den Unglücklichen merken zu lassen, daß ihr ihn für tiefsinnig oder verrückt haltet. Suchet ihm nicht nur auszureden, was ihn beunruhigt, sondern, wo möglich, auch alles so lange nach seinem Sinne zu ändern, bis er wieder hergestellt ist. Behandelt ihn überhaupt auf das liebreichste und vergeßt hier weniger als jemals, was Sirach sagt: Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides. Schwermüthige beschleunigen gewöhnlich ihren Entschluß zum Selbstmorde, wenn sie merken daß man ihrer überdrüssig ist. Die kleinste Beleidigung, die sie sonst gleichgültig ertragen hätten, wirkt bey solcher Seelenstimmung fürchterlich auf ihr Gemüth.

Wenn ihr aber auch alles gethan habt: so vergeßt doch nicht den Tiefsinnigen zu bewachen; aber hütet euch ebenfalls, ihn merken zu lassen, daß ihr ihn bewacht . . . Sagt nicht, man hat der Arbeiten zu viel; man kann nicht immer um und bey ihm seyn; er wird

nicht

nicht eben zu der Zeit, da man ihn alleine läßt, vom Bösen sich blenden lassen; — Ein einziger schwacher Augenblick reißt oft den Menschen dahin, und womit läßt sich dann das Leben wieder erkaufen? Womit wollt ihr euch beruhigen, wenn ihr die Aufsicht versäumt habt? Aber, ich wiederhole es noch einmal hütet euch den Schwermüthigen merken zu lassen daß ihr ihn bewacht, und glaubt demnach nicht, eure Pflichten erfüllt zu haben, wenn ihr alles Mordgewehr auf die Seite räumt und ihn einsperrt. Das letztere macht gewöhnlich Uebel ärger, und könnte sogar einen muntern Menschen in Schwermuth stürzen.

In jedem besondern Falle muß indeß auch besonders verfahren werden, und des Lehrers Schuldigkeit ist es, in dergleichen Anliegen seinen Beichtkindern nach bestem Vermögen zu rathen und beyzustehn. Billig sollten daher diese ihrem Lehrer vor allem ihr Anliegen entdecken und seinen Rath auch befolgen. Ihr Leben, ihre Ruhe, ihre Glückseligkeit in dieser und jener Welt sollen und werden ihm heilig seyn, wenn er seine Gemeine liebt. Keine Stunde der Nacht wird ihm zu unbequem seyn, die er in ihrem Dienste und zu ihrem Besten durchwachen kann. — Faßt doch auch Zutrauen zu mir, ihr Lieben! und glaubt, daß ich euer innigster Freund bin; daß ich keinen seligern Gedanken kenne, als den, einst in eurer Mitte vor dem Vater aller Menschen zu stehn und sagen zu können: Herr! hier bin ich und hier sind auch die, die du mir gegeben hast, laß uns deine Herrlichkeit sehen!

Diese Zutraulichkeit, zu welcher Heilmann hier ermahnte, genoß er, in der Folge besonders, so uneingeschränkt, daß sein Haus die allgemeine Zuflucht Aller war, die eines Rathgebers oder Vermittlers bedurften. Seine schonende Liebe nahm auch die fehlervollsten Menschen freundlich auf. Niemand, als nur ein ganz Verdorbner, machte daher vor ihm ein Geheimniß aus seinen Fehlern; und wenn der Vorfall eine Feindschaft oder etwas ähnliches betraf: so war man der Wirksamkeit seiner Vermittlung schon im voraus gewiß. In solchen Fällen aber hörte Heilmann nicht etwa den einen Theil und verdammte den andern. Geht hin, sagte er, und werdet erst mit eurem Widersacher eins, daß ihr mich zum Rathgeber und Vertrauten machen wollt; kommt dann beyde zu mir, oder ruft mich zu euch, und erzählt mir den Streit. Dann erst kann ich euch rathen, und, wenn Gott mir die Freude vergönnt, vielleicht Friede stiften. — Laßt uns zu unserm Pfarrer gehn! sagten nun die Streiter zusammen. Er soll uns beyden sagen, wo wir gefehlt haben, und seinem Rathe wollen wir folgen. — Heilmann suchte dann vor allem den ersten Grund ihrer Zwietracht auf; ließ sich alles erzählen, und gab jedem Regeln und Rath. Die Streitenden versöhnten sich in seinem Beyseyn, und segneten den Mann, der ihnen so liebevoll und unpartheylich zum Frieden verhalf. Heilmann aber, der nicht auf Geschenk und Gaben zählte, genoß den überschwänglichsten Lohn für seine Sorgfalt, in dem herzlichen Händedruck der Berathenen und in der Ueberzeugung, Gutes gestiftet und seine Pflichten erfüllt zu haben.

O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele seyn!

Zwölftes Kapitel.

Die Leser nehmen Abschied vom Herrn Kammerjunker und seiner Schwester; machen aber dagegen Bekanntschaft mit dem Obrist von Marschland und seiner schönen Tochter.

Moritz von Schleich, auf den wir nun wieder zurück kommen, hat es indeß aufs höchste gebracht. Im Jahr 1721 wurden die Einkünfte seines Ritterguths, zum Beßten der Gläubiger, eingezogen und mit genauer Noth erhielt er noch hundert Thaler jährliche Renten. In dieser traurigen Lage verließ ihn seine Schwester und zog zu einer alten Baase aufs Land, wo sie, nach durchbuhlter Jugend, als alte Betschwester starb. Ihr Bruder suchte sich indeß durchs Spiel zu helfen; aber das Glück schien ihn auf allen Seiten verlassen zu haben. Der Fürst nahm ihm, seiner schlechten Aufführung willen, den Titel und zugleich die wenigen Mittel ab, die die Kammerherrenschaft abwarf; sein Ansehn war in allen Gesellschaften gesunken, und die Gläubiger, die er sich erst nach der Sequestration zugezogen hatte, waren so ungestümm, daß er sich genöthigt sah, sein Guth gar zu verkaufen. Ein kaiserlicher Obrist, Julius von Marschland, der seinen Posten niederlegen und sein Leben auf dem Lande beschliessen wollte, bot

ihm

ihm 70000 fl. und versprach ihm noch überdieß eine Lieutenants-Stelle unter seinem Regimente. So wenig Junker Moritz Lust hatte, sich aufs Wohlseyn irgend eines Fürsten todt schießen zu lassen: so war doch, in seiner traurigen Lage, kein anderer Ausweg. Von dem Kaufschillinge blieben ihm noch etliche hundert Thaler. Mit diesen zog er nach Böhmen zum Regimente; war auch in seinem neuen Stande ein Taugenichts, und starb endlich, als nach Carls des sechsten Tod der bekannte Krieg ausbrach, vor Furcht und Erwarten der Dinge.

Julius von Marschland, ein Herr von etlich sechzig Jahren, war also der neue Nachbar unsers Heinrichs. Letzterer freute sich schon im voraus der neuen Bekanntschaft; ersterer aber desto weniger; denn er war wie weiland Kunz von Traubenheim, ein Erbfeind aller Hofleute. Niemand galt etwas in seinen Augen, der nicht das Glück hatte, Soldat zu seyn. Feine Sitten waren ihm Heucheley; Gelehrsamkeit schien ihm nur Sylbenstecherey, und die ganze Rechtsgelahrtheit glaubte er mit Degen und Stock entbehrlich machen zu können. — Wahrheit gieng ihm indeß über alles: Dazu war ihm die Gabe verliehen, sie immer recht eckigt zu sagen und nebenbey musquetirsmäßig zu fluchen. Seinen Dienst würde er nimmer verlassen haben; aber eine Wunde, die er 1716 vor Peterwaradein am linken Fuße bekommen hatte, fieng seit ein Paar Jahren an, ihm äusserst beschwerlich zu werden, so daß er oft halbe Wochen im Bette zubringen mußte. Jede Wet-

ter-

terveränderung machte ihm Schmerzen an der zersplitterten Kniescheibe. Das Rothlauf, mit dem er behaftet war, zog sich alle 3 - 4 Wochen dahin, und überhaupt hatte seine Gesundheit bey dem Türkenkriege gelitten.

Einer seiner Freunde rieth ihm daher, das Ritterguth Langenhausen zu kaufen und sich dahin in Ruhe zu setzen. Marschland fand den Vorschlag nicht übel, weil er sich nichts kläglichers denken konnte, als blos über dicke Thaler zu commandiren. Diese verwandte er also zur Erkaufung des Ritterguths, und zog im Sommer 1724 sammt einer einzigen Tochter, die ihm seine verstorbene Gemahlinn zurückgelassen hatte, zu Langenhausen ein.

Unter den Antrittsbesuchen, die er, Ehren halber, nun machen mußte, war ihm der Traubenheimer am allerbeschwerlichsten. All mein Lebtage, sagte er, hab ich das Staatsbedientenvolk geflohen, wie die Pest, und nun führt mich das Unglück gerade zu einem Hofhasenjunker!! Voll Jnngrimm über die leidige Sitte, Besuche machen zu müssen, die einem nicht anstehn, setzt er sich zu seinem Constant, (einem Feldwebel, den er aus Böhmen mitgebracht hatte,) in den Wagen und fährt mit ihm auf Traubenheim zu.

Heinrich, dem Marschland schon als ein rauher Soldat geschildert worden war, empfieng ihn in seiner alltäglichen Jäger - Uniform vor der Thüre. Willkommen Herr Nachbar! rief er ihm entgegen und bot ihm einen deutschen Handschlag. "Auch willkommen, willkommen!" sagt Marschland mit erheitertem Gesichte,

te, und schüttelt ihm freundlich die Hand. "Glück auf zur Nachbarschaft!" — Heinrich führt ihn ins Zimmer. Gottfried bringt augenblicklich Wein und Stutzgläser. "Auf gute Freundschaft! Alle Deutsche sollen leben!" trinkt Heinrich dem Obristen zu; — "Vivat Nachbarschaft hoch! Ich habe einen balsamirten Hofjunker erwartet und finde einen veritabeln Soldaten! aber desto besser schmeckt nun ein Glas Wein in nachbarlicher Traulichkeit," ruft der alte Türkenfeind in der Begeisterung aus, und entschließt sich sogar, alle Hofherren zu Gotha hoch leben zu lassen. Zuletzt wird er mit Heinrich so vertraut, daß er nicht mehr anders mit ihm spricht als: Hört Ihr Nachbar Traubenheim! Heinrich muß versprechen, ihn bald und oft zu besuchen, und erst ganz spät wird Constant, (der indeß gleichfalls mit Gottfried auf gute Nachbarschaft trinkt,) beygerufen, um Anstalt zur Abreise zu machen. Marschland läßt sich noch gefallen, aus der Faust einen Schinken zum Abschiede verzehren zu helfen. Komm her Kriegscamerad, mach' auch mit und hau ein! ruft er seinem Constant zu. Wir sind in einem deutschen Hause, wo der brave Diener mit seinem Herrn essen darf. Nicht wahr Nachbar Traubenheim? — Bravo, bravo! sagt Heinrich. Komm bey, Gottfried, und laß dirs auch schmecken! — "Deine Gesundheit Constant!" "Deine Gesundheit Gottfried!" tranken sie zuletzt ihren Bedienten zu, und diese wieder: "Aufs lang leben und gesund seyn unsrer gnädigen Herren! und allen Bedienten in der Welt solche Herrschaften!" —

Marsch-

Marschland dachte sich dabey noch einmal so lebhaft in den Türkenkrieg zurück, wie da Gemeiner und Officier auf der mütterlichen Erde zusammen schmaußten, daß er im Jubel des Peterwaradeiner Unglücks vergaß und sich rüstig auf seinem bleßirten Fuße schwang. Er und Nachbar Heinrich umarmten sich in der Begeistrung wohl zehnmal und versprachen einander zum Abschied ewige Freundschaft bey Himmel und Hölle. —

Blitz Granaden! Das ist dir ein seltner Vogel von einem Jagdjunker — ein veritabler Soldat! sagt Marschland unter Wegs zu seinem Feldwebel, und beyde sind unerschöpflich, den Herrn von Traubenheim zu lobpreißen.

Eins aber hätten Sie noch sehn sollen, Herr Obrist! sagt Constant: die Arbeits-Schule im Schlosse. — Was Teufel ist das für ein Ding: Arbeitsschule? fragt dieser. — Je, das ist eine Schule, wo die Kinder gerade so arbeiten lernen wie man in andern den Katekissem lernt; und der Schulmeister ist Ihnen ein — Mädel — so gibts in neun Herren Landen keins! Mein Seele! wie Milch und Blut und die Freundlichkeit von Natur! — Und die Kinder — Potz Schwadron! die spinnen und stricken und klöppeln und nähen, daß es ein Auge gern sieht! — "Ich glaube gar, Bursche, du hast dich in die Schulmeisterinn in deinen alten Tagen verplempelt!" sagt der Obriste. — Fast so was, erwiedert Constant; aber Gottfried, der mich in die Schule geführt hat, ist schon Sturm gelaufen, eh unser einer zur Schanze kam.

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie wieder in Langenhausen an. — "Ei wie lange sind Sie nicht ausgeblieben, lieber Vater! sagt Fräulein Marianne. Die Nothvisite muß Ihnen doch gut eingeschlagen seyn?" — Gut, meynst du? schreyt der Alte: Vortreflich! vortreflich! Das ist ein Mann nach unserm Fuß! Ein wahrer Gerad durch die Welt! Sechstausend Gulden ist Langenhausen um der Nachbarschaft willen mehr werth! Nächster Tagen kommt er zu uns, und dann sollst du selber sagen, ob er nicht ein veritabler Soldat ist.

Marianne, die sich aus dieser Schilderung eben nicht das beßte Bild von unserm Heinrich gemacht hatte, fand all ihre Erwartung übertroffen, als er nach etlichen Tagen in ihrem väterlichen Hause ankam, und Heinrich vergaß den alten Türkenfeind ganz, über seiner schönen Tochter. Diese, ein Fräulein von noch nicht zwanzig Jahren, war unter ihres Vaters Aufsicht, (denn ihre Mutter war lange schon todt,) als die kunstloseste Tochter der Natur aufgewachsen. Ungezwungen und herzlich begrüßte sie den jungen Freund ihres Vaters. Ihr hoher schlanker Wuchs, ihr rundes blühendes Gesicht mit den schönen himmelblauen Augen, ihr langes blondes Haar, die Backengrübchen wenn sie lachte, die herzlichste Offenheit in all ihren Zügen, die zuvorkommendste Leutseligkeit gegen Jedermann, die unabläßigste Geschäftigkeit in Besorgung der Wirthschaft, und die

glück-

glücklichste Unwissenheit in allen Künsten der Verfeinerung, machten sie zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe. Sie allein schien ihre Vorzüge nicht zu kennen; denn ihr Vater hatte sie sorgfältig vor allen Süßlingen bewacht, die gewöhnlich der blendende Spiegel sind, in welchem Mädchen ihre Reitze betrachten. — Alles was Heinrich bisher von ihr gehört hat, schien ihm absichtliche Verkleinerung. Seine Augen ruhten starr auf ihrem Gesichte, und jeder ihrer Blicke drangen ihm tief in das Herz. Marschlands Fragen verstand er gewöhnlich nur halb; aber keine Sylbe von Mariannens Lippen gieng ihm verlohren. Immer sann er auf Gespräche mit ihr; aber alles, was ihm zur Unterhaltung einfiel, war ersonnen und frostig. Kam ihm ja zuweilen ein glücklicher Gedanke: so unterbrach ihn gewöhnlich der alte Kriegsmann mit einem lustigen Einfalle; mit einem Trumm Türkenkrieg; mit einem Glase Wein, oder mit einem Spaziergang in den Stall zu dem neuen Postzuge. Nie haben die Gesetze der Höflichkeit mehr Aufopferung verlangt als hier. Heinrich that sich indeß Gewalt an, lachte über die Einfälle des Alten, lauschte mit scheinbarer Theilnahme auf seine Erzählungen und lobte den schönen Postzug, — aber alles ohne zu wissen warum.

So gieng der schöne Nachmittag ungenützt dahin. Beym Abschiede wollte sich Heinrich bey dem Fräulein das eben nicht zugegen war, beurlauben; das hielt aber Marschland für überflüßigen Zierrath. "Laßt die Complimente, Nachbar Traubenheim! Wir thun gegen

einander wie zu Hause. Schenk ein Constant! Alle Complimente sollen sterben! "

Wider Dank und Willen mußte Heinrich, dem es um nichts weniger als um leere Complimente zu thun war, mit trinken, und Langenhausen, ohne Abschied vom Fräulein, verlassen.

Sicher hat der alte Kriegspatron gemerkt, wie's in meinem Herzen aussieht! sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst; warum hätt' er sonst das Fräulein nicht rufen lassen? — Und Marianne? — was wird diese von mir denken? War ich nicht ein hölzerner Anbeter! Konnt' ich auch nur Ein vernünftiges Wort mit ihr reden? —

Mit dergleichen Grillen marterte sich Heinrich und tröstete sich wieder, indeß neben ihm Gottfried in stummer Beobachtung daher trabte. Mehr als einmal hatte er versucht mit seinem Herrn zu schwatzen; aber das Gespräch brannte ab, wie Zündkraut; denn Heinrich sann immer vor sich hin und gab wenig Bescheid.

Ist's doch meinem Herrn, dachte Gottfried bey sich selbst, tausendmal wie mir's war, eh ich mit meiner Nicke zur Sprache kam. Gnädiger Herr, sagt er endlich, wie hat Ihnen Fräulein Marianne gefallen?

Heinrich v. Tr. Nicht übel.

Gottfried. Das heißt, meiner Six, wenig gesagt! — Alle Mädels in der Welt unveracht't, — aber so gibts in Reussen und Preussen kein Fräulein! Alle Blitz, was das für ein Wuchs, für Augen und Backen sind! und die Lieb' und Freundlichkeit und der Fleiß von Natur!

Heinrich v. Tr. Ich denke gar, Gottfried, du haſt dich verliebt?

Gottfried. Ich nun eben nicht — was ſoll ſich ein armer Jägerburſche in ein Fräulein verlieben? aber — —

Heinrich v. Tr. Aber? was ſoll das aber?

Gottfried. Sonſt, gnädiger Herr, war's ſo Ihr Humor, hübſche Mädchen zu loben, ohne was drüber zu denken; heute denken Sie drüber, und loben nichts.

Heinrich v. Tr. Biſt du ein Narr? Hat man ſonſt an nichts in der Welt zu denken, als an hübſche Mädchen?

Gottfried. Je nun, das wohl nicht, gnädiger Herr; aber ich meyne halt ſo: Menſchen ſind Menſchen — und wie's im Punct der Liebe den Dienern geht, ſo gehts auch ihren Herren.

Heinrich v. Tr. Und wie reimt ſich das hierher?

Gottfried. Sehen Sie, gnädiger Herr: als ich in meine Ricke zuerſt verplempert war, da gieng ich immer herum im Gedicht, und immer dacht' ich, das ganze Dorf lieſ't mirs von der Naſe weg; und wenn mich jemand ausholen wollte, dann war ich immer kurz angebunden, um mich nicht zu verſchnappen. —

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie in Traubenheim an. — Eine Reiſe nach Gotha, die Heinrich kurz zuvor als äuſſerſt dringend ausgegeben hatte, verſchob er nun und ritte dafür alle Wochen wenigſtens zweymal nach Langenhauſen. Sein Auge hieng dann immer an dem Fräulein; Unmöglich aber konnt' er die

natürliche Gefälligkeit des Fräuleins gegen jeden wackern Mann, von der besondern Zuneigung unterscheiden, mit der sie an ihm hieng. — So tiefsehend er sonst wohl sich dünkte, so blind und ungewiß war er nun, da es ihm ängstlich um Gegenliebe zu thun war. Gleichwohl konnt' er sich nicht überwinden, seinen schärfer sehenden Gottfried zum Vertrauten zu machen. Wochenlang hieng er so zwischen Hoffnung und Furcht, ohne einen Schritt weiter in seiner Liebschaft zu kommen.

Unverhofft aber erhielt er eines Tags eine Zurückberufung nach Gotha. Der alte Obristjägermeister war gestorben und er an seine Stelle ernannt. Voll Schrecken und Freude wirft er den Brief auf den Tisch. "Ja, ja," sagt er bey sich selbst, "wer sollte da nicht gerne zurück? aber von Mariannen, ohne zu wissen, was man hoffen soll? — Nein, das kann und darf ich nicht! — Kurz und gut entschließt er sich also, auf der Stelle nach Langenhausen zu reiten und gerade heraus zu frägen, was er mit seinem Aussenherum noch nicht erforscht hatte.

Glücklicherweise trifft er das Fräulein alleine. Leicht tröstet er sich über die Abwesenheit des im Felde herum hinkenden Vaters; geht mit der schönen Tochter in den Garten; setzt sich zu ihr auf eine Ruhebank und beginnt hier seine Liebeswerbung mit der Neuigkeit, die er erst von Gotha bekommen hatte. Dabey schaut er ihr steif in die Augen. Eine Feuerröthe stieg in die Wangen des Fräuleins. Aber ach! der Abschied von Ihnen, gute Marianne! seufzt Heinrich; und eine helle Thräne

rinnt

rinnt über ihre Wange herab. Im Taumel des Entzückens küßt der bisher schüchterne Liebhaber diese Thräne auf. O Marianne! Marianne! ruft er in der Begeisterung aus, könnten Sie Sich wohl entschließen mir zu folgen? Nur an Ihrer Hand werd' ich des Glückes froh seyn! — Aufs neue erröthend drückt ihm die holde Braut die Hand und Er sie ungestümm an die pochende Brust. O meine Marianne! ruft er aus, wie glücklich machst du mich! was würde mir die ganze Welt seyn ohne dich!! Bald aber legt sich der heftige Sturm der Leidenschaft. Mit Wonnethränen sinkt er seiner Geliebten an den sich hebenden Busen. Laß mich sie ausweinen, die Freude, sagt er, oder sie zersprengt mir das Herz! Im gleichen Gefühle schmiegt Marianne ihr Gesicht an seine Wangen, und mischt ihre Thränen in die seinigen.

(Erklärung des Titelkupfers.)

Eben als sie, so dasitzend, ihren Empfindungen freyen Lauf lassen, kommt Marschland in den Garten zurück, ohne früher bemerkt zu werden, als bis er ihnen zuruft: Guten Abend! guten Abend! sitzt's so gut da?

Wie ein Reh vom Flintendonner geschreckt, fährt Marianne aus den Armen des Liebhabers auf. Thränen rinnen ihr noch von den Wangen und ihr Brusttuch ist benetzt von den Zähren ihres Geliebten, der neben ihr steht, und in der Verlegenheit nichts zu sagen weiß, als: Guten Abend, Herr Nachbar!

Nicht sowohl Furcht vor einer abschlägigen Antwort, als vielmehr Scham, sich von dem rauhen Kriegsmanne in Thränen finden zu lassen, war es, was unsern Heinrich bestürzt machte; Marschland aber, der von den Wonnethränen der Liebe gar keinen Begriff hat, deutet die Verlegenheit des überraschten Liebhabers aufs schrecklichste. Marianne war, seiner Meynung nach, von Heinrich entehrt. — Warum sollten die Narren zusammen heulen, stäcke nicht so was dahinter? denkt er bey sich selbst, und kurz entschlossen fährt er den erschrockenen Schwiegersohn an: Herr, was sind das für Händel? Potz Mord Granaden! heißt das wie ein ehrlicher Cavlier handeln?

Heinrich. Ich habe nie anders als ehrlich gehandelt, mein Herr Obrist!

Marschland. So? und macht meine Tochter zu Schanden? — He?

Heinrich. Um Gotteswillen, lieber Herr Obrist — was für ein Gedanke!!

Marianne. Gott im Himmel, lieber Vater!

Marschland. Halts Maul, du Betze!

Heinrich. Hören Sie doch, Nachbar, nur Ein Wort in Geduld! Sie thun uns Unrecht!

Marschland. Pi, pa! was Unrecht? will man den Vater noch obenein für Narren haben? Herr! kurz und gut: wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren machen oder nicht?

Heinrich. O, beßter Herr Obrist! Sie kommen meiner heissesten Bitte zuvor!

Marsch-

Marschland. So wie ihr Tausend-Sackerlot dem Pfarrer zuvorgekommen seyd! Den Schandfleck vergeß ich euch ewig nicht.

Marianne. (Ihrem Vater an die Brust fallend) O lieber, guter, bester Vater! Nicht im Zorne — nicht durch einen Schandfleck will ich einen Gemahl aus Ihrer Hand. —

Marschland. (stößt sie zurück) Was? du Ungerathene! noch im Guten willst du ihn? Soll dich wohl gar noch loben über den Teufe'eyen?

Heinrich. Hören Sie Vater! Unschuldig wie sie war, erhalt ich Ihre Tochter aus Ihrer Hand. — Sie tödten uns durch den grausamsten Verdacht! Erst diesen Mittag erhielt ich die Stelle eines Obristjägermeisters in Gotha. Brennend vor Begierde, zuerst Ihnen mein Glück zu melden und um die Hand Ihrer vortreflichen Tochter zu bitten, flog ich hierher; — fand Ihre liebenswürdige Marianne allein; — überzeugt, daß Sie mir Ihren väterlichen Segen nicht versagen würden, warb ich um ihre Hand — und

Marschland. Und dann heult man eins?

Heinrich. Meine Thränen waren Thränen der Freude und nicht des strafbaren Gewissens. Könnten Sie aus meinem Herzen lesen! —

Marschland. (zu seiner Tochter) Und du? — Was bedeutet dann deine Flennerey?

Marianne. Heinrich hat für mich alles bekannt. —

Marschland. So? So? also auch verplempert, ohne Wissen und Willen des Vaters?

Heinrich. Nichts ohne Ihren Willen, Herr Obriſt! Sie ſind Vater . . . Sie haben noch jezt Macht —

Marſchland. (für ſich) Ein leichtgläubiger Vater, mein Seele! (zu Heinrich) Nachbar! Nachbar! das iſt Kriegsliſt!

Heinrich. Bey Gott nicht!

Marſchland. Auf Ritterehre?

Heinrich. (ihm die Hand bietend) Auf Ritter- und Männerehre!

Marſchland. (ſich eine Minute beſinnend) Nun Topp, es gilt! (ihm die Tochter entgegenſchiebend) Da haſt ſie im Namen Gottes. Mädchen ſind doch kein Lagerobſt.

Heinrich. (ihn umarmend) O Vater! wie glücklich machen Sie mich! (ſeiner Marianne um den Hals fallend) O meine Marianne!

Marianne. (Ihn wieder küſſend) Mein Heinrich!

Marſchland. Närriſche, närriſche Welt! So giengs nicht, als ich mein Weib nahm. Konnt' all mein Lebtage nicht ſo kindiſch thun, und nicht ſo zuckerſüß ſchwatzen . . Indeß kommt Kinder! Laßt uns aufs Zimmer gehn und erzählt mir aufrichtig! Im Grunde iſt mir alles recht, und unſre Güter liegen gattlich beyſammen; — aber den Ehſtand will ich ſehn, den man mit Heulen ſchon anfängt!

Dreyzehntes Kapitel.

Heinrichs Vermählung. Wirkung des bösen Gewissens auf den Prediger Schorr und seinen Schulmeister Schlaghart. Gottfried verdankt einem Unglücksfalle seine Versorgung.

Ich übergehe jetzt Constants und Gottfrieds Freudensprünge, den Jubel in Traubenheim, und alles was unsre Liebenden im Taumel der ersten Freude sich vorsagten. Obrist von Marschland gab sich vollkommen zufrieden, und trank mehr auf die Gesundheit seines Schwiegersohns, als ihm selber gut war. Das große Hochzeit-Banket aber, das er anfangs im Kopf hatte, unterblieb, weil Heinrich, wie der Obriste sich ausdrückte, nur á la campagne getraut seyn wollte. Niemand war dabey zugegen, als die Dienerschaft von Langenhausen und Traubenheim. Pfarrer Schorr genoß der Ehre, das Brautpaar im Tafelzimmer seines Herrn einzusegnen; Gregorius Schlaghart aber verherrlichte den Tag durch eine Musik, zu der er die Verse selbst gemacht hatte. Ein Haufen Kinder schrie mit ihm so gräßlich in die Wette, daß der alte Marschland heilig versicherte, nur beym Angriffe der Türken, etwas ähnliches gehört zu haben. Lieberich machte die Anmerkung, daß Schlaghart ohne Zweifel aus dem Tone würde gekommen seyn, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht hätte, gar nicht hinein zu kommen. Als aber der musicalische Wundermann ein Solo sang, in welchem er die Empfindungen des Herrn Bräutigams

aus-

auszudrücken suchte, verzog sich aller Mund zum Lachen. Obrist von Marschland nahm von dem zärtlichen Solo Gelegenheit, über Tisch den armen Schulmeister unbarmherzig zu schrauben; dieser aber hatte gleichwohl die Dreistigkeit, sein Machwerk dem hohen Brautpaare, in geschnörkelter Fracturschrift, als Hochzeitgeschenk zu überreichen. Zu Ehren des Fräuleins waren die Worte: Die nicht habe Flecken, Runzel, oder des etwas, allezeit mit rother Tinte geschrieben, und das ganze Titelblatt mit brennenden Herzchen bemalt.

Herr Gregorius, dem die unverdiente Ehre wiederfuhr, bey der Tafel mit zu sitzen, war indeß mit seinem musicalischen Meisterstücke vollkommen zufrieden; aber ein andrer Umstand verdarb ihm den Appetit. Wulfings Anblick rief ihm nämlich die Jud Schommelschen Händel so lebhaft ins Gedächtniß, daß er schon vor dem Essen immer von einer Ecke zur andern schlich, um nicht mit ihm zur Sprache zu kommen, und über dem Essen weder zu sprechen, noch seine silberne Dose zu präsentiren getraute, aus Furcht den Herrn Vogt an sein Daseyn zu erinnern. Dieser schien sich aber ohnedieß um Herrn Schlaghart gar nicht zu kümmern. Nur Ehrlich konnte seine Schraubereyen nicht lassen, und sprach einmal ums andre von höflichen Salutationen, vom Jud Schommel und ähnlichen Dingen, deren Erwähnung unserm Herrn Schlaghart durch alle Glieder fuhr.

Nicht weniger als dieser war Pfarrer Schorr in Verlegenheit; denn er hatte das Unglück, zwischen dem Vogt Ehrlich und dem Pfarrer Heilmann zu sitzen. Ihm

wärs wie einem Missethäter zwischen den Schergen. Er sah daher immer gerade vor sich hin auf den Teller, und sein ehemaliger Herr Schwiegersohn Rohling kam ihm keinen Augenblick aus dem Sinn.

Er und sein Schulmeister waren überhaupt, bey der neuen Verbindung zwischen Langenhausen und Traubenheim, nicht wenig verlegen, weil sie von Wulfing und Ehrlich die unversöhnlichsten Feindschaften fürchteten, und gleichwohl eben ihres Fürworts bey dem Herrn von Marschland bedurften. Schorr wünschte nämlich die ehemalige Geliebte des Magister Rohlings auf seinem Dienste versorgt zu sehn; und Schlaghart hatte schon ein knechtisch-kriechendes Bittschreiben um eine jährliche Zulage überreicht, weil er sich, Alters wegen, genöthiget sah, einen Schulhalter anzunehmen. Nichts aber schien beyden wahrscheinlicher, als daß Wulfing und Ehrlich nun eine verjährte Schuld abrechnen und den alten Obristen gegen sie einnehmen würden.

Diese Furcht war jedoch vergeblich; denn von niedriger Rachsucht weit entfernt, gaben beyde sich im Gegentheil Mühe, die Bitte des Schulmeisters zu unterstützen, ob sie gleich nicht eben so in die des Pfarrers einstimmen konnten. Obrist von Marschland entschloß sich also, dem alten Schlaghart eine jährliche Zulage von 50 fl. unter der Bedingniß zu verwilligen, daß er nun einen von der Herrschaft vorgeschlagenen Schulhalter annehmen mußte. Mit diesem lebte er in Hader und Streit, bis ihm endlich, nach 3 Jahren, der Tod Stillschweigen auferlegte, nachdem er hundert-

mal die Gewährung seiner Bitte beseufzt und den alten Obrist überlaufen hatte.

Gleiches Schicksal würde wahrscheinlich auch seinen Pfarrer betroffen haben, wenn nicht der gnädige Herr gut gefunden hätte, dessen Bitte rund abzuschlagen. Pfarrer Schorr mußte sich also gefallen lassen mit seiner Tochter in dem betrübten Wittwer- und Jungfernstande fort zu leben, bis er endlich, als ein sehr betagter Greis, in ihren Armen verschied, ehe er noch mit leiblichen Augen die Vermählung gesehen hatte, die sie bald darauf mit einem verwittweten Schneidermeister des Dorfs an ihrem acht und vierzigsten Geburtstage vollzog.

Von dieser ländlichen Hochzeit kehren wir wieder zur stattlichen Tafel im herrschaftlichen Schloße zurück. Obrist von Marschland war unerschöpflich in Erfindung neuer Gesundheiten, deren jede aus etlichen Böllerern im Schloßgarten angeschossen werden mußte. Mit innigem Wohlbehagen hatte er sich eben über dem Geplatz in alle Belagerungen und Schlachten seines Soldatenlebens zurück geträumt, als unerwartet ein polnischer Dudelsack und etliche Schalmeyen im Schloßhofe ertönten. Alles flog an die Fenster. Eine Schaar junger Leute von Langenhausen und Traubenheim, zog eben im festlichsten Aufputze herein. Ein Traubenheimer Bursche, weiß gekleidet und mit grünen Bändern bestrickt, führte hinter der Musik eine mit vergoldeten Hörnern und einem Kranze von Bux

und

und Flittern gezierte Kalbe daher. Hinter ihm, in eben der Tracht, ein Langenhäuser Bursche, zwey Mutterschafe, deren Wolle mit Kränzchen und Maschen besteckt war. Diesen folgte ein Zug junger Leute von beyden Dorfschaften, alle wie Hochzeiter und Bräute geschmückt; und endlich beschloßen zwey weißbeschürzte Knaben, als Mundschenken, den Zug.

Nach dreymaligem Umzuge traten ein Paar Jungen mit gefüllten Gläsern gegen das Schloß. "Aufs Langleben und Gesundseyn des gnädigen Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut!" riefen sie aus, und beugten sich rücklings, auf gut fränkisch die vollen Gläser zu leeren. — Gebt Feuer! Gebt Feuer! schrie der alte Obrist in den Garten hinaus; die beyden Trinker aber erbaten sichs zur Ehre, die Kalbe nebst den zwey Schafen, als kleine Hochzeitgeschenke, in den herrschaftlichen Stall führen zu dürfen. Heinrich von Traubenheim theilte Geld unter sie aus, und Marschland ließ sie zu ihrem Tanze, den sie nun um die Linden des Schloßhofs begannen, stattlich bewirthen.

Wenige Tage darnach ward im Beyseyn der Herrschaften auf beyden Markungen Treibjagd gehalten. Die Bauern hatten den gröbsten Rost von ihren Flinten gefegt, und sich zum Theil unter die Schützen gemengt. Unter diesen war auch der ehemalige Herr Schultheiß Block. Nachdem abgefeuert war, trollte er gutes Muths hinter dem Jäger Birschmann von

Trau-

Traubenheim her, und hielt diesem die Mündung seines Gewehrs gerade auf den Rücken. Unverhofft sprang ihm das Schloß aus der Ruhe — und Knall und Fall stürzte der alte Birschmann ohne Rettung zu Boden. Lautes Geschrey erfüllte die Luft; Block aber konnte vor Schauder weder vorwärts noch rückwärts. Desto gelenker war der alte Obrist. Von seinem soldatischen Feuer ergriffen, riß er flugs dem erschossenen Jäger die Jagdpeitsche vom Rücken, und hieb unbarmherzig über unsern Block loß; dieser aber fühlte vor Entsetzen die Schläge kaum, und glaubte für die schreckliche That seiner Flinte, wenigstens gehangen zu werden, bis sich Heinrich von Traubenheim seiner erbarmte. Jetzt erst heulte er und rang die Hände gen Himmel. Niemand aber war, ausser ihm, bekümmerter als Heinrich. Das ist zum Theil unsre Schuld, sagte er zum Obrist; warum lassen wir jeden Dummrian mit der Flinte zur Jagd?

Von der Zeit an mußte jeder Schütze, gleich Anfangs, sein Gewehr dem Revierjäger zur Untersuchung vorzeigen. War ein Fehler daran: so durfte die Flinte nicht mit zur Jagd. Auf dem Marsche mußte jeder Schütze das Gewehr so auf den Rücken hängen, daß die Mündung gerade in die Luft gieng, und bey der Jagd selbst wurde über die Unwissenden und Unvorsichtigen strenge Aufsicht gehalten. Das geschehene war aber durch alle Vorsicht nicht mehr zu ändern. Gottfried erhielt die Stelle des alten Birschmanns, heyrathete Lieberichs Ricke, und lehrte nun die jungen Leute des Dorfs mit gedoppeltem Eifer

die

die Baumzucht. Gleichen Eifer bewies sein Weib in der Arbeitsschule, bezog dafür auch ferner die gesetzte Besoldung, und konnte der Schule, weil sie nur ein einziges Kind, einen Sohn bekam, den wir in der Folge werden kennen lernen, auch fast ununterbrochen vorstehn.

Vierzehntes Kapitel.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben!

Gegen die Mitte des Novembers 1725 verließ Heinrich mit seiner Gemahlinn den fränkischen Boden, von heissen Abschiedsthränen seiner Unterthanen begleitet. Mit schwerem Herzen sagten ihm besonders die beyden Vögte nebst dem Pfarrer das Lebewohl. Indeß war doch nun seine Gegenwart nicht mehr so unentbehrlich als im Anfange der neuen Dorfseinrichtung, welche in seiner Abwesenheit gewiß nicht so schnell oder gar nicht zu Stande gekommen seyn würde; denn das Volk, wenn es gut regiert werden soll, will in der Nähe regiert seyn.

Heinrich erkannte dieß wohl, und gab daher seinen Vögten, im vollen Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Einsicht, unumschränkte Gewalt, in allen Fällen, wo das Umfragen irre führen könnte, zu thun was ihnen gut dünkte. Durch dieses Zutrauen aufgemuntert,

suchten aber auch diese die Erwartung ihres Herrn nicht nur zu erfüllen, sondern, wo möglich, zu übertreffen.

Ehrlich, der kluge, fleißige, bescheidne Mann, war unabläßig bemüht, seinem Pathen das Amt zu erleichtern; aber nicht aus den Händen zu reissen. Was Wulfing vorschlug, das gerieth unter Ehrlichs Aufsicht, und den Ruhm davon überließ er immer dem menschenfreundlichen Alten. Nichts that er ohne dessen Vorwissen und Bewilligung, und wenn sie verschiedner Meynung waren: so zog er sich immer bescheiden zurück. Sie stritten beyde so wenig um Alleinherrschaft und Vorrecht, daß sie vielmehr oft über ihre gegenseitige zu große Bescheidenheit in freundschaftlichen Wortwechsel geriethen. Die Wirthschaft überließ Ehrlich ganz allein seinem Pathen und fügte sich dabey so zufrieden in alles, daß Wulfing nicht Worte genug finden konnte, seinen Conrad zu preißen.

Indeß rückte Wulfing immer tiefer ins Alter und fand allmälig die Wirthschaft beschwerlich. Er wünschte eine junge Hausmutter um sich zu sehn; übergab daher seinem Pathen den größten Theil der Besoldung und wünschte nun ein ruhiger Kostgänger an dessen Tische zu werden. Ehrlich entschloß sich also, die Schwägerinn seines Streitberger Wohlthäters, Namens Helene, die er als ein Mädchen von 16 Jahren kennen gelernt hatte, zur Gattinn zu wählen und wurde mit ihr im Frühlinge 1727 getraut.

Wulfing lebte bey seiner jungen Hausmutter, die er nur seine Tochter hieß, neu auf. Bin ich nicht ein

Schooß-

Schooßkind des Glücks, ich alter Junggeselle! sagte er mehr denn einmal. Hab ich doch ein Paar Kinder ohne Mühe, die mich mehr lieben als einen Vater!

Nur kurze Zeit aber sollte Wulfing dieser Freude geniessen. Gegen den Frühling des folgenden Jahrs, fieng er an, zusehends von Kräften zu kommen. Seine Geistes-Heiterkeit verließ ihn zwar nie ganz; aber der Körper nahm täglich mehr ab. In der Mitte des Sommers war er schon so sehr entkräftet, daß er nicht mehr allein über das Zimmer gehn konnte. Helene pflegte seiner wie die dankbarste Tochter. Alle Arzneyen bekam er aus ihrer Hand; auf ihre Schulter mußt' er sich stützen, und an ihrem Arme sich heben.

Eines Abends, als eben Helene, wie gewöhnlich, mit ihrer Arbeit an seinem Bette saß, ihm die Zeit zu verkürzen, kam Peter, Rulli's jüngster Sohn herein, dem Herrn Vogte zu melden, daß sein Vater unten im Tennen sey, sich aber nicht getraue, unangemeldet herauf zu kommen, weil er fürchte, durch seinen Anblick (er hatte die Wassersucht) die junge Frau Vögthinn zu schrecken. — Was? — fragt Wulfing — dein Vater? Besucht ein Sterbender den andern? Ist er nicht geschwollen bis an die Brust? — Ach ja wohl! sagt Peter; aber er ließ uns nicht Ruh und nicht Rast. Den Herrn Vogt will er mit Gewalt noch einmal sehn. — Mit saurer Mühe brachte ihn hierauf Peter herein. Die Füße waren dem alten Vater in warme Tücher gewickelt, und der Leib spannte von Wasser. Mit der

einen Hand hielt er sich an dem Sohn, und mit der andern stützte er sich am Stabe. "Ach, ich kann nicht sterben, sagt er, bis ich Ihn nochmal gesehn habe, lieber Herr Wulfing!" Setzt Euch, Meister Rulli, hier neben mich auf den Lehnstuhl, sagt Wulfing und bezeugt seinen Dank für den Besuch. Sind wir nicht ein Paar arme Menschen!! Ja wohl, ja wohl! arme Menschen! erwiedert Rulli. Das Wasser fängt mir an recht zu schmerzen. Ich warte sehnlich aufs Ende. Dreymal bin ich schon angezapft, und in 6 — 8 Tagen ist der Leib allzeit wieder voll. Doch, das wollt' ich gerne leiden, müßt' ich nur nicht denken, daß es meiner Jugendsünden Schuld ist! Das unordentliche Leben, als ich noch Spielmann war, das viele Trinken besonders — o, das viele Trinken muß ich hart abbüssen! Immer hielt ich's für blauen Dunst, wenn uns der selige Herr Pfarrer sagte, wie's mit den Säufern gewöhnlich ein Ende nimmt; — Jetzt erfahr' ich zu spät, daß er wahr gesagt hat. Aber meinem Peter hab ich mich schon hundert mal zum Beyspiele gestellt. Ich würde verzweifeln im Elende, wenn mich nicht das noch ein wenig tröstete, daß ich doch einige Jahre vor dem Unglücke noch klug geworden bin. Gleichwohl Herr Vogt, ist es ein ander Ding, wenn man so da liegt, wie Er, und vor Alter vermattet; wenn man sich nichts vorzuwerfen hat und sagen darf: das hat Gott gethan!

Eben kam Ehrlich aus der Schreibstube. Mit Erstaunen sah er den unglücklichen Rulli, der die von der Wassersucht glänzende Hand gegen ihn ausstreckt. Er

und

und Wulfing trösten ihn gemeinschaftlich, werden aber bald vom Peter Rulli unterbrochen, der indeß fortgegangen war und mit der Harfe seines Vaters zurückkam. "Liebster Herr Ehrlich," sagte der Alte, indem er die Harfe dem jungen Herrn Vogt übergab: "hier ist die Harfe Seines frommen Vaters wieder. Ich gebe sie Ihm zum Erbstücke. Dieser Harfe und dem Franz Wenner *) verdank' ich's nächst Gott, daß ich so ziemlich getrost sterben kann. Ich habe meine Bußthränen auf diese Harfe geweint. Behalt Er sie zum Andenken Seines guten Herrn Vaters, und denk' Er dabey, wenn ich todt bin, auch manchmal an mich!" — Mit gerührtem Danke und mit Thränen der Wehmuth nahm Ehrlich die Harfe. Rulli lebte noch einmal neu auf und freute sich, mit Wulfing bald in die Gesellschaft des Predigers zu kommen, der ihnen schon längst zu den Freuden der bessern Welt vorangegangen war.

Vierzehn Tage nach diesem Besuche starb er. Heilmann predigte über den Text: "Es wird Freude seyn im Himmel vor den Engeln Gottes, über einen Sünder der Buße thut," — und erzählte zum Eingange diese Geschichte. Mit inniger Rührung saß die Gemeine vor ihm, und der Eindruck blieb Jahre lang unverlöscht, den Rullis Leben und Ende und Heilmanns Predigt gemacht hatten.

Nach etlichen Wochen starb auch Wulfing mit der Heiterkeit eines Christen; hinterließ seinen getreuen Kindern, dem Ehrlich und seiner Gattinn, (was manche wenig achten,) tausend Segenswünsche zum Ver-

*) 1 Theil, Seite 255. 256.

mächtniß, und wurde, seinem Willen gemäß, des Nachts, ohne Geräusch begraben; aber eine Menge Volks stand auf dem Gottesacker, und weinte Thränen des Danks auf sein Grab. Heilmann ehrte am nächstfolgenden Sonntage sein Andenken öffentlich. Die ganze Gemeine, die es wußte, daß Heilmann nach der Predigt den von Wulfing selbst aufgesetzten Lebenslauf ablesen würde, kam in Trauertracht zur Kirche, und schluchzte laut auf bey Verlesung desselben; denn es war allen, als hörten sie noch einmal zu guter Letzte, die Stimme des redlichen Greises.

Noch im Herbste dieses Jahrs (1728) ließ Ehrlich, welcher Wulfings Stiefschwester bis an ihr Ende bey sich behielt, an der einen Mauer des Gottesackers, zum Gedächtniß seines Pathen, ein langes Dach bauen, unter welchem man bey übler Witterung trocken steht. Ein Mann, der, so lang er lebte, beständig genützt hat, muß auch ein nützliches Grabmahl bekommen, sprach er; setzte aber auch unter das Dach einen Leichenstein, der noch heute ganz unversehrt da steht, mit der Aufschrift:

Gemeinschaftliches Grabmahl
Christian Ehrlich's,
Pfarrers zu Traubenheim,
(gestorben 1716. alt 47 Jahre)
und
Conrad August Wulfing's,
Amtsvogts in Traubenheim.
(gestorben 1728. alt 79 Jahre.)

† † †

Zwey Freunde ruhen hier, ein Lehrer und ein Richter;
Ein Volk, durch sie beglückt, senkt' sie mit Thränen ein.
Kein Grabmahl preiße sie und kein gedungner Dichter:
Bescheiden, wie ihr Herz, sey auch ihr Leichenstein!
Geh hin, beglücktes Volk, deß Führer Eintracht ehrten,
Erfülle was sie dich durch Rath und Beyspiel lehrten!

D. M. S.

Conrad August Ehrlich.

Funfzehntes Kapitel.

Traubenheim bekommt einen eigenen Dorfs-Arzt. Den Quackfalbereyen wird Einhalt gethan und für die Gesundheit gesorgt.

Bald nach Wulfings beweintem Ende riß eine Kopfkrankheit in Traubenheim ein, welche in der Gegend verschriener war als die Pest und gegen dreyßig Menschen wegraffte, unter welchen Hans bey weitem der entbehrlichste war. Des Bettelstabs zu gewohnt und zu alt für schwere Arbeiten mußte er größtentheils durch Allmosen erhalten und zuletzt auf Kosten der Gemeine beerdigt werden.

Den empfindlichsten Verlust erlitte das Dorf in zwey Männern, deren Namen schon mehrmals in der Geschichte des Dörfleins vorgekommen sind. Nick-

Seyd ihr denn alle närrisch? sagte er. Wo laßt ihr denn eure Kleider flicken und ausbessern, wenn was daran fehlt?

"Je, das thun wir bey kleinen Sachen selber."

Wenns nun aber ein Haupstück zu bessern gibt?

"Dann tragen wir's zum Schneider."

Warum denn nicht zum Schmid oder Fallmeister?

"Wer sollt' es zu denen tragen? die verstehn ja von der Schneiderey nichts."

Aber die Heilkunst verstehn sie? fuhr hier der Doctor fort. Meynt ihr denn, es läßt sich ein Fehler im oder am Leibe leichter ausbessern als einer am Kleide? oder ist etwa der Leib nicht mehr werth als die Kleidung? Seyd ihr nicht Narren, für den Rock besser zu sorgen, als für die Gesundheit? — Er verschrieb nun bessere Mittel und sagte den Leuten, wie sie sich halten sollten. Dem Pfuscher von Dorfbarbier aber las er den Text über seine Dummheit, belehrte ihn, was er künftig in der Seuche thun sollte, und so wurde mit Gottes Hülfe dem Jammer endlich gesteuert.

Ehrlich aber sann nun ernstlich darauf, einen geschickten Arzt ins Dorf zu bringen. Glücklicher Weise war eben Ferdinand Lieberich, des Schullehrers Sohn, als Wundarzt von der Fremde gekommen. Er hatte einen stattlichen Haarzopf mit gebracht und dünkte sich, weil er unter seines gleichen immer einer der gescheidesten war, gewaltig klug, ohne das Sprichwort zu beherzigen:

In einem Kreisse blinder Gäste
Ist der mit Einem Aug der Beste.

Ehrlich bedachte dieß beſſer, und überredete ſeinen Vater, ihn noch zwey Jahr nach Wirzburg zu thun. Hier wurde der junge Lieberich wirklich ein geſchickter Arzt, legte ſich unter andern auch auf die Entbindungskunſt, und bekam endlich den Sporn, gar Doctor zu werden. Vater Lieberich aber meynte, daß ein geſchickter Dorfbader unter Bauersleuten mehr gutes ſtiften könne, als der geſchickteſte Doctor. Ferdinand Lieberich mußte demnach von Wirzburg unbedoctort zurück und das Haus übernehmen, das ſein Vater zur Badſtube gekauft; der gnädige Herr aber von allen Abgaben und Gemeindienſten frey gemacht hatte.

Ehrlich bedauerte nur, daß keine Beſoldung vorhanden war, durch welche der Dorfsarzt in den Stand geſetzt würde, arme Leute unentgeldlich zu curiren und dadurch dem Gewerbe der Pfuſcher deſto ſchneller ein Ende zu machen.

Ferdinand Lieberich aber glaubte, daß das zur Ausmerzung der Pfuſcher ſo gar viel nicht beytragen würde. Die Koſten, ſagte er, ſinds wahrlich nicht allein, die das Volk ſcheut. Der Fallmeiſter läßt ſich oft beſſer bezahlen als der Doctor, und ſeine Plimplamſchoribus verſchenkt er eben ſo wenig, als der Apotheker. Nur deßwillen hat der Quackſalber ſo viel Zulauf, weil man ohne Complimente mit ihm ſprechen darf und weil er aus dem Urine ſieht, ob der Patient ein Schmid oder Schneider, ob er 6 oder 10 Treppen herabgefallen, ob er Junggeſelle oder verheyrathet iſt u. ſ. w. Ueberhaupt, weil er ſo thut, als ſtäk' er ſeinen Patienten mit Haut und Haar im Leibe. Das müßt' aber ſchlimm

ſeyn,

seyn, wenn ich den einfältigen Leuten nicht eben so wohl die Nase drehen könnte, als der Schackenberger.

Vogt Ehrlich. (Erstaunt) Und das will Er?

Ferdinand L. Freylich wohl, Herr Amtsvogt! Klempern gehört zum Handwerke. Wer nichts klempert, bekommt nichts zu klopfen. —

Vogt Ehrlich Indeß aber klempert Er uns die Leute gar zu Narren.

Ferdin. L. Gerade das Gegentheil, Herr Amtsvogt; Niemand könnte wohl die Calendernarren geschwinder curiren, als der Calender-Fabrikant selbst, wenn er ihnen nämlich aufrichtig gestünde, daß er sie mit seinen Prophezeihungen, Schneppern, Ludeln, Pillen, Scheeren und Holzärten zum beßten gehalten hat; und so werd' ich es machen, so bald ich der Narrenjacke nicht mehr bedarf. Nur eins will ich bitten: stellen Sie mich der Gemeine förmlich als ihren Arzt vor. Sie kennen den Eindruck, den eine Feyerlichkeit von der Art auf das Volk macht.

Mit Freuden erfüllte Vogt Ehrlich diese Bitte. Er versammelte die Gemeine von Traubenheim und einige Ortsvorsteher von Langenhausen, und hielt eine Rede an sie, in welcher er ihnen das Elend des Dorfes bey der letzten Seuche; die damaligen schrecklichen Pfuschereyen der Quacksalber und die schleunige Rettung durch den herbeygerufenen Arzt; den hohen Werth eines solchen Mannes und die heiligen Pflichten desselben sehr lebhaft vorstellte. "Und einen so geschickten, ehrwürdigen Mann, fuhr er fort, stelle ich hier, in der Person des jungen Herrn Lieberich,

vor

vor eure Augen." Er faßte ihn hierauf bey der Hand, umarmte ihn vor der Versammlung und ermunterte ihn zur treusten Erfüllung seiner Pflichten; dann nahm er ihm das Handgelübde ab und machte zugleich bekannt, daß Lieberich sich freywillig erboten habe, greissenden Personen als Geburtshelfer gegen die allerbilligste Vergeltung beyzustehn, zugleich aber auch die Wehmütter beyder Ortschaften unentgeldlich zu unterrichten.

Die ganze Versammlung war bey diesem Auftritte gerührt und Lieberich gewann dadurch ausserordentlich viel in ihren Augen. Unter so günstigen Umständen trat er sein Amt an. Durch Urinschauen und Plaudern gewann er bald das Zutrauen der Einfältigen, und durch vernünftige Vorstellung den Beyfall der Klügern. Sorgfältig hütete er sich, es merken zu lassen, wenn er aus dieser oder jener Krankheit nicht klug werden konnte. Gab er Arzneyen: so sagte er alle Wirkungen derselben voraus; das hielt man für eine Art Weissagung. War die Krankheit gefährlich: so machte er wenig Hoffnung; desto grösser aber war sein Ruhm, wenn der Kranke genaß. In keinem Falle ließ er jedoch den Leidenden selbst von der grossen Gefahr unterrichten und ermahnte die Wärter und Wärterinnen, die Kranken ja nicht mit lauter Todesgedanken zu ängsten.

Sein treuester Beystand war der Pfarrer Heilmann. Bey Krankenbesuchen fragte dieser fleißig nach, wer und was gebraucht würde, und wie die Leute den Vorschriften des Arztes nachkämen. Wenn die

Arzneyen nicht augenblicklich wirkten: so rieth er ernstlich, nur damit anzuhalten, und wenn eine Cur fehlschlug: so entschuldigte er den Arzt.

Nächst dem hatte er die Gewohnheit, seine Gemeine, so oft eine Seuche ausbrach, in den öffentlichen Kinderlehren von der Beschaffenheit dieses Uebels zu unterrichten, und zu sagen, wie man der Krankheit vorbauen und sich während derselben verhalten müsse. Vorzüglich aber ermahnte er sie, gleich im ersten Anfange der Krankheit den Arzt zu rufen. Es ist mit dem menschlichen Körper wie mit einem Gebäude, pflegte er zu sagen: Wer kleine Schäden daran bessert, hat keine großen zu fürchten; wer aber den Bau erst halb einstürzen läßt, sucht die Zimmerleute und Maurer zu spät. —

Nächst dem hielt Vogt Ehrlich ein wachsames Auge über die herumstreifenden Pfuscher. Kein Marktschreyer oder Waldhans durfte seine Hanswursts-Apotheke auf vier Fäßern aufschlagen; die Würmer zur Schau aushängen, die er angeblich Fürsten und Königen aus dem Leibe getrieben hatte und seine Pülverlein Plimplamschoribus an die leichtgläubigen Umständer verkaufen.

Ein einziger Quacksalber mit seinem närrischen Peter, pflegte er zu sagen, macht in einer Stunde dem Doctor, dem Amtmann, dem Pfarrer und Schullehrer auf Jahr und Tage zu schaffen, und alle vier können oft nicht wieder gut machen, was er durch Pillen, Pulver und Possen verdorben hat.

Nicht

Nicht lange nach Lieberichs Aufnahme hätte sich wieder so ein Wurmschneider in Traubenheim gemeldet. Vogt Ehrlich schlug ihm aber seine Bitte rund ab, so viel auch der Prahler auf seinem Kunst- und Wunder-Zeddel versprochen hatte. Die Bauern, die sich zum Theil auf den Hanswurst gefreut hatten, waren mächtig ungehalten darüber und glaubten, daß das lauter Anstellens von ihrem neuen Wundarzte sey. Der Waldhans zog indeß nach Scheckenau. Hier schnitt er einer alten Frau den Kropf, daß sie darüber den Geist aufgab. Einem halbblinden Manne stach er die Augen gar aus, und purgirte und schmierte nächstdem so fleißig im Dorfe herum, daß Lieberich, der 6 Wochen lang in Scheckenau nachzucuriren hatte, heilig versicherte: eine Hauptseuche hätte nicht einträglicher für ihn seyn können als der bayrische Bruchschneider. Dadurch bekam aber auch Lieberich in kurzer Zeit einen so rühmlichen Ruf, daß er nach wenig Jahren die meisten Kunstgriffe unterlassen durfte, durch welche er Anfangs das Pfuscher-Gesindel zu verdrängen gesucht hatte.

Wegen seiner Geschicklichkeit in der Entbindungskunst wurde er weit und breit gesucht, und mehrere benachbarte Ortschaften ließen ihre Ammen bey ihm unterrichten.

Ihm verdankt auch Traubenheim die Austrocknung der zwey großen Weiher, die unter dem Namen Weiher-Wiesen bekannt sind.

Fast alle Frühlinge und Herbste hatte man seit undenklichen Zeiten in Traubenheim Fieber. Oft hatten mehrere Menschen das Uebel zugleich am Halse, aber nie-

niemand wußte wo es her kam, bis Ferdinand Lieberich den Ursprung entdeckte. An der Morgenseite des Dorfs lagen nämlich zwey große herrschaftliche Weiher, aus welchen der Wind so viel moorigte faule Dünste ins Dorf trieb, daß man des Abends zuweilen den Gestank mitten im Dorfe roch. — Die Weiher, sagte Lieberich, sind gewiß an den jährlichen Fiebern Schuld. Der Morgenwind ist der reinste und gesundeste, der die Unreinigkeiten, die von andern Seegegenden zu uns geführt werden, wieder vertreibt; bey uns aber ist er, der Teiche willen, der allerungesundeste, und so haben wir fast das ganze Jahr keine ganz reine Luft. —

Froh über der Entdeckung schrieb der Herr Amtsvogt sogleich an den gnädigen Herrn; die Weiher wurden ausgetrocknet; die Müller bekamen von der Stunde an mehr Wasser; die Fieber blieben aus, und die jährlichen Einkünfte, der nun als Feld bearbeiteten Teiche, beliefen sich wohl viermal so hoch, als vor der Zeit, da man noch Fieber und Fische daraus bekam.

Sechzehntes Kapitel.

Heinrich und Marianne besuchen mit ihren Kindern das Dorf. Die herrschaftliche Meyerey wird in Bauernhöfe zerschlagen. Auf dem Rückwege eine Jammernacht im Thüringer Walde.

Heinrich war indeß Vater von zwey hoffnungsvollen Kindern geworden und lebte mit seiner Gattinn in himm-

himmlischer Eintracht. Fast alljährlich kam er, auf etliche Wochen, nach Traubenheim, und eben das geschah auch im Jahre 1735 in Gesellschaft seiner geliebten Marianne und ihrer beyden Kinder, eines achtjährigen Knaben, Namens Burkhard Julius, und eines fünfjährigen Fräuleins, Namens Agnes.

Julius von Marschland empfieng seine lieben Gäste mit gewaltig viel Kriegs-Spectakel. Heinrich aber lebte und webte nur für sein Dörfchen.

Unter andern that ihm damals Vogt Ehrlich den Vorschlag, die Schäferey an das Dorf gegen ein Billiges zu verkaufen; die herrschaftliche Meyerey aber zu zerschlagen und in Bauerngüther zu verwandeln, weil sie, Trotz aller Aufsicht der Vögte, bisher nie so gut bestellt und benützt worden war, als Ehrlich wohl wünschte. Nach seinem Vorschlage ließ nun Heinrich vier Bauerngüther daraus machen. Einem der Käufer wurde der hintere Flügel und die eine Scheune der herrschaftlichen Meyerey geräumt; Dem andern auf der Abendseite des Dorfes, am grünen Grunde, für Haus und Hofraithe Platz angewiesen; Ein dritter Bauernhof wurde von dem Gelde, welches die Gemeine für die Schäferey gab, an der Morgenseite des Dorfs errichtet und ein vierter sollte auf dem kahlen Hügel angelegt werden. Zur Erbauung der nöthigen Gebäude versprach Heinrich die Hälfte des Bauholzes unentgeldlich; die Dorfsnachbarn wurden zu Bittfuhren ermuntert; die Gütherkäufer bekamen auf ein Jahr Zehend-Erlaß und achtjährige Freyheit von Frohn und Abgaben; auf

die Felder wurden geringe Gülden gelegt und die von Ehrlich schon vorläufig angeworbenen drey Käufer waren ohne Anstand zur Uebernahme bereit.

Nur für etliche 30 Morgen Land, am sogenannten kahlen Hügel war noch kein Käufer vorhanden. Gleichwohl hielt es der Vogt für ein leichtes, diese, für so schlecht verrufenen Aecker, dem besten Felde gleich zu machen, wenn nur jemand auf dem Platze selbst einen abgesonderten Hof erbauen würde; denn der einzige Grund ihrer Unfruchtbarkeit lag darinn, daß sie wegen der weiten Entfernung vom Dorfe, nur selten bedüngt und nicht oft genug unter den Pflug gebracht werden konnten. Woher aber einen Wagehals, der es unternimmt? — Das unternimmt sicher mein Reinhard! sagte Heinrich, und ließ ihn nebst seinem Vater, dem Dorfsschulzen, auf der Stelle rufen. *)

Reinhard Rüdiger, der auf seiner Reise gesehen und bemerkt hatte, wie sich auch der undankbarste Boden durch gute Pflege verbessern läßt, entschloß sich sogleich, mit Bewilligung seines Vaters, ein sogenanntes Vorwerk auf dem kahlen Hügel zu errichten, wenn er die Felder um geringen Preiß und ohne Güld-Auflage bekommen würde. Die Bedingungen wurden richtig und die Felder nur mit dem gewöhnlichen Zehenden belegt. Reinhard fieng also, zum allgemeinen Hohngelächter des Dorfes, den Bau an, kaufte nach und nach mehr Aecker in der Nähe, so daß er ein völlig geschlossenes Feld um seinen Hof bekam, mit dem er, ohne von

ei-

*) Reinhard ist schon aus dem zweyten Kapitel dieses Bandes bekannt. S. 317 — 319.

einem Anstößer gehindert zu werden, nach eigenem Gefallen schalten konnte. Durch Fleiß und Verstand äufnete er alljährlich das Gut mehr auf und ließ es an Dünger um so weniger fehlen, weil keiner seiner Aecker zwey Büchsenschüsse vom Hofe lag. Das Hohngelächter seiner Mitbauern verwandelte sich in Neid, und alle grämten sich, daß sie den fetten Bissen, als zu mager, verschmäht hatten. Noch heute führt der Hof von ihm den Namen Reinhardshof, und der jährliche Zehenden beträgt jetzt allein viel mehr, als sonst, nach Abzug der Unkosten, die Felder als Eigenthum abwarfen. Die dazu gehörigen 60 Morgen Land wurden beym Ankaufe, da überhaupt die Felder nicht so theuer waren als jetzt, auf nicht mehr als 250 fl. taxirt, und vor wenig Jahren übernahm Ulrich Rüdiger, Reinhards jüngster Sohn, diese Felder sammt den Gebäuden, um den Anschlag von 6000 Gulden.

In mancher Gegend würde das Gut nicht unter 8000 fl. zu stehn kommen; aber in Traubenheim, wo der Ackerwuth, wie wir aus dem fünften Kapitel wissen, durch ein herrschaftliches Gebot Einhalt gethan ist, sind alle Güter wohlfeiler als rings in der Gegend. Ein Acker, der in Traubenheim kaum um 80 fl. gekauft wird, kommt in den nächsten Dorfschaften auf wenigstens 100 Thaler. Darum dünken sich auch manche Gau-Bauern weit glücklicher als ihre Nachbarn zu Traubenheim; diese aber meynen, daß man den Werth eines Bauernhofs nach dem reinen Ertrag, und nicht nach dem Daransatz schätzen müsse. Der hohe Preiß der Ländereyen, sagen sie, kommt nur der Herrschaft

im Handlohn zu statten, nicht aber dem Bauer, der oft keine vier pro Cent mit aller Arbeit und Mühe herausschlägt. Unsre wohlfeilern Felder tragen so viel und wohl mehr, als die unsrer Nachbarn, und das Malter Korn bezahlt ihnen niemand theurer als uns. Wozu hülf' uns also der eingebildete Reichthum? Bloß dazu, daß man zuweilen seine Kinder besser auswärts verheyrathen und ihnen mehr Geld mitgeben könnte; die aber, welche die Güter behalten und heraus zahlen müßten, sänken darüber bis über die Ohren in Schulden, und der Mittelmann könnte keinen neuen Acker erschwingen.

Nachdem also die Zerschlagung der Meyerey (mit der die jetzt nicht mehr nöthige Anstalt, welche Therese von Traubenheim zur Beförderung der Kochkunst gemacht hatte, aufgehoben wurde) so ziemlich ins Reine gebracht und der Kaufschilling zur Tilgung der herrschaftlichen Schulden bestimmt war, machte Heinrich mit seiner Familie Anstalt zur Rückreise. — Seinen Hausjäger hatte er wieder nach Gotha zurückgeschickt, und Bernhard Rüdiger,*) des Schulzen jüngster Sohn, ein Bursche von 25 Jahren, machte die Reise mit, um eben so viel zu sehen und zu lernen als sein älterer Bruder. Schwer gieng Heinrichs Trennung von seinem geliebten Traubenheim, und noch schwerer riß sich seine Gemahlinn von ihrem Vater.

Von

*) Den wir aus dem 6ten Kapitel des 2ten Bandes schon kennen.

Von tausend Segenswünschen begleitet, hatten sie schon die zweyte Tagreise, bis gegen den Sattelpaß, glücklich zurück gelegt. Es brach die Nacht ein. Der Kutscher ließ vor einer Schenke den Pferden Brod und Salz geben; trank bey der Gelegenheit ein Glas Branntwein zu viel, und fuhr dann drauf und drein, um das bestimmte Quartier zu erreichen. — Aber unkundig des Weges und vom Branntwein benebelt, geräth er, in der Dunkelheit, auf einen Holzweg. Bernhard bemerkt den Irrthum und steigt vom Bocke; kaum aber hat er den Fuß auf dem Boden: so fängt mit Einemmal der schwer bepackte Wagen an, einen Abhang hinunter zu gleiten. Schnell wirft sich der Kutscher vom Pferde, und — Roß und Wagen stürzen über und über ins Thal. — Der Stifter des Unfalls, den der Schrecken nüchtern macht, geht vor Angst durch, auf dem nächsten Werbplatze sich unterhalten zu lassen; Bernhard aber klimmt schleunig den Abhang hinunter. In der Finsterniß des Thals sieht er das Elend nur halb. Die Pferde sind ins Gestränge verwickelt und in der Kutsche tönt das kläglichste Jammergeschrey. — Mit Mühe bringt Bernhard die gnädige Frau nebst den Kindern und dem Kammermädchen heraus — Sie sind nur wenig beschädigt; aber wo ist der gnädige Herr? — Ach Gott! mein Heinrich! mein Heinrich! ruft Marianne. — Die Pferde toben und schleifen am zerbrochenen Wagen. — Bernhard zerschneidet die Stränge; die Rosse springen wieder auf; er kriecht allenthalben umher; alle schreyen zusammen; das Echo ruft nach — aber kein Laut aus Heinrichs Munde!!

Die Vögel des Waldes erwachen und flattern; aber keine menschliche Seele scheint in dieser Wildniß zu wohnen.

Endlich schimmert ein Licht von der Anhöhe herab. Ein Mann, fürchterlicher als die Nacht, eilt herunter ins Thal. In der einen Hand hält er die Laterne, in der andern eine Stange, mit der er, unter gräßlichem Mordio-Geschrey, gegen die Unglücklichen losstürmt. Marianne sinkt kraftlos zu Boden; die beyden Kinder heben zitternd und schreyend ihre Händchen zum Himmel; aber Bernhard setzt sich mit einer Speiche vom zerbrochenen Rade zur Wehr. — Jetzt erst bemerken die Kämpfer, daß sie einander verkennen. — Wo sind die Mörder hin? fragt der schwarze Mann, als er sieht, daß Bernhard unter die Zahl der Verunglückten gehört. — Ach kein Mörder in der Näh' und Ferne! sagt dieser; aber an Dir glaubten wir einen zu finden. — Bey diesen Worten erholt sich die gnädige Frau wieder. "Wer ist hier? wer ist der Mann?" ruft sie athemlos aus. —

Es war ein Köhler, der die Nacht bey seinem Kohlenhaufen zubrachte; und durch das Jammergeschrey aufgeschreckt, mit der Laterne und Zündstange heran gelaufen war, um die Unglücklichen zu retten, die, seiner Meynung nach, unter Mörder gefallen waren. — Man bedient sich seines Lichtes und — welch ein Anblick! — Heinrich liegt entseelt unter dem bepackten Wagen; die Axe des hintern Rades gerade auf seinem Schlafe; die Augen ausgetrieben, und eine Lache Bluts rings um ihn her!

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Schauplatz des Elends und der Menschenliebe. Burkhards Erziehung unter der Hand seines Großvaters.

Mariannens Schmerz und Jammergeschrey; ihr Hinstürzen über den Erschlagenen; das Wimmern und Händeringen der armen Kinder; Bernhards und des Kammermädchens Klagen um ihren gütigen Herrn, sind unbeschreiblich. Selbst der rauhe Köhler mischte seine Thränen in die ihrigen. Als aber die gnädige Frau alle Fassung verlohr und schier mit der Vorsehung haderte, gieng er hin zu ihr und faßte ihre Rechte. Warum seyd Ihr so trostlos, gnädige Frau? sagte er. In meiner Bibel steht: ist irgend ein Unglück in der Welt, das der Herr nicht wüßte? Vergeßt nicht, daß der Vater der Witwen und Waisen noch lebt, und daß Ihr Mutter seyd von zwey armen Kindern, die Eurer bedürfen. — Sein treuherziger rauher Händedruck, sein theilnehmender Blick, flößten ihr Zutrauen ein, und die gutmüthige Einfalt, mit der er ihr Trost in das Herz sprach, wirkte sichtbar auf ihr Gemüth.

Es ist weise Fürsehung Gottes, daß übermäßiges Unglück gewöhnlich das Gefühl abstumpft. Kleine Leiden fallen uns daher oft empfindlicher als der schrecklichste Unfall, und gewöhnlich ist der Mensch am entschlossensten, wenn er das größte Recht hat, unentschlossen zu seyn. —

Du hast recht, ehrlicher Samariter, sagte die gnädige Frau mit gefaßterem Muthe. Gott stärke dich einst in deiner Todesstunde wie du mich heute gestärkt hast! Aber was fangen wir nun an in diesem finstern fürchterlichen Thale? — Wir wollen beten, versetzte der Köhler: "und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bey mir, dein Stecken und Stab trösten mich." — Ihr müßt einmal hier bis zur Morgendämmrung warten. Den unglücklichen Herrn können wir weder allein lassen noch mitnehmen. Eure Kutsche ist zerbrochen und liegt im Thale. Was wollen wir machen, als uns gedulden, bis ich Morgen Hülfe vom Dorf schaffe? Kommt indeß mit mir zu meinem Meiler*) und theilt euch in meine Hütte. — Der Köhler und Bernhard hoben nun weinend den todten Herrn auf und brachten ihn bis zur Stelle. Schluchzend folgten ihm die gnädige Frau und ihr Mädchen mit den schreyenden Kindern. Der Leichnam ward in die Hütte gelegt. Kein Merkmal des Lebens äusserte sich mehr, und die schreckliche Zerschmetterung des Kopfes ließ auch gar keine Rettung erwarten.

In bald stummer, bald jammernder Wehmuth, standen hier die Unglücklichen vor dem Leichnam. Marianne warf sich zu ihm auf das Moos und schlang den blutenden Gatten in ihre zitternden Arme. Keine Ueberredung vermochte sie aus der Hütte zu bringen. Bald saß, bald kniete sie an seiner Seite und drückte im unnennbarsten Schmerz seine kalte Hand an ihre

*) Kohlenhaufen.

re Bruſt. — Der Köhler ſuchte indeß die verirrten Pferde wieder und band ſie am nächſten Baume feſt; kehrte dann zu ſeinen unglücklichen Gäſten zurück, und verkürzte ihnen, ſo gut er konnte, durch Erzählung ſeiner eigenen Unfälle, die lange ſchreckliche Nacht.

Mit Anbruch des Tages eilte er nun zum nächſten Dorfe, das über eine Stunde davon lag. Unglaublich bald; aber für die Unglücklichen doch ſpät genug, kam er wieder und mit ihm ein Wagen, viele Nachbarn des Dorfes und ihr treuer Prediger Helfrich, ein Mann von etlich 50 Jahren. Dieſer, ſchon innigſt gerührt von der Erzählung des Unfalls, ward es noch weit mehr beym Anblicke der jungen weinenden Witwe und ihrer Kinder. — Der gnädigen Frau bot er mitleidig die Hand und hob ihre beyden Kleinen empor, ſie zu küſſen; aber zum Troſte konnte er weniger ſagen als die meiſten ſeiner Amtsbrüder, denn das Herz war ihm gepreßt, die Sprache gehemmt, und über ſeine Wangen ſtürzten Thränen des Mitleids. Mit eigenen Händen half er den unglücklichen Herrn auf den Wagen heben; ließ den Leichnam in ſein Haus bringen, und führte eben dahin auch die gnädige Frau nebſt den Ihrigen. Bernhard beſchloß den Trauerzug mit den herrſchaftlichen Pferden am zerbrochenen Wagen. Die Pfarrerinn, ein gutmüthiges Hausmütterchen, empfieng mit ſchweſterlicher Theilnahme die unglückliche Marianne, und ſuchte ihr, durch Beyſtand und Troſt, ihre Schmerzen zu lindern. Auch der Köhler und die Einwohner des Dorfs wetteiferten mit ihrem Prediger und ſeiner

Gattinn. Keiner nahm einen Heller für die Mühe; selbst einen Dank wollten sie nicht, und alle waren geschäftig, die nöthigen Anstalten machen zu helfen, um den unglücklichen Herrn nach Traubenheim zurück zu bringen. Wohlbekannt mit der Unartigkeit vieler Prediger und ihrer Schullehrer, welche, bey der Durchfahrt eines Leichnams, nach Stolgebühren wie Bettler nach Zehrpfennigen laufen, ließen sie eine Kiste verfertigen, in welcher der Leichnam unangebettelt bis Traubenheim gebracht wurde. Die gnädige Frau aber entschloß sich, bis zu Bernhards Zurückkunft, welcher die Leiche nach Traubenheim begleitete, bey dem Prediger zu bleiben.

Jammer und Wehklagen füllte Traubenheim und Langenhausen, als Bernhard die Leiche des gnädigen Herrn brachte. Gottfried fiel ganz untröstlich über den Sarg, und Ehrlich konnte kaum seine Sinnen fassen, um die Schreckenspost, mit guter Manier, dem Herrn von Marschland zu hinterbringen. Der alte Obrist bebte bey dieser Nachricht vor Bestürzung zurück; faßte sich aber augenblicklich wieder, und suchte, aus falscher Schaam, die Thränen zu bergen, die seine Wangen benetzten. Mit erzwungner Fassung befahl er seinem Constant, sogleich anspannen zu lassen; dem Vogt übertrug er die Beerdigung, und eilte dann seiner unglücklichen Tochter zu Hülfe.

Mit Innbrunst umarmte er sie nach zwey Tagen in der Wohnung des thüringischen Predigers. Heimlich

lich wischte er sich eine Thräne vom Auge; dann aber kehrte sein soldatischer Gleichmuth wieder zurück, und Marianne fühlte sich durch die Standhaftigkeit ihres Vaters sichtbar gestärkt.

Ein edler Mann, gleichweit entfernt von Unempfindlichkeit und Kleinmuth, ist ein Geschenk des Himmels für den Niedergeschlagenen, ist ein Stab an dem er sich aufrichtet und hält. Scheltet demnach den Mann nicht hartherzig und gefühllos, ihr Weiber! wenn er nicht mit euch in die Wette verzagt; es ist weise Anstalt der Fürsehung, daß sie dem Manne Muth verlieh, auch im Unfalle zu stehn und den Stürmen des Schicksals zu trotzen.

Des folgenden Tags machte der Obrist Anstalt zur Reise nach Gotha, um die häuslichen Angelegenheiten seiner Tochter in Ordnung zu bringen, und dann mit ihr nach Langenhausen zurück zu gehn.

Eben war der älteste Sohn des gutherzigen Pfarrers, von Erfurth (wo er als Hofmeister gestanden war) wieder zurück gekommen. Durch sein Betragen, besonders durch seine Dienstfertigkeit, hatte er ganz das Herz des alten Obristen gewonnen. Beym Abschiede drückte daher Marschland ihm ein nahmhaftes Geschenk in die Hand; dieser aber weigerte sich hartnäckig, etwas anzunehmen. Lassen Sie mir und den Meinigen die Freude, gnädiger Herr, rief er aus, eine Pflicht der Menschlichkeit unbelohnt erfüllt zu haben! — Das thu ich nicht! schreyt der Obrist, schlechterdings nicht, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Doch, halte, halte! fuhr er nach einer klei-

nen Pauſe fort: Vor kurzem iſt mein Pfarrer von Langenhauſen geſtorben, und, verzeih mirs Gott! eben zur rechten Zeit. Hätten Sie wohl Luſt, den Dienſt anzunehmen? Er trägt wenigſtens 600 fl.

Kaum hatte der Jüngling ſein "warum das nicht? gnädiger Herr!" geſtammelt, als ihm Marſchland die Hand mit den Worten bot: Topp! Retour nehm ich Sie mit! In längſtens 3—4 Wochen bin ich wieder hier! — Mit dieſen Worten ſtieg er in den Wagen und war ſchon aus dem Geſichte, ehe die erſtaunte Familie von ihrer Ueberraſchung zu ſich ſelbſt kam. — Kaum wagte ſie es dem Verſprechen zu glauben. Aber geſagt, geſchehn! Nach drey Wochen kam Marſchland wirklich mit etlichen Packwägen von Gotha zurück, und der junge Helfrich trat mit ihm und ſeiner Tochter die Reiſe nach Langenhauſen an.

Ehrlich hatte indeß die Beyſetzung des gnädigen Herrn in Traubenheim beſorgt, und der Pfarrer eine Predigt gehalten über die Worte Sirachs: *)

"Er that ein löbliches Werk, daß er das Volk wieder zu rechter Ordnung brachte."

Wenn jemals dieſe Worte mit Wahrheit auf einen Guthsherrn ſind angewandt worden: ſo war es hier; und das Jammergeſchrey des Volkes am Sarge des Edlen, bewieß, daß die Anwendung dieſer Worte keine Schmeicheley war. — Zwölf Jahre zuvor war Traubenheim noch Bettelmanns-Umkehr. Dreyßig und

*) Sir. 50, 5.

und mehr Menschen zogen täglich in der Gegend mit dem Brodsacke herum. Jetzt lebte das ganze Dorf seiner Hand Arbeit, und die 3 — 4 Armen, die vor Alter und Schwäche dieß nicht mehr konnten, sammelten ihr Brod reichlich in Traubenheim und Langenhausen, ohne sonst einer Seele lästig zu werden. Die kleinsten Kinder waren geschäftig, und durch allgemeine Betriebsamkeit, hatte sich ein Wohlstand im Dorfe verbreitet, der Erstaunen erregte, wenn man ihn mit den Zeiten verglich, wo sich die Reisenden noch um die Hecken des Dorfes herumschlichen, um nicht auf den Gassen von Bettelkindern zerrissen zu werden. Die gröbsten Auswüchse waren weggeschnitten, und mit jedem Jahre nahmen Sittlichkeit, häusliche Tugenden und bürgerliches Wohl mehr überhand. — In einer solchen verbesserten Lage verließ Heinrich, der Menschenfreund, sein Dörfchen, und Ruhm und Segen folgten ihm nach in die bessere Welt.

Marianne war indeß wieder mit ihren Kindern bey ihrem Vater in Langenhausen und lebte mit ihm, Trotz der Verschiedenheit ihres Geschmacks, welche nun noch auffallender war als sonst, in der zärtlichsten Eintracht. Heinrich blieb ihr unvergeßlich theuer; nie sah sie die Traubenheimer Erbgruft, ohne verneuten Kummer, und die Worte, die Heilmann so passend zu seiner Leichenrede genommen hatte, ließ sie, anstatt einer Inschrift, auf sein Grabmahl setzen. Ihre beyden Kinder nahm der neue Pfarrer Helfrich in Unterricht, und der

alte Obrist führte die Vormundschaft über sie. — Mit dem Unterrichte seiner Enkel war er zwar nicht so zufrieden als Marianne. Sein Burkhard wurde, wie er sich auszudrücken pflegte, zu lateinisch erzogen; Indeß aber ließ er doch den Pfarrer nach Belieben schalten und walten, und begnügte sich damit, seiner Seits für die Abhärtung des Knaben und für allerley Leibesübungen zu sorgen, die er zu einem Feldzuge wider die Türken für unentbehrlich hielt; denn die Hoffnung, aus seinem Burkhard einen braven Kriegsmann zu ziehn, war sein Taggedanke und Traum. Der Knabe durfte daher nicht anders als in kaiserlicher Uniform gehn. Auf die Frage: was willst du werden? mußte er antworten: Soldat! mit einer kleinen Flinte täglich sein: präsentirt das Gewehr machen! und wie ein Grenadier nach dem Tacte marschieren.

So theilten sich der Obrist und sein Pfarrer in den Unterricht des Kleinen, der unter ihrer Hand zu einem ganz sonderbaren Menschen heran wuchs, in welchem ein Pfarrer und ein Soldat zusammengeschmolzen zu seyn schienen.

So wenig indeß der alte Marschland zum Lehrmeister und Erzieher gemacht schien, so nützlich war er seinem Enkel durch den Grundsatz geworden, daß man in der Jugend sich an Strapazen gewöhnen und seine Kräfte stählen müße. Kräftig und stark wie ein Bauernjunge wuchs Burkhard heran und erhielt eine unerschütterliche Gesundheit, indeß andre seines Standes für ein Siechhaus erzogen zu seyn schienen, und bey jedem rauhen Lüftchen erkrankten. Auch um Verstand und

Herz

Herz machte er sich bey seinem Enkel in manchem Anbetrachte verdient. So hatte er z. E. dem Undanke und dem Adelstolze die abgesagteste Feindschaft geschworen und nichts war ihm verhaßter als die Gewohnheit, adelichen Kindern schon in der frühesten Jugend einen gnädigen Herrn in den Kopf zu setzen. Er suchte daher die kleinste Wurzel dieses lächerlichen Hochmuths bey seinem Zöglinge auszurotten. Ich erinnre mich dabey einer Jugendbegebenheit, die Burkhard von Traubenheim oft mit Lachen erzählt hat. Als ein Knabe von etwa 9 Jahren machte er sich einmal Kurzweil auf einem Kinderschlitten im Schloßhofe. Des Thorwarts Sohn, ein Junge von 7 Jahren, war als Pferd vorgespannt und Burkhard hetzte ihn lange gebieterisch herum. Da der arme Junge nicht mehr konnte, stieg der Baron aus; rief "Marsch! den Schlitten in den Stall!" und war eben im Begriffe, sehr großherrisch ins Schloß zu steigen, ohne dem armen Kinde nur einen Dank zu sagen. Aber unglücklicher Weise sah eben Marschland aus dem Fenster. Holla, holla! schrie er herab; Allons, vor den Schlitten Burkhard! Aengstlich schaute dieser nach dem Großvater auf. Marsch und angeschirrt! schrie dieser wieder, und du kleiner Thorwart, setz' dich ein! — Der arme Junge wollte nicht gehorchen; aber da half nichts. Burkhard warf sich also das Zugseil um, der Knabe setzte sich ein, und der Baron durfte nicht eher von der Deichsel, als bis der Obriste rief: "Gut, gut! Burkhard. Nun marsch und den Schlitten in den Stall!"

Dieß einzige Stückchen gibt einigen Begriff von Marschlands Gesinnung und Erziehungsweise, durch welche er seinem Enkel unvergeßlich theuer geworden ist. Unstrittig aber hatte er noch größre Verdienste als Vormund; denn alles was Heinrich angefangen hatte, kam erst unter ihm recht in Gang. In Ehrlichs Redlichkeit, Fleiß und Einsicht setzte er das unumschränkteste Zutrauen, und ließ sich in dieser Voraussetzung nicht nur jeden Vorschlag gefallen, sondern war auch bereit, ihn auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die Bauern, die dem Geiste des Widerspruchs und der Halsstarrigkeit noch immer so ziemlich ergeben waren, wurden nun auf einmal geschlacht. Ihr unnützen Bursche! ihr Flegel! wart't ich will euch Subordination *) lehren! schrie er, wenn sie einer nützlichen Verordnung nicht gehorchen oder mit Grobheit sich durchhelfen wollten. — Wurde einer über Lügen und Schwänken ertappt, dann war Gnade bey Gott. Ins Loch! Ins Loch! rief der Obrist; Mit Geldstrafen, merk' ich wohl, ist euch nicht zu helfen; aber wißt, daß ihr's mit einem Soldaten zu thun habt!

Mit dieser unerbittlichen Strenge verband er aber die strengste Gerechtigkeit und die menschenfreundlichste Gesinnung; ließ jedem eine kleine Belohnung reichen, der sich durch eine besonders schöne Handlung hervorthat; lobte nach seiner Manier die fleißigen und ordentlichen Bürger; gieng ohne allen Hochmuth mit ihnen um; ließ jeden, bey Tag und Nacht, Zutritt; half ihnen bey Mißjahren und andern Unfällen durch Nachlaß; lieh

*) Unterwürfigkeit.

lich wackern und fleißigen Leuten Geld ohne Zinßen und war daher, Trotz seiner soldatischen Strenge, mehr geliebt als gefürchtet.

Achtzehntes Kapitel.

Der alte Schullehrer Lieberich stirbt. Rickens einziger Sohn, Lorenz Richard, bekommt den Dienst. Seine Sorgfalt für Reinlichkeit und Gesundheit der Kinder.

So kam unter Marschlands Vormundschaft die Wohlfahrt des Dorf zusehends empor. Er selbst war in sein benachbartes Traubenheim verliebter als in Langenhausen, und kam auch fast alle Wochen mit seiner Tochter und ihren Kindern dahin. Marianne machte sich durch Leutseligkeit aller Herzen unterthan; Ihre Leutseligkeit war aber nichts weniger als weibliche Schwäche, die man oft fälschlich für Menschenliebe preißt. Vergebens suchten die Strafwürdigen ihr Fürwort, oder liederliche Faulenzer ihre Mildthätigkeit. Sie war gut wie ein Weib; aber auch stark und gerecht wie ein Mann. Klatschereyen fanden bey ihr keinen Eingang, und Rechtthun war ihr lieber als Schmeicheley. Vom Adelstolze so weit entfernt, als von zu großer Gemeinmachung mit jedermann, wußte sie stets sich so zu betragen, daß sie, bey der unbegrenztesten Liebe ihrer Unterthanen, nie die Hochachtung verlohr. Von den Kindern beyder Dorfschaf-

ten war sie wie eine Mutter geliebt, und wie eine Gebietherinn gescheut. Oft besuchte sie die Schule, und besonders die Arbeitsschule zu Traubenheim, gab den fleißigen und guten Kindern zur Aufmunterung kleine Geschenke, fragte selber die Kinder und reitzte sie dadurch zur Lernlust. Fast vergnügter aber als die Kinder war immer der alte Schullehrer Lieberich, wenn die gnädige Frau kam, seine Schule zu besuchen; und in seinem hohen Alter kehrte dann seine jugendliche Heiterkeit wieder zurück.

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Lebensgeschichte des guten Alten zu vollenden. Im Jahre 1742 starb seine Marie, von ihm beweint wie eine geliebte Braut. Nicke sah fleißig auf seine Haushaltung; ihr Bruder Ferdinand war sein täglicher Zuspruch und Arzt, und sein Enkel Lorenz Richard, (Nickens einziger Sohn) half ihm die Schule versehn. So versüßten sie dem Alten den Abend seines Lebens. Im Jahre 1744 starb er endlich in einem Alter von 72 Jahren, vom ganzen Dorfe, besonders von Heilmann beklagt, der sich, bey der Leichenpredigt, vor Wehmuth der Thränen nicht enthalten konnte.

Nach seinem Tode bekam sein Enkel, Lorenz Richard, welchen Pfarrer Heilmann treflich unterrichtet hatte, den Dienst, und heyrathete das Kammermädchen der gnädigen Frau, Namens Johanna, welche nach dem Tode ihrer Schwiegermutter die Arbeitsschule übernommen, und sich dadurch um das ganze Dorf verdient gemacht hat.

Gleich

Gleich beym Antritte seines Amtes zeigte er seine Sorgfalt für die Gesundheit der Kinder, für welche jener Zeit von Seiten der Lehrer fast nirgends gesorgt wurde. An den Ecken des Schulzimmers ließ er Zugfenster anbringen, durch welche der feuchte unreine Dunst weggeführt und frische Luft hereingeleitet wurde; der Boden mußte beständig rein und trocken gehalten werden, damit nicht die Kinder durch feuchte Dünste verdorben würden, weßwegen er besonders darauf sah, daß sie nicht mit Schnee oder Koth an den Schuhen, zur Schule kamen. Seine Schule war schon seit Errichtung der Arbeitsschule in drey Classen getheilt. Jede Classe hatte Vormittags eine und Nachmittags eine Stunde. War diese Stunde vorüber: so kam eine andere Parthie Kinder; die Entlassenen aber von den zwey obern Abtheilungen wurden zur Arbeitsschule geschickt. Bey dieser Einrichtung konnte auch das zu strenge Sitzen keinem Kinde schaden. Da nächstdem die Mütter besser mit der Kochkunst umzugehn wußten als vor 40 Jahren, auch die Kinder nicht mehr, wie sonst, in Schmutz und Unreinlichkeit stacken: so fanden sich wenige, die, Kränklichkeits wegen, nicht hätten zur Schule kommen können.

Nur eins noch hatte Richard in Ansehung der Reinlichkeit zu beklagen. Kein Winter war bisher vergangen, in welchem nicht mehrere Kinder mit ausgeschlagenen Köpfen zur Schule gekommen wären. Sein Großvater hatte daher die Einrichtung gemacht, daß die mit dem Kopfausschlage behafteten die Pelzmütze aufbehalten durften; damit war aber der verhaßten Unrein-

lichkeit nicht abgeholfen. — Eines Tags sprach Richard darüber mit seinem Vetter, dem Dorfs-Arzte Lieberich. —

Ey Neffe, weißt Du denn nicht wo das herkommt? sagte dieser.

Von vielen sauern Essen und von der Unreinlichkeit, antwortet Richard; aber das, denk' ich, ist doch in unserm Dorfe selten der Fall.

Ferdinand Lieberich. Als ob es sonst keinen Grund gäbe!

Richard. Und was für einen?

Ferdinand L. Die verwünschten Pelzmützen, die hier zu Lande mit den Kindern auf die Welt gekommen zu seyn scheinen.

Richard. Wie? Was? sind Pelze so süchtig?

Ferdinand L. Pelze wohl nicht so sehr; aber die Kinder werdens durch sie.

Richard. Und wie geht das zu?

Ferdinand L. Alle Feuchtigkeiten ziehen sich durch die warmen Pelzmützen gegen den Kopf, der immer wie im Schwitzkasten steckt. Muß man nun Ehren halber, oder aus sonst einer Ursache, das Pelzfuteral, in der Zugluft oder Kälte, vom Kopfe nehmen: so schließen sich plötzlich die Schweißlöcher; die Unreinigkeit stockt in der Haut, und die Natur kann sie nicht mehr anders auswerfen, als durch den Ausschlag.

Richard. Sieh doch! sieh doch! Daß oft Husten, Schnupfen, Ruhr und dergleichen vom zurückgetriebenen Schweisse herrühren, wußt' ich wohl; aber daß

auch

auch der Kopfausschlag davon kommt, hab' ich mein Tage nicht gehört!

Ferdinand L. Und doch ist dieser wirklich größtentheils Schuld daran. Die Kinder meines Hausherrn in Wirzburg liefen fast immer in blosem Kopfe; von Pelzmützen wußte man gar nichts; dafür aber auch eben so wenig von Ausschlägen des Kopfs, von Flüssen, Zahnweh und dergleichen.

Richard. Aber wie kommts, lieber Vetter, daß nicht alle Kinder den Ausschlag bekommen, da sie doch alle Pelzmützen tragen?

Ferdinand L. Wie kommts, daß nicht alle Kinder die Blattern bekommen? — Alle Regeln haben ihre Ausnahmen; aber so viel ist richtig, daß die eingepelzten Kinderköpfe selten vom Ausschlage frey bleiben, und die kühl gehaltenen ihn noch seltener bekommen.

Richard. Wenn ich das einem Bauer sagte: so würde er sich auf seine eigene Pelzmütze berufen, die er gerade so trägt wie seine Kinder, und doch vom Ausschlage nichts fühlt.

Ferdinand L. Ich denke, Vetter, du brauchst dich nicht auf Bauern zu berufen: du kommst mir heute mit Haut und Haar selber so vor.

Richard. Nein, lieber Vetter! ich habe Ursache, dem Dinge recht nachzuforschen.

Ferdinand L. Ganz recht, das sollten alle gescheiden Leute thun; aber Kinder sollten sie nicht mit Erwachsenen vergleichen.

Richard. Warum nicht?

Ferdinand L. Weil die Erwachsenen mehr vertragen können, und nicht mehr so zu Ausschlägen geneigt sind. Ihre Haut ist fester, die Schweißlöcher schliessen sich nicht so schnell, und überdieß gehn sie großentheils weniger in Pelzmützen.

Richard. Punctum! Hier ist meine Hand! In Jahr und Tagen sollen alle Pelz- und Pudelmützen aus meiner Schule verbannt seyn!

Ferdinand L. Ei so verbanne! Lieber läßt sich der Bauer die Haare vom Kopfe reissen, als die Pelzmütze. Wenn er nicht sprüht und schwitzt, daß ihm die Tropfen über die Nase laufen: so ist ihm nicht wohl.

Richard. Das wollen wir nun nicht sagen! Das Braten unter der Mütze behagt ihm so wenig als uns; aber er läßt sich's gefallen, weil er's seiner Gesundheit für zuträglich hält.

Ferdinand L. Und wenn du ihm tausendmal an den Fingern herabzählst, daß er seine Kinder damit verdirbt, daß er selbst oft Zahnschmerzen, Ohrenweh, böse Augen ꝛc. davon bekommt — er trägt seine Mütze aller gesunden Vernunft zum Trotz, weil es sein Großvater eben so gehalten hat, und weil die Pelzmütze, seiner Meynung nach, Staat macht.

Richard. Gut! aber die Kinder sind anders, sie sind noch lenkbar. Ich will gegen die Pelzmützen so lange predigen und dafür lederne Käppchen empfehlen, bis die Kinder den warmen Plunder selbst nicht mehr mögen; — dann werden sichs wohl auch die Alten gefallen lassen, lieber 12 kr. für eine lederne, als 1 fl. und mehr noch für eine Pelzmütze zu zahlen.

Ri-

Richard hielt Wort, und brachte es mit seinen Predigten bald so weit, daß die Kinder heulten und schrien, wenn sie Pelzmützen aufsetzen sollten. Von der Zeit an sah man aber auch äusserst selten ein Kind mit dem Ausschlage, mit Augenflüssen ꝛc. behaftet.

Richard, aufgemuntert durch diesen glücklichen Versuch, ließ sich nun von seiner Mutter Bruder alles erklären, was die Gesundheit fördert und schwächt; las allerley Bücher, die davon handeln, und lehrte die Kinder bey jeder Gelegenheit, ihren gesunden Leib zu bewahren. Er machte sie daher mit den gewöhnlichsten Giftkräutern bekannt, und zeigte ihnen dieselben, damit sie sich davor hüten konnten. Auch lehrte er sie, wie der Mensch von innen beschaffen ist. Das wissen die wenigsten Bauersleute, sagte er. Wenn ihnen der Magen weh thut: so klagen sie über Herzweh. Fehlts im Gedärme: so meynen sie, da liegt der Magen; und sitzt das Uebel im Zwerchfelle: so glauben sie, das sey Lungensucht. Zu dem Ende bestellte er alle Jahre die Kinder zusammen, wenn er ein Schwein schlachten ließ, und zeigte ihnen an diesem Thiere, welches im Eingeweide die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat, alles noch deutlicher, als er es mündlich erklären konnte.

Pfarrer Heilmann war damit ganz einstimmig, und lobte seinen braven Schullehrer; die Leute des Dorfs aber sagten zum Theil: nun macht man Doctors aus unsern Kindern. — Veit Janhagel, der häßliche Mensch, der als lediger Bursche dem alten Lieberich die jungen Bäumchen niedergehauen hatte, *) beschwerte sich so-

*) 2 Th. S. 351.

gar gegen den Pfarrer darüber und bat ihn, dem Herrn Schulmeister doch einzureden, daß er lieber den Catechismus brav durcharbeiten als solche weltliche Sachen treiben möchte.

Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler mit einem abgeschnittenen Beine vor den Pfarrhof. Wie seyd Ihr zu dem Unglücke gekommen, guter Freund? fragte Heilmann. Ach, ehrwürdiger Herr Meigister, sagte der Bettler, das hat der ehvorige kalte Winter gethan! Ich war bey einem Thüringer Fuhrmanne im Brod; hatte gerade Fracht nach Nürnberg zu liefern; die Kälte war gräulich und ich konnte kaum das nächste Wirthshaus erreichen. Da ich hinkam, setzte ich mich an den Ofen und wärmte meine verkälteten Füße. Von dem Augenblick an wußt' ich vor Bitzeln und Stechen nicht mehr zu bleiben. Ich mußte meinen Wagen durch einen andern fort schaffen lassen, und da der Feldscheer über meine Füße kam, war am einen der Brand bis halb an das Knie herauf. Kaum ließ sich der andre noch retten und der brandige mußte weggesägt werden.

Veit stand bey der Erzählung und sperrte gewaltig das Maul auf; der Pfarrer aber sagte weiter: Warum habt Ihr doch so dähmischer Weise die erfrornen Füsse gleich an den Ofen gehalten? Da war't Ihr ja selber am Unglücke Schuld. — Je du mein Gott, Herr Meigister! versetzte der Bettler, das sagte der Feldscheer auch; aber hintennach, da's zu spät war. Die Kinder sollte man eben so was lehren, eh ihnen dergleichen Unglück widerfährt.

Gott behüt Ihn Herr Pfarrer! sagte Veit und wollte gehn. Schon war er am Thore, da rief ihn der Pfarrer mit den Worten zurück: Veit, gebt erst dem armen Manne einen Kreutzer; er hat Euch eine gute Lehre zur rechten Zeit gegeben, und ein guter Rath ist Goldes werth, wie Ihr wißt. — Beschämt zog Veit einen Kreutzer heraus und gieng seines Wegs, ohne sich wieder über den Schulmeister zu beschweren, daß er die Kinder lehrte, den Leib erhalten, eh sie die gesunden Glieder verlieren.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Richard seine Kinder selbstdenken und reden lehrt.

Richard und Heilmann waren der Meynung, daß die meisten Leute so zu sagen nur abgerichtet würden, ihre nothdürftigsten Geschäfte sinnlos zu thun, ein wenig, ohne Verstand, zu lesen, und, bis aufs Wiedervergessen, ihren Catechismus her zu plappern; daher es auch käme, daß sich die meisten, ausser dem gewöhnlichen Gleise, weder zu rathen noch zu helfen wüßten.

Selbst denken, pflegten sie zu den Kindern zu sagen, ist ein eben so großes Glück, als Selbst sehen. Wer nur mit fremden Augen sieht, wie der Blinde, der sein ganzes Vertrauen auf die Augen seines Führers setzt, kommt freylich am Ende, miserabel genug,

auch durch die Welt; aber wenn ihn sein Führer verläßt, dann steht er da in stockfinstrer Nacht, und weiß nicht, soll er einen Schritt vor oder rückwärts thun, bis sich wieder ein andrer seines Elendes erbarmt. Seht, Kinder, so wirds einmal Euch gehn, wenn ihr nicht selber denken lernt. Ihr werdet euch zu Sachen, die ihr nicht eben gelernt habt, stellen wie ein Blinder zum Nadel-Einfädeln; und wenn ihr in Noth kommt, werdet ihr euch nicht zu helfen wissen, wie ein Blinder, der auf einem schmalen Weg, zwischen zwey Abgründen steht. Andere, die geübtern Verstand haben als ihr, werden euch indeß wie einen Blinden, wohl nicht am Stecken, aber an der Nase herum führen. —

Ferner war Herr Richard der Meynung, daß man die Kinder zuerst ans Denken und dann erst ans Auswendiglernen gewöhnen müsse, weil das Lernen zu schwer sey und nichts hülfe, wenn man nicht auch wisse was man lernt und wozu man's braucht. Staaren und Pappageyen, sagte er zu seinen Kindern, lernen auch ein wenig schwatzen; aber sie wissen nicht was; ihr aber müßt euch vom Staarmatz dadurch unterscheiden, daß ihr auch wißt was ihr redet. — Der Pudel lernt allerley Kunststückchen; aber was er nicht gelernt hat das kann er auch nicht. Ihr, liebe Kinder, müßt durchs Nachdenken auch allerley Sachen heraus bringen können, die ihr nicht gelernt habt.

Aus dem Grunde fieng Herr Richard an, die ganz kleinen Kinder schon über die A. b. c.-Tafel denken zu lehren. "An den Buchstaben hier könnt ihr schon etwas sehr nützliches, das Vergleichen und Unterscheiden

ler-

lernen, pflegte er zu sagen. Könnt ihr denn schon die Buchstaben unterscheiden?" — Ja, sagten die Kinder: ein rother, ein schwarzer; und wieder ein rother, und wieder ein schwarzer. Da habt ihr recht, Kinder, sagte Richard mit Lächeln. Der eine Buchstabe ist roth, der andere schwarz, sie sind also unterschieden in der Farbe, wie ihr auch zum Theil unterschieden seyd durch die Farbe eurer Küttel. Gesetzt aber ihr trüget euch alle schwarz, könnte man euch dann wohl auch noch unterscheiden?

Kinder. Ja wohl, Herr Schulmeister, man kennte uns doch.

Richard. Woran denn?

Kinder. Weil eben einer immer anders aussieht als der andre.

Richard. Richtig! Gerade so kann man auch alle Buchstaben unterscheiden, wenn sie gleich einerley Farbe haben; denn die Farbe ist gleichsam nur das Kleid, auf das nichts ankommt. Nun aber, gebt Acht Kinder! wir wollen einmal vergleichen, und dann auch unterscheiden. Wie vergleicht man denn? Ihr Großen sagts einmal.

Die größern Kinder. Wenn man besieht, worin die Sachen einander ähnlich sind.

Richard. Recht! — So sagt man euch Kindern: diese oder jene zwey Buchstaben sehen einander ähnlich, und das heißt vergleichen; dann aber sagt man wieder: in dem oder jenem Stücke sind sie einander unähnlich, und das heißt unterscheiden. Nun ver-

gleicht

gleicht mir einmal dieſe zwey Buchſtaben, das a und das o. Worinn ſind ſie einander ähnlich?

Kinder. Daß ſie alle zwey inwendig hohl ſind.

Richard. Richtig! Beyde ſind eckigte Ringe, um und um zugemacht; aber woran unterſcheidet man die beyden?

Kinder. An dem Dinge hier. (Indem ſie auf das a zeigen.)

Richard. Seht alſo: das Füßchen an dem a macht den Unterſchied; daran weiß man, daß es . . ?

Kinder . . . ein a iſt.

Richard. Und wenn das Füßchen nicht daran iſt?

Kinder. So ſpricht man's o aus.

Auf dieſe Weiſe machte Herr Richard, daß ſich die Kinder der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit recht bewußt wurden und ihr Auge gewöhnten alles recht genau zu betrachten. Wenn denn nun jeder A. b. c.-Schüler etliche Buchſtaben verglichen und unterſchieden hatte, dann wandte ſich Richard ſchnell an die Größern, die während des Aufſagens der Kleinen ſchreiben mußten. "Geſchwind, nehmt eure Schmierſchrift! (So nannten die Kinder ein beſonders zuſammen geheftetes Papier, auf welches ſie allerley aufzeichneten, was auſſer der Ordnung vorkam.) Nehmt eure Schmierſchrift und ſchreibt:

"Die Glocke muß man läuten;
Den Blinden muß man leiten;
Der Kranke muß viel leiden;
Man hält ſich mit den Leuten."

Da-

Dabey sagte er ihnen den Unterschied der Schreibart und fragte dann: Worin sind diese Wörter einander ähnlich? — Daß eines fast eben so lautet wie das andere, sagten die Kinder. — Worin sind sie aber verschieden? fragte Richard. — Darin, sagten die Kinder, daß das Glockenläuten mit äut; das leiten des Blinden mit eit; das Leiden des Kranken mit eid, und das Halten mit den Leuten mit eut geschrieben wird. — Seht also, fuhr Richard fort, wer nicht vergleicht und unterscheidet, kann nie recht schreiben lernen. Wenn ihr folglich leset: so müßt ihr immer aufmerken, wie jedes Wort gedruckt ist, damit ihr die verschiedenen Wörter, die fast einerley Laut haben, im Schreiben unterscheiden lernet.

Endlich bewies er, daß man auch im gemeinen Leben und in der Hauswirthschaft das vergleichen und unterscheiden schlechterdings nicht entbehren könne, und daß eben deßwillen mancher Bauer ein schlechter Wirthschafter sey, weil er nicht vergleichen und unterscheiden gelernt habe. — Gesetzt, ihr Jungen, sagte er zum Beyspiele, was müßtet ihr thun, wenn ihr selbst Bauerey treiben wollet und nicht wüßtet, ob ihr Ochsen oder Pferde zum Anspann kaufen sollt?

Kinder. Wir müßten vergleichen und unterscheiden.

Richard. Was müßtet ihr vergleichen?

Kinder. Die Ochsen und die Pferde.

Richard. Wozu hülfe das?

Kinder. Daß wir wüßten, was wir zum Anspann nehmen sollen.

Richard. Nun, vergleicht einmal!

Kinder. Man kann beyde zum Anspann brauchen.

Richard. Damit ist euch noch nicht gerathen. Ihr müßt sie auch in Ansehung des Daransatzes und der Nutzbarkeit vergleichen, und dann unterscheiden, welches von beyden Thieren am räthlichsten ist.

Kinder. Die Pferde sind theurer als die Ochsen, und im Geschirr und Futter kostbarer; und sind, wenn man sie stumpf geführt hat, zu nichts zu brauchen als zum todtschlagen. — Die Ochsen sind wohlfeiler im Ankaufe, wohlfeiler im Futter, und können gemästet werden, wenn sie nicht mehr zum Anspanne taugen. Und der Dünger vom Rindvieh ist fetter und besser, als von Pferden. *)

Richard. Welches von beyden Thieren ist also am wohlfeilsten zu kaufen und am räthlichsten zu halten?

Kinder. Der Ochse.

Richard. Folglich sollte man lauter Ochsen halten, nicht wahr?

Kinder. Ja!

Richard. Gefehlt! Ihr habt noch nicht genug verglichen und könnt also nicht unterscheiden, was am nützlichsten ist. Ihr habt zwar den Daransatz und die Wagschaft verglichen; aber nur einen kleinen Theil des Nutzens. Vergleicht mir also einmal den Nutzen noch besser.

Kinder. Das Pferd kann man auch zum Reiten und Kutschenfahren gebrauchen, aber den Ochsen nicht;

*) Daß zwischen so weitläuftigen Antworten noch mehrere Fragen vorkommen mußten, versteht sich von selbst. Der Kurze wegen blieben aber hier die Zwischenfragen weg.

nicht; Das Pferd zieht mehr als der Ochse; Das Pferd geht besser Berg auf und Berg ab; Mit dem Pferde kommt man schneller vom Flecke; Das Pferd frißt auch saures Graß, aber der Ochse nicht; und auf manchen Acker ist der Pferdedung besser als der vom Rindvieh.

Richard. Seht, also sind Pferde vortheilhafter.

Kinder. Ja!

Richard. Wieder gefehlt! Ihr seyd noch immer nicht fertig. Ihr müßt nun auch das Land unterscheiden, da ihr wohnt, und den Gebrauch, den ihr vom Viehe machen wollt.

Kinder. Wenn man viel saure Wiesen hat, wenn das Land sehr bergigt ist, und wenn man Aecker hat, denen der Roßdünger besser zuschlägt: so muß man Pferde halten.

Richard. Noch mehr!

Kinder. Wenn man viel reiten muß, wenn man weite Fuhren und große Lasten hat, wenn man mit Kutschenfahren oft etwas verdienen kann...

Richard. Dann?...

Kinder. Dann sind Pferde besser —

Richard. Wenn aber das nicht ist?

Kinder. Dann soll man lieber Rindvieh halten.

Richard. Also merkt Kinder! Bey allem, was man unternimmt, muß man an den Endzweck denken und die Mittel darnach einrichten.

Noch hundert Proben von der Art könnt' ich von Richards Kunst anführen, wie er von einer Kleinigkeit anfieng und aufs Große übergieng; wie er bey

allem den geistlichen und leiblichen Nutzen zeigte und seine Kinder ans Denken gewöhnte.

So können in meinem Dorfe die Kinder vielleicht auch denken, aber nicht reden, sagte mancher Fremdling, der eine öffentliche Kinderlehre zu Traubenheim besuchte. — Sie werden es überall so lernen, wenn man sie überall so reden lehrt, antworteten die Leute.

Schon von Lieberichs Zeiten her wußte man in der Traubenheimer Schule nichts von der knechtischen Furcht, die Herr Schlaghart von Langenhausen zur christlichen Zucht für unentbehrlich hielt. Auch hatte Lieberich die Kinder gewöhnt, mit ihm zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war; Und das nannte Richard die Grundlage von der ganzen Redekunst des Landvolks. Wenn sich denn aber die Kinder nach ihrer bäurischen Weise zuweilen falsch ausdrückten: so durfte niemand darüber lachen; er selbst aber übersetzte die Antwort in besseres Deutsch, ohne den schlechtern Ausdruck der Kinder mit einer Sylbe zu tadeln. Am allerwenigsten wiederholte er den bäurischen Ton, weil er dieses Verfahren für das sicherste Mittel hielt, die Kinder schüchtern und stumm zu machen.

Nächst dem stellte er mit seinen Zöglingen sogenannte Sprech-Uebungen an.

Zuerst mußten sie lernen, statt Ja und Nein, einen Theil der Frage wieder in die Antwort zu brin-

bringen. Den Anfang machte er immer mit Fragen die bejaht werden sollten. z. E.

Frage. Hast Du dich heute rein gewaschen.

Antwort. Ja, ich habe mich heute rein gewaschen.

Fr. Muß man das alle Tage thun?

Antw. Ja, man muß das alle Tage thun.

Fr. Ist denn die Reinlichkeit nützlich?

Antw. Ja, die Reinlichkeit ist nützlich.

Fr. Bleibt unser Leib gesunder bey der Reinlichkeit als bey der Unreinlichkeit?

Antw. Ja, der Leib bleibt gesunder bey der Reinlichkeit als bey der Unreinlichkeit.

So fieng er immer mit Sachen aus dem gemeinen Leben an, weil diese dem Kopfe und der Zunge die geläufigsten sind; die Fragen selbst aber machte er immer länger, und die Kinder mußten nun auch weitläuftiger antworten.

Dann kamen Fragen, die man mit Nein beantwortet, und auch hier mußte wieder der größte Theil der Fragen in die Antwort. Z. E.:

Fr. Kann denn der Leib bey der Unreinlichkeit so gesund bleiben als bey der Reinlichkeit?

Antw. Nein, der Leib kann bey der Unreinlichkeit nicht so gesund bleiben als bey der Reinlichkeit.

Fr. Mag man die unreinlichen Leute gern um sich und an seinem Tische haben?

Antw. Nein, man mag die unreinlichen Leute nicht gern um sich und an seinem Tische haben.

Fr. Kann man mit Appetit die Speisen aus der Küche solcher unreinlichen Menschen essen?

Antw. Nein, man kann die Speisen nicht mit Appetit aus der Küche solcher unreinlichen Menschen essen.

Auf diese Weise übten die Kinder Sprache und Gedächtniß zugleich.

Nach diesem mußten sie sich üben, bey allem was man von einer Sache sagt, gleich an das Gegentheil zu denken. Z. E.:

Fr. Was ist das Gegentheil von appetitlich?
Antw. Das Gegentheil von appetitlich ist ekelhaft.
Fr. Das Gegentheil von gesund?
Antw. Krank.
Fr. Das Gegentheil von Ehre?
Antw. Schande.
Fr. Das Gegentheil von schön?
Antw. Häßlich.
Fr. Das Gegentheil von Verschwendung?
Antw. Geitz.

Und nun die Anwendung:

Fr. Kann man bey der Unreinlichkeit gesund bleiben?
Antw. Nein, man wird gerne krank davon.
Fr. Bringt einem ein schmutziger Aufzug Ehre?
Antw. Nein, er bringt einem Schande.
Fr. Sieht ein schmutziges Kleid, wenn es noch so theuer und gut ist, schön aus?
Antw. Nein, es sieht häßlich aus.

Fr. Aber ist es denn nicht Verschwendung, wenn man so oft wäscht, als die Kleider schmutzig sind?

Antw. Nein, es ist keine Verschwendung.

Fr. Was ist es denn also, wenn man, um Zeit und Seife zu sparen, nicht waschen will?

Antw. Es ist Geitz.

Hatten einmal die Kinder das zur rechten Fertigkeit gebracht, dann konnten sie auch auf Fragen, die das Christenthum betrafen, weit besser antworten.

Kam aber Heilmann selbst in die Schule, und das geschah alle Wochen 2 — 3 mal, dann kamen schwerere Verstandes-Uebungen vor; denn er war der Meynung, daß man, um den Kindern helle Begriffe beyzubringen, das schwere leicht, und, um ihren Verstand zu schärfen, das leichte schwer machen müsse. Dadurch wurden aber auch die Geisteskräfte der Kinder unglaublich geschärft und in ihrem ganzen Leben war die Folge davon sichtbar.

Wie gerne möcht' ich hier alle Kunstgriffe der beyden treflichen Männer, Heilmanns und Richards, weitläuftiger darstellen; aber das soll in einem eigenen Buche, unter folgendem Titel geschehn:

Lorenz Richard;

oder die

Dorfschule zu Traubenheim.

Ein Erbauungsbuch

für

Landschullehrer.

Hier mag es genug seyn, durch ein einziges Beyspiel gezeigt zu haben, welch wichtigen Antheil der gute Richard daran hat, daß die meisten Traubenheimer richtiger denken und besser sich ausdrücken als die meisten Dorfsnachbarn im Umkreise.

Zwanzigstes Kapitel.

Heilmann und Richard lehren ihre Kinder weltliche Dinge; Richard macht den unnützen Weihnachtgesang nützlich, und wagt beym Herrn Obrist von Marschland die seltsamste Bitte von der Welt.

Auf Anrathen des Predigers verfertigte nun Richard in müßigen Stunden große Landcharten mit deutschen Buchstaben für seine Schule. Pfarrer Heilmann, der treflich zeichnen konnte, machte den Grundriß selbst, und zwar etwas größer, als die gewöhnlichen Landcharten; malte den Grund mit dünnen Farben, und strich auf den gestochenen Charten, welche nachgeschrieben werden sollten, alle Namen aus, die für Bauersleute überflüßig sind. Richard aber schrieb dann an die gehörigen Stellen, mit schöner Fractur und ziemlich groß, alle Namen hinein, die sein Prediger für die wichtigsten hielt. So lieferte er fünf Landcharten. Auf der ersten stand die ganze Erde in zwey Halbkugeln. Die andre enthielt Europa ganz allein; die dritte, Deutschland, und die vierte, Franken.

Nun war im herrschaftlichen Schloße eine schöne große Charte, auf welcher die ganze Fluhr von Traubenheim mit allen Hügeln, Wegen, Bächen, Mühlen und Waldungen ꝛc. genau abgemessen und abgezeichnet war. Auch diese machte Richard nach. Diese fünf Bogen wurden nun auf große Pappdeckel geleimt, und in die Schule gestiftet.

Sie fiengen aber den Unterricht, zu welchem alle Wochen drey Stunden genommen wurden, so an: Zuerst hiengen sie den Riß von der Dorfs-Fluhr an die Wand, und zeigten den Kindern, wie hier alles, was man auf der Markung im Großen sieht, ins Kleine gebracht ist. Unbeschreiblich war die Freude der Kinder, als sie auf dem Papiere jeden bekannten Bach oder Hügel, alle Mühlen und Gärten, die verschiedenen Lagen der Aecker, Weinberge, Waldungen, nebst den Fuhr- und Steigwegen der ganzen Markung sahen. Keine drey Lehrstunden waren vorüber, als sie schon alles im Augenblicke finden konnten. Sie baten den Herrn Schullehrer, ihnen doch zu erlauben, nach der Schule noch eine Stunde dableiben und in der Traubenheimer Charte studiren zu dürfen; sie maßen dann die ganze Fluhr, nach dem kleinen Maßstabe, der unten angebracht war, mit dem Cirkel aus, und bekamen also das ganze Werk wie das Ein mal Eins in den Kopf.

Nun kam auch die andere Charte zum Vorschein, auf welcher Franken abgebildet war. Da guckten die Kinder, daß auf einmal ihre großmächtige Traubenheimer Fluhr zu einem so kleinen Fleckchen geworden war; dafür aber sahen sie ringsherum die benachbarten Dör-

ser und Städte und eine Menge Namen, die ihnen Theils vom Hören-Sagen schon bekannt, Theils noch ganz fremd waren. Heilmann gieng auch hier wieder von Traubenheim aus, und machte, so zu sagen, mit seinen Kindern Reisen durch ihr fränkisches Vaterland. Auf diesen mußten sie nicht nur die verschiedenen grössern und kleinern Herrschaften in demselben, sondern auch allerley Dinge kennen lernen, die dem Bauer und Handwerker besonders wichtig sind. Was nun Heilmann von der Verschiedenheit des Feldbaues, von den Früchten, die hier und da besonders erzeugt werden, vom Handel und Wandel, von der Verarbeitung der Landes-Erzeugnisse ꝛc. wußte, das brachte er gelegenheitlich alles bey, und die Knaben, die in der Folge auf die Wanderschaft giengen, konnten sich nun in jedes Land besser finden, und vergafften, in großen Städten, nicht etwa die Zeit an einfältigen Wahrzeichen, sondern sahen sich nach gescheidern und nützlichern Sachen um.

Nachdem Franken also durchgelaufen war, gieng es über ganz Deutschland. In diesem war wieder Franken nur ein kleiner Fleck. — Da fiengen die Kinder an, sich erst einen Begriff von der Größe des Erdballs zu machen; ihre Dorfsfluhr kam ihnen nicht mehr vor wie eine Viertelswelt, und mächtig mußten sie wundern, daß ihr Traubenheim so unwichtig seyn sollte, daß man sich nicht einmal die Mühe gab, es in die Landcharte von Deutschland zu setzen. — Gleichwohl gieng Heilmann wieder von dem Fleckchen aus, wo beyläufig Traubenheim hätte stehn sollen.

War Deutschland durchreiset und den Kindern bekannt; dann kam Europa zum Vorschein. Auch dieses wurde wieder von Deutschlands Mittelpunct, nemlich von Franken aus, durchgegangen.

Jetzt hatten die Kinder einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Erdtheile, zu welchem ihr Vaterland gehörte. Nun erst nahm Heilmann die beyden Erdhälften zur Hand. Vogt Ehrlich, ein wohlbegüterter Mann, machte der Schule ein Geschenk mit einer ganz neuen Erdkugel. An dieser Kugel, welche den ganzen Erdball im Kleinen, nach seiner Gestalt so wohl als nach seinen Wassern, Ländern und Himmelsstrichen, vorstellt, lehrte der brave Prediger seine kleinen Zuhörer das nöthigste, was ein gescheider Bauer von der Erde, von ihrem Laufe, von ihrem Stand gegen die Sonne, vom Tag und Nachts-Wechsel, von den Jahrszeiten u. s. w. zu wissen braucht.

Darüber spöttelten und zankten Anfangs die Traubenheimer; am Ende aber baten einige wackere Männer und Bursche den Prediger selbst, ihnen doch auch dergleichen Lehrstunden an Sonntagen zu geben. So entstanden (nicht etwa durch obrigkeitlichen Zwang, sondern durch den Wunsch des Volkes selbst) die Sonntagsschulen, die heute noch in Traubenheim fortgesetzt werden.

Aufgemuntert durch die Wißbegierde der Erwachsenen und Kinder, fieng nun auch Heilmann an, Naturgeschichte und Naturlehre zu treiben. Richard, der die Sachen schon ziemlich im Kopf hatte, lernte täglich die Kunstgriffe, sie auch dem Volke beyzubringen, besser,

und wurde dadurch im eigentlichsten Verstande Schul-Meister, oder Meister im Kinderunterrichte.

Keine Gelegenheit, nützen zu können, ließ er ungenützt vorbey. Selbst dem Weihnachtsgesange, dem leidigsten Brod-Erwerb eines Schulmannes, wußte er eine vortheilhafte Wendung zu geben. Längst war ihm der eintönige Kirchengesang unangenehm, obgleich Traubenheim durch sanfte Melodien sich vor allen Dörfern im Umkreiße hervorthat. Der Weihnachtsgesang schien ihm die schönste Gelegenheit, die Leute vierstimmig singen zu lehren und neue Melodien zu Liedern einzuführen, die bisher nicht gesungen werden konnten, oder doch Melodien hatten, die ihm nicht gefielen. Er setzte also die meisten Kirchenlieder vierstimmig auf, machte neue Melodien, und überredete, mit Beyhülfe des Predigers, viele erwachsene Bursche des Dorfs, in die Probier-Stunden zu kommen. Mit vieler Mühe brachte ers dahin, daß schon im ersten Winter fast 30 junge Leute die Kunst lernten, ein Kirchenlied vollstimmig zu singen. Die Dorfsnachbarn waren entzückt, als er zur Weihnachtzeit mit seinem Gesange erschien. Die bekanntesten Melodien dünkten ihnen ganz neu: so wohl gefielen sie bey dem vierstimmigen Gesange. Durch angestellte Sammlungen in der Gemeine, brachte er im folgenden Jahre eine neue größere Orgel zu Stande, mit der er durchdringen und die neuen Melodien auch in der Kirche leichter einführen konnte: und so bekam Traubenheim einen Kirchengesang, der seines Gleichen in Franken nicht hat.

Nur in Ansehung der Schule war noch ein Fehler, der unserm Richard manche Kummerstunde machte. Mit Verdruß bemerkte er nämlich, daß die Kinder gewöhnlich den Sommer über die Hälfte von allem wieder vergaßen, was sie während der Winterschulen gelernt hatten. Mit edler Uneigennützigkeit entschloß er sich also, den ganzen Sommer über wöchentlich zwey Schulen zu halten, und deßwillen den Herrn Obrist um Unterstützung zu bitten.

" Heraus damit ! " schnurrte der alte Marschland, als Richard zu ihm kam und um Erlaubniß bat, eine Bitte vorzutragen. " Heraus damit! Er ist ein Mann, der den Dienst versteht und mir viel Gefälligkeit erzeigt, daß er die Traubenheimer Kinder so wacker zusammen schult. Eine Hand wäscht die andre. Was will Er?"

Richard. Ihre Unterstützung gnädiger Herr! Meine Kinder vergessen immer den Sommer über, was sie im Winter gelernt haben. Ich möchte Sommerschulen halten.

Obrist. Und was will Er dafür?

Richard. Nichts, gnädiger Herr! aber um einen herrschaftlichen Befehl zur Einführung wollt' ich unterthänig bitten.

Obrist. Nu, nu! das heißt mir ein Schulmeister! Man sagt, ihr Leute schelmert euch um jeden neuen Buchstaben und eure erste Frage sey: Herr, was wird uns dafür?

Richard. Mag seyn, gnädiger Herr! Manche müßen wohl bey ihrem Hungerbrode so fragen. Ich habe das nicht Noth.

Obrist. Und nun, wie solls denn gehalten werden?

Richard. Gerade wie im Winter; aber wöchentlich nur zwey Schulen. Die Leute bedürfen ihrer Kinder im Sommer zu viel, und nebst dem Unterrichte muß auch für die Nahrung gesorgt werden.

Obrist. Bravo! Bey Strafe soll Jeder seine Kinder in die Sommerschule schicken!

Richard. Strafe ist ein hartes Wort, gnädiger Herr! Ihr Befehl ist genug.

Obrist. Auch recht! wills also befehlen. Aber komm Er herein! meine Tochter und ihre Kinder sollen sich bey Ihm bedanken, und für meinen Part soll Er alle Jahre, so lang ich lebe, 3 Eymer alten Wein haben, den Er auf meine Gesundheit austrinken soll.

Richard. Aber die Leute werden dann sagen, daß ich dem Gaumen zu lieb Sommerschulen halte. Keine Belohnung, gnädigster Herr Obrist! aber so lang ich lebe, werd' ich mit Dank dieses Anerbietens gedenken.

Obrist. Ach, pi pa! bedank' Er sich, wenn der Wein ausgetrunken ist! Kurz und gut: Er bekommt alljährlich 3 Eymer Wein von mir. Ein Dorf voll gescheider und guter Bauern, wie Er sie ziehen hilft, ist hundert Fuder werth, und damit Punctum!

Ohne Widerrede mußte also Richard zur gnädigen Frau, die ihm in den gerührtesten Ausdrücken dankte und ihre Kinder herbey rief. Küßt unsern braven Herrn Schullehrer, sagte sie. Er will Sommerschulen halten,

ten, daß die Kinder zu Traubenheim recht viel lernen und geschickt und wacker werden sollen, und ihr wißt, daß das die größte Wohlthat auf Erden ist.

Freudig umarmte Burkhard den ehrlichen Schullehrer und küßte ihn; Fräulein Agnes folgte ihm nach, und unserm Richard rollten Freudenthränen die Wangen herab. Die Sommerschulen nahmen ihren Anfang. Einige sandten ihre Kinder aus Lust, andre aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Obrist; die 3 Eymer Wein dauern als Besoldungs-Zulage bis heute fort und die Sommerschulen behalten ihren gesegneten Fortgang.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

" Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte, oder müßte: so wollte ich kein Amt lieber, denn Schulmeister oder Knabenlehrer zu seyn. Denn ich weiß, daß dieß Werk, nächst dem Predigtamt, das allernützlichste, größte und beßte ist; denn es ist schwer, alte Hunde bändigen und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet, und viel umsonst arbeiten muß. Aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, ob gleich auch etliche darüber zerbrechen. Lieber! laß es der höchsten Tugend eine seyn auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich zu ziehen, welches gar wenig und schier niemand thut an seinen eigenen. "

D. M. Luther.

Die

Die vielen Verdienste, die sich Richard um den Verstand seiner Zöglinge erwarb, übertraf er noch durch seine Sorgfalt für ihr Herz. Er war der Meynung, daß ein Schullehrer, der seinen Kindern nur gut lesen, schreiben und rechnen, nebst den nöthigsten Religionskenntnissen beybringt, seine Pflichten nur halb erfülle; daß ein böses Herz bey hellem Verstande, doppelt gefährlich, und ein Dorf voll denkender Bösewichte weit verdorbener sey, als eines, wo die heilige Einfalt wohnt. Vor allem suchte er also in seinen Kindern menschlich-gute Gefühle zu erwecken, und alles, was diese verhindern oder unterdrücken könnte, zu verbannen. Er selbst war ein Muster der Menschlichkeit. Seine Lehren und Unterredungen führten immer zu frommen Gefühlen, und bey seinen Gesprächen wußte er die Kinder so auszuholen, daß er ihnen gleichsam auf den Grund ihrer Herzen hinein sah. Mit dem Stecken, pflegte er zu sagen, beugt man nur den Rücken, aber nicht das Herz; bringt es nur zum müssen; aber nicht zum wollen. Sirachs weiser Spruch: Räche nicht genau alle Missethat, und kühle dein Müthlein nicht, wenn du strafen sollst! *) kam ihm daher nie aus dem Gedächtnisse. Mußte er ja zuweilen züchtigen: so geschah es nicht im ersten Unwillen, und nie anders als mit sichtbaren Beweisen seines Kummers.

Nur bey Diebstahl, Bosheit und Grausamkeit hielt er Schläge für unumgänglich nothwendig. Harte Menschen, die ihre Mitgeschöpfe zur Lust martern, dachte er,

*) Sirach 10, 6.

er, müßen an sich selbst fühlen wie es thut, sonst werden sie nicht weichherzig. Erfuhr er demnach, daß eines seiner Kinder ein Thier oder einen Mitschüler geplagt hatte: so stellte er ihm die Grausamkeit seines Thuns recht beweglich vor, und vergaß nicht, dabey das Exempel des unglücklichen Klaus *) wieder aufzufrischen. Fieng dann das Kind an zu weinen: so sagte er: deine Thränen, du hartherziges Kind, sind noch kein Beweiß, daß du dich bessern wirst. Du hast meine Vermahnungen bisher oft genug vergeblich gehört; vielleicht hilft es, wenn ich dich einmal an deinem eigenen Leibe fühlen lasse, was Schmerzen sind. Und nun erst bekam das Kind seine Züchtigung. — Die Haupt-Strafe bestand aber darin, daß er über den Fehler ein Gespräch anfieng, und das böse Kind am meisten antworten ließ.

War der Fehler recht groß: so suchte er einen schicklichen Vers aus dem Gesangbuche; die Kinder mußten ihn aufschlagen, und dann sagte Richard: nun singt diesen Vers mit mir, und versprecht es dadurch dem allwissenden Vater im Himmel, daß ihr in eurem Leben nie diesen Fehler begehen wollt! — Zu dem Ende hatte er sich in seinem Gesangbuche mehrere Lieder-Verse auf die hauptsächlichsten Kinderfehler und Tugenden angemerkt, die er dann zur rechten Zeit gleich zu finden wußte. Gewöhnlich konnten aber die Kinder vor Thränen kaum mit singen, und so gewöhnten sie sich frühzeitig, das Gebet als einen Zaum gegen die Sünde und als einen Sporn zur Tugend zu gebrauchen.

Auf

*) 2 Th. 6 Kapitel.

Auf Schandstrafen, welche die Cameraden des Beschimpften zur Schadenfreude und diesen zur Rachsucht reitzen, hielt er gar nichts. — Der alte Schlaghart in Langenhausen hatte in seiner Schule einen hölzernen Esel, mit Wiegenläufen, und eine große papierene Kappe, mit ein Paar Ohren, und mit der Aufschrift: Yah! Yah! In dieser Mütze mußten die Ungeschickten auf dem Esel reiten, und die ganze Schule durfte den Reiter auslachen. Ferner war eine große hölzerne Brille ohne Gläser da, die er denen, die nicht lesen lernten, aufsetzte, und sie so auf die Tafel stellte. Dadurch wurden die bestraften Kinder boshaft und niederträchtig; die andern aber schadenfroh. — Schon Lieberich war dieser Thorheit nicht gut, noch weniger aber Richard. Selbst das Hinauf- und Hinuntersetzen mochte er nicht wohl leiden. Durch das Hinaufsetzen, sagte er, werden die Geschickten zum Hochmuthe und nicht zum edlen Stolze gereitzt. Sie lernen dann nicht, weil es ihnen gut und nützlich ist, sondern weil man dadurch andre neben sich verkleinern kann; die Hinuntergesetzten aber werden neidisch oder schaamlos. — Alle Belohnung des Fleißes und der Artigkeit bestand bey ihm darin, daß er den Kindern weissagte, daß es ihnen gut gehn werde, wenn sie so fortführen, und daß er sie liebe, gute Kinder hieß. Ueberhaupt gab er sich Mühe, alles zu vermeiden, was Verbitterung unter den Kindern veranlassen konnte. Nur sehr selten trug er es darauf an, daß ein Kind das andre verrathen mußte, und wenn das geschah: so bestrafte er das Kind, welches gefehlt hatte, nur mit gelinden Worten; dafür aber setz-

te er sich in der Schule und Kirche so, daß er, wo möglich, alle Kinder im Gesichte haben und selbst beobachten konnte.

Gelegenheiten, ein gutes Werk zu thun, stellte er seinen Schülern immer als ein besonderes Glück vor; und wenn er durch eines seiner Kinder irgend jemand einen Gefallen konnte thun lassen: so nahm er immer eines der bravsten dazu. Dadurch gewöhnten sie sich frühzeitig, Werke der Menschenliebe für die größte Ehre und liebste Beschäftigung zu halten. Gieng z. E. eine fremde Person vor der Schule vorbey, die den Weg nicht wußte: so bekam gerade das Kind, welches sich am beßten gelöset hatte, die Erlaubniß, den Weg zu zeigen, und so weit mit zu gehn, bis nicht mehr zu irren war. — Folgendes Beyspiel, welches die guten Früchte dieser Erziehungsweise bestätigt, verdient in einer Geschichte des Dorfs aufbewahrt zu werden. In Scheckenau, einem benachbarten Dorfe, kam einmal zur Mitternacht Feuer aus. Geschwind fuhren die Traubenheimer Schulkinder aus den Betten, und eilten nebst den erwachsenen Leuten, mit ihrer Sprütze zur Hülfe. Da sie wohl mit dem Löschen bekannt waren: so machten sie zu allererst doppelte Reihen, vom Wasser bis zur Sprütze; einige der größern stiegen auf benachbarte Dächer und goßen Wasser auf; dabey hielten sie mit ihrem Fleiße vom ersten bis zum letzten Mann aus. Der Scheckenauer Amtmann freute sich so sehr über den Fleiß und über die Ordnung dieser Kinder, daß er sie nach dem Brande laut zusammen rief, ihnen vor allen Leuten das

beß-

beßte Lob ertheilte, und sie mit einem großen Thaler beschenkte, den sie miteinander verzehren sollten. Da nahm Ulrich, ein Enkel des Nicklas Wenner, den Thaler: Nicht wahr ihr Cameraden, rief er aus, das Geld wollen wir nicht vertrinken, sondern es ein Paar armen Kindern hier geben? — Ja! Ja! Ja! das wollen wir! jauchzten alle zusammen. — Komm her Sohn! sagte der Amtmann und küßte den Knaben; stellte ihn der Scheckenauer Jugend zum Muster auf; ließ den Vorfall in eine Zeitung setzen, und die Traubenheimer Schulkinder erhielten den Beyfall Aller die es lasen.

Auch Richard lobte sie in der ersten Schule und bat sie, am folgenden Tage von ihren Kleidungsstücken oder Sparpfennigen etwas für die abgebrannten Kinder mit zu bringen. Da brachten etliche von ihnen ganz neue Strümpfe, die sie in der Arbeitsschule gestrickt hatten; andre, von ihrem daselbst verdienten Gelde ꝛc; das frohe Gesicht aber, mit dem sie zum Theil ihre ganze liebe Baarschaft aufopferten, war mehr werth als das reichste Geschenk.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Pfarrer Heilmanns Abschied. Helfrichs Ankunft. Fritz Ortmanns Tod.

Pfarrer Heilmann, der geschäftige Kinderfreund, dem Richard seine Geschicklichkeit fast einzig verdankte, war

war indeß selbst Vater von 6 Kindern geworden. Blühend und wohlgesittet wuchsen diese heran, und würden die einzige Lust ihres Vaters gewesen seyn, hätte nicht oft ein geheimer Kummer seine Seele getrübt, wenn er die geringe Einnahme zu Traubenheim mit dem großen Aufwande verglich, den die Erziehung und Versorgung so vieler Kinder erforderte. Vogt Ehrlich, der bey einem beträchtlichen Vermögen nur eine einzige Tochter hatte, bemerkte zwar das geheime Anliegen seines Freundes, und nahm einen Sohn desselben, Namens Jacob (den wir in der Folge wieder finden werden,) zu sich in die Schreibstube, mit dem Versprechen, ihn noch studiren zu lassen und von nun an ganz allein zu versorgen. Aber noch fünf unversorgte Geschwistere waren doch oft ein Sorgenstein für den zärtlichen Vater.

Unerwartet erhielt er eines Tages die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines alten Schwiegervaters von Bergfelden. Dieser Fall würde einem kinderreichen Schwiegersohn aus aller Noth geholfen haben, hätte er einen reichen Schwiegervater betroffen. Pfarrer Schatz war aber im Leben zu gutthätig, um seinen Tochtermännern im Sterben einen solchen Trost hinterlassen zu können. Betrübt gieng Heilmann am Beerdigungstage nach Bergfelden. Schon war die Versammlung mit ihm in der Kirche, als auf einmal der bestellte Leichenprediger von einer Steckung überfallen wurde, die es ihm unmöglich machte, die Beerdigungs-Rede zu halten. Keiner von den versammelten Predigern hatte Muth genug seine Stelle zu übernehmen. — Kurz und gut entschloß sich also Heilmann zur Leichenpredigt, und

diese fiel so sehr zum Wohlgefallen des Dorfes aus, daß er noch am nämlichen Tage von der Gemeine zum Nachfolger erwählt und dadurch auf Einmal aller Sorgen entlediget wurde, die ihm sein spärliches Einkommen zu Traubenheim verursachet hatte.

Auf Fürsprache des Langenhäuser Pfarrers gab nun der alte Obrist dem jüngern Bruder desselben, Namens Timotheus Helfrich, die erledigte Stelle zu Traubenheim, ohne jedoch den jungen Mann, der als Hofmeister in Dresden stand, mit einem Auge gesehen zu haben. Zu seinem Schrecken erschien bald darauf in der Person des neuen Predigers ein zierlicher Hofmann, voll der feinsten Sitten seines Zeitalters.

So viel Beyfall er unter Hofleuten erhalten hatte, so wenig gefiel er dem rauhen Obrist. — " Ei so mach Bücklinge, du Deutschfranzos! Das ist dir ein Dorfpfarrer wie durch den Seiher gelaufen!" schrie er ohn' Unterlaß, so bald er ihn gesprochen hatte und mit seiner Tochter wieder allein war. — Nicht weniger unzufrieden mit der getroffenen Wahl, war auch die Traubenheimer Gemeine. Heilmanns deutscher Handschlag und Gruß, und seines Nachfolgers städtisches Compliment, stachen allzusehr ab. — Helfrich sprach immer: man wird die Gefälligkeit haben . . . man lasse sich doch nieder ꝛc. . . . Das man verstanden aber die Bauern nicht recht, und wußten nicht von wem die Rede war. Nicht einmal Gesundheit konnte Helfrich mit ihnen trinken. Wenn sie sprachen: wills Ihm zubringen, Herr Wohl-

ehr-

ehrwürden! so wußte er nicht einmal zu sagen: wohl bekomms! und wenn sie ihm das angenipfte Glas reichten, so that er nicht einmal Bescheid. *)

Helfrich war als kleiner Knabe nach Leipzig auf die Thomas-Schule gekommen; hatte in Leipzig studirt und darauf in Dresden gehofmeistert. Bauernsitten waren ihm da ganz fremd, und eine gewisse Zierlichkeit, ganz ausgespitzelt nach dem damaligen Geschmacke, zur andern Natur geworden. Die Bauern aber hielten diese Zierlichkeit für einen unheilbaren Fehler, und noch ehe Helfrich eingesetzt wurde, kam schon dem alten Obrist die Klage zu Ohren: ach lieber Gott, das ist kein Pfarrer für uns, der kann mit schlechten **) Leuten nicht umgehn!

Man muß es ihm doch ein wenig beybringen, daß er die Complimentenschneiderey wegläßt! — sagte Marschland zu seiner Tochter, — und wer konnte wohl mit dem Beybringen besser umgehn, als er selbst? Herr! sagte er eines Abends zu seinem neuen Pfarrer, die Bauern zu Traubenheim kratzen sich hinter den Ohren, daß sie so einen galanten Pfarrer bekommen. Was sollen die Dresdner Siebensachen zu Traubenheim? — Stellen Sie sich! — Nun will ich einen Bauern machen! (Er geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand) Grüß Gott, Herr Pfarr!

*) Bescheid thun — Ein wenig aus dem zugebrachten Glase trinken.

**) Der fränkische Landmann versteht das Wörtlein schlecht ganz anders als die übrige Welt. Ein Tagelöhner und armer Handwerker ist ein schlechter Mann, zum Unterschiede von den Reichen, und die Reichen, mit vornehmen Herren verglichen, heißen dann wieder schlechte Leute.

Helfrich. (lächelnd) Guten Tag, mein Freund! Was ist gefällig?

Obrist. Falsch! Schön Dank Nachbar! muß man zuerst sagen, und dann nicht: was ist gefällig? sondern: was bringt Ihr mir Guts?

Auf die Weise nahm Marschland den neuen Pfarrer täglich in die Schule. Helfrich war auch so gelehrig, daß die Traubenheimer schon vor seiner Einsetzung einander sagten: er lernt sich doch noch in die Leute schicken!

Heilmann, dessen Abschiedsstunde herannahte, bekam indeß den Auftrag, seinen Nachfolger einzusetzen. Ihm war es nicht, wie den meisten seiner Amtsbrüder, darum zu thun, einen Namen hinter sich zu lassen, der dem Nachfolger zur Verkleinerung gereicht. Er hatte sich daher in den letzten Wochen seines Aufenthalts zu Traubenheim, sorgfältig gehütet, den Leuten schöner zu thun als bisher. Ihm war es so wenig lieb, daß ihn die Bauern auf Kosten des jungen Helfrichs so sehr lobten, daß er vielmehr seinen Nachfahrer bey jeder Gelegenheit in Schutz nahm und den Ortsnachbarn sein ernstliches Mißfallen zeigte, wenn sie den geschickten und guten Helfrich so neben ihm herabsetzten.

In der Einsetzungspredigt aber, die zugleich seine Abschiedsrede war, machte er erst seinem Herzen freye Luft. Als eben die ganze Kirche zusammen weinte, hob er an:

"Eure Thränen um meinen Abschied, ihr lieben Traubenheimer, würden mein Herz in die süßeste Wehmuth versenken, wenn ich mich nicht in dieser Freude, von euch so geliebt zu seyn, durch ein geheimes Ahnden ge-

gestört fühlte. Ich muß es nur gestehn, ihr meine Lieben, daß ich fürchte, meinem theuern, rechtschaffenen und gelehrten Amtsnachfolger dürfte es in den ersten Jahren bey euch gehn, wie mir es ergangen ist. Eure Herzen hiengen, als ich zuerst unter euch auftrat, noch ganz an dem frommen und weisen Manne, dessen Nachfolger ich wurde, ob er gleich, bey meiner Ankunft, schon mehrere Jahre im Grabe lag. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise; folglich war ich nur im Gutmeynen, aber nicht sonst in allen Stücken meinem ehrwürdigen Vorfahrer gleich. Einiges an mir schien euch daher ganz neu; das neue war euch zuwider; besonders aber mein jugendlicher rascher Muth. Ihr wurdet zum Theil unzufrieden mit mir, zum Theil wart ihr vielleicht gar meine Feinde. Jetzt, — wie ganz anders! — jetzt weint ihr um meinen Abschied, und mit dankbarer Rührung muß ich euch das Zeugniß geben, daß ihr mich, nachdem wir einander besser verstehn und kennen gelernt hatten, wie Brüder und Kinder geliebt habt. — O, daß ich auch so glücklich gewesen wäre, euch durch mein eigenes Exempel zu zeigen, wie unrecht man einem Manne thun kann, wenn man über ihn richtet, ehe man ihn recht kennt! Weinen müßt' ich, wenn ich erführe, daß ihr den lieben und braven Prediger, den ich zu meinem Nachfolger nun einsegnen werde, so behandeltet, daß er seinem Amte nicht mit Freuden vorstehn könnte, sondern nur mit Seufzen, wie ich in dem ersten Jahre meiner hiesigen Amtsführung. Ach Gott! würde ich ausrufen, so hätte ich denn 24 Jahre an dieser Gemeine gearbeitet, ohne sie nur dahin gebracht zu

haben, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden zu können! So war ich denn nicht im Stande, nur so viel zu bewirken, daß sie sich in ihren neuen Prediger schickt! — Vergeßt doch ja nicht, daß ihr mir anfangs, als ich euch noch fremd war, oft wehe gethan habt, und doch in der Folge mit mir zufrieden geworden seyd. Macht mir noch in meiner Abwesenheit die Freude, daß mein lieber Amtsnachfolger, wenn wir uns nach einiger Zeit wieder sehen, mir die Hand drückt und mir dankt, daß ich ihm eine Gemeine zurückgelassen habe, die liebreich und folgsam ist; die sich nicht an Nebendinge, sondern an die Hauptsache hält, und ihm gerne Zeit vergönnt, sich mit ihr und ihren Bedürfnissen und Wünschen bekannt zu machen. — Das, liebe Beichtkinder, ist der größte Ruhm, den ich mir in der Welt wünsche, und in Eurer Gewalt steht es, mir diesen Nachruhm zu verschaffen!"

Mit dieser Valetpredigt verließ Heilmann sein geliebtes Traubenheim und zog, vom ganzen Dorfe gesegnet, nach Bergfelden, welches schon vor mehr als hundert Jahren auch einmal der Zufluchtsort eines Traubenheimer Predigers war. *) Ein halb Jahr nach seinem Abzuge starb Fritz Rüdiger, der brave Dorfsschulze. Heilmann, der es dem Redlichen zeitlebens nicht genug verdanken konnte, wie gut er ihm Anfangs beygestanden hatte, kam, aus dankbarer Regung, fünf Stunden weit her auf seine Leiche, und hielt ihm, auf Verlangen des Pfarrer Helfrichs, eine kurze Grabrede.

Bey

*) S. das 1 Kap. im 1 Theile.

Bey dieser Gelegenheit hatte er die Freude, zu hören, daß seine letzten Ermahnungen nicht fruchtlos gewesen waren. Helfrich umarmte ihn öffentlich im Leichhause, und wiederholte mit inniger Rührung die Worte, welche Heilmann, aus seinem Munde zu hören so sehnlich gewünscht hatte.

Fritz Rüdiger wurde zwar nicht allgemein bedauert; denn einige sagten: er war ein herrischer Mann, der immer für die ganze Gemeine das Wort geführt hat! aber die Thränen aller redlichen, gescheiden Männer des Dorfs, und die gerechten Lobsprüche des Pfarrer Heilmanns, der ihn durchaus kannte, waren eine reiche Schadloshaltung für den Tadel dieser unbesonnenen Richter.

Ihm folgte sein Sohn Bernhard, den wir bey zwey sehr unglücklichen Vorfällen (im 6ten und 16ten Kapitel des 2ten Bandes) kennen gelernt haben. Lesern, die sich seiner noch erinnern, darf ich also wohl nicht erst sagen, daß die Wahl auf einen Würdigen gefallen ist. Er war damals ein Mann in seinem beßten Lebensalter, kaum 35 Jahre alt, und um seiner willen konnte Helfrich, in der Leichenpredigt, mit Recht die Worte Sirachs auf den Verstorbenen anwenden:

> Da er lebte, sahe er seine Lust, und hatte Freude an ihm; da er starb, durfte er nicht sorgen; denn er hat hinter sich gelassen einen Schutz wider seine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann. *)

*) Sirach 30, 5. 6.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der alte Obrist stirbt. Burkhard tritt die Regierung an. Briefe von ihm an das Fräulein Theodore von Windseck.

Obrist von Marschland wurde nun täglich gebrechlicher, und mußte sich pflegen wie eine Wochenbetterinn, um nicht alle 24 Stunden ein neues Uebel am Halse zu haben. Das Rothlauf verließ ihn an dem bleßirten Fuße kaum: so war es schon wieder da, und die unheilbare Krankheit, das hohe Alter, brachte der Schwächen ohnedieß genug mit sich. Marschland fühlte sein herbeynahendes Ende, und sprach oft in einem so gleichgültigen Tone darüber, daß seine Tochter und Enkelinn weinten. Einmal ließ er seine Agnes (das junge Fräulein von Traubenheim) vor sein Bette kommen: Höre Tochter, sagte er, du siehst, ich bin ganz in die Pfanne gehauen, und eh man eine Hand umkehrt, werd' ich auf dem Schragen da liegen. Nichts verdrießt mich, als daß mein Name schon wieder in Franken aussterben soll. Darum hab' ich dir lange schon unsern Vetter, den Lieutenant Wolfgang von Marschland zugedacht. Wie meynst du, Agnes?

Agnes weint. —

Höre, Mädel, ruft der Alte, du wirst dich nicht zu guter Letzt schelmern? Da ist ein Brief — dort liegt er — schick ihn fort! Wenn der General den Vetter nicht will heyrathen lassen: so soll er Dienst quittiren.

Agnes.

Agnes. Ach, liebſter, beßter Großvater! wie wird ſich das ſchicken?

Obriſt. Was? Wenn Ich ihm kupple? Du Narr! Fiſche, wie du einer biſt, fängt man nicht in allen Waſſern. Was meyneſt du wohl? Langenhauſen hat mich 70, 000 baare Gulden gekoſt't, und das gehört großentheils dein!

Agnes. Aber wir wiſſen ja nicht, ob ich dem Vetter Wolfgang gefalle.

Obriſt. Pi pa! Geplauder! Schick nur den Brief fort! Die Liebe ſteckt im Bettſtroh!

Agnes. Aber ich kenn' ihn kaum von Geſichte.

Obriſt. Werdet euch ſchon kennen lernen! Du weißt, ich kann das abern nicht leiden. Was haſt du am Vetter Wolfgang auszuſetzen?

Agnes. Nichts, lieber Großvater. Er iſt hübſch und brav.

Obriſt. Alſo — und was weiter? Geh, geh und ſchick den Brief auf die Poſt, und damit Punctum! Gar zu gern möcht' ich bey lebendigem Leibe das Ding noch richtig wiſſen!

Mit Thränen erzählte Agnes den Vorfall ihrer Mutter.

Iſt dir Vetter Wolfgang nicht recht, liebe Agnes? fragte dieſe. — Ach Wolfgang iſt gut und recht; aber .. aber .. verſetzte die verlegene Tochter. — Nun, ſagte Mariañne, wenn dein Herz nichts gegen ihn einzuwenden hat: ſo ſetze den Verſtand dießmal nur immer bey Seite! Unſer Vetter weiß, daß dein Großvater ein

sonderbarer Mann ist, und ein Körbchen hast du wohl nicht zu fürchten.

Gesagt, geschehn! — Wolfgang von Marschland, entzückt über den seltsamen Antrag, schrieb sogleich den heissesten Dank an den alten Obristen und die zärtlichsten Briefe an seine Agnes; bewarb sich um seinen Abschied, weil ihm die Heyrath erschwert wurde, und eilte im März 1753 nach Langenhausen; aber Vetter Obrist erlebte den fröhlichen Tag nicht mehr. Drey Tage vor Wolfgangs Ankunft trat plötzlich seine stete Krankheit, das Rothlauf zurück, und Marschland starb, ehe nur ein Arzt gerufen werden konnte, in einem Alter von etlich 80 Jahren. Nach seinem Befehl sollte er soldatisch beerdiget werden. Eine Compagnie Wirzburger Soldaten war demnach dazu erbeten und eben im Aufbruche begriffen, als Wolfgang nach Wirzburg kam. Zu seinem Schrecken erfuhr er hier die traurige Nachricht und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit, um der beorderten Compagnie noch zuvor zu kommen und seiner Schwiegermutter und Braut in ihrem Kummer beyzustehn. Wolfgangs Ankunft war ihnen in mehr als einer Absicht erwünscht; er besorgte von dem Augenblick an nicht nur die Beerdigung des alten Obristen, dessen Tod ihm unendlich nahe gieng, sondern auch die sämmtlichen Güterangelegenheiten, und wurde nach ein Paar Monathen ein glücklicher Ehemann an der Haud seiner Agnes.

Ich fange nun an, die Lebensgeschichte des jungen Erbherrn Burkhard Julius von Traubenheim nachzuholen. Wir haben ihn im 17ten Kapitel als einen gelehrigen Zögling des sel. Obrists und des Langenhäuser Pfarrers verlassen. Durch Mariannens Bitten und durch die Ueberredung des Pfarrers ließ sich der alte Großvater von dem Entschlusse nach und nach abbringen, aus seinem Enkel einen Kriegsmann zu ziehn; schickte ihn anfangs nach Coburg, und dann auf die Universität zu Leipzig. Von da kam er 1748, als ein junger Mann voll Gelehrsamkeit und Fleiß zurück, trat eine Reise durch Deutschland an, und nahm Dienste am Hofe des Kurfürsten von Sachsen, wo er sich, vor den meisten jungen Edelleuten seines Alters, so vortheilhaft auszeichnete, daß er, ein junger Mann von 23 Jahren, als Gesandter nach München geschickt wurde, wo er 1751 seinen Posten antrat. Ich übergehe die genauern Umstände seines Lebens, weil diese mit der Geschichte des Dorfes wenig zusammenhängen.

Jetzt erst wird uns Burkhard, als Erbherr und Besitzer des Ritterguts Traubenheim wichtiger.

Sogleich nach dem Tode seines Großvaters trat er selbst die Verwaltung des Ritterguts an, und empfieng im Maj 1753 die Huldigung zu Traubenheim. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Fräulein, Namens Theodore von Windseck verlobt, und eilte daher schon im folgenden Monate wieder nach München zurück, dem Fräulein sich antrauen zu lassen.

Theodore von Windseck lebte nämlich bey ihrer Mutter Bruder in München, der sich als hannöver-

scher

scher Gesandter daselbst aufhielt. Sie war Vater- und Mutterlos, und nicht sehr bemittelt; aber Verstand, Güte des Herzens, Geschäftigkeit, und eine Bildung des Gesichtes, die mehr einnehmend als schön war, gaben ihr das Recht, auf einen Mann von Burkhards Verdiensten Anspruch zu machen. Während seines Aufenthalts in Langenhausen, schrieb Burkhard einige Briefe nach München an seine damalige Braut, die ich hier einschalte, weil sie zur Geschichte des Dorfs in diesem Zeitraume gehören.

Burkhard von Traubenheim
an
Fräulein Theodore von Windseck.
(Erster Brief.)

Langenhausen, am 10 Mai 1753.

Gestern spät, liebe Theodore, bin ich hier glücklich angelangt. Meine Mutter und Schwester fielen mir mit Thränen der Freude um den Hals; und mir ist es seit dem Tode meines Großvaters zum erstenmal wieder ganz wohl; denn die Sorgen um meine Mutter und Schwester haben mich bisher beständig beunruhigt, die glücklichen Stunden ausgenommen, in welchen ich, in Eurem Arme, liebe Theodore, die ganze Welt vergaß, um nur in Euch und für Euch zu leben. Nichts fehlt mir hier, als – Ihr wißt ja wer mir fehlt? Aber bald (wiewohl das bald mir immer zu spät kommen wird) bald bin ich wieder in München und in Eurem Arme, liebe, gute, theure Theodore! dann werd' ich mich, in jedem müssigen Augen-

genblicke, bey Euch schadlos halten, für die mir so lang scheinende Trennung. Meine Mutter grüßt Euch mit innigster Mutterliebe, und meine Agnes mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Auch Schwager Marschland will Euch beßtens empfohlen seyn. Alle schmachten nach Eurer persönlichen Bekanntschaft. Marschland ist ein junger, schöner, blühender Mann, verständig und entschlossen, der meiner Mutter in der trüben Lage, nach dem Tode ihres Vaters, kindliche Dienste geleistet hat.— Noch diesen Abend wird er meiner guten Schwester angetraut werden, weil ich gerne ein Augenzeuge ihrer Verbindung seyn möchte. Wegen der Trauer, die noch vor kurzem im Schlosse war, soll alles ohne Geräusch gehn. Ueber die Gütherangelegenheiten haben wir uns mit wenig Worten vereinigt, und ich weiß, liebe Theodore, daß Ihr es billigen werdet, wenn ich Euch sage, daß ich keine Herauszahlung verlangt, sondern es nur dahin angetragen habe, daß mein Schwager allein den Bewittum für meine Mutter zahlen soll. Seine Dankbarkeit und sein Versprechen, an meiner Statt für Traubenheim zu sorgen, ist mir Entschädigung genug, für den kleinen Verlust. Nur Hauptangelegenheiten werd' ich mir künftig nach München berichten lassen. In der Nähe sieht man besser als aus der Ferne.— Nach Traubenheim bin ich noch nicht gekommen, und werde auch nicht eher dahin kommen, als am 15ten dieses Monats, auf welchen die Huldigung, wie Ihr schon wisset, angestellt ist.

Schwager Marschland kommt eben auf mein Zimmer; alles will mit mir plaudern, und kein Mensch bedenkt, daß ich mit meiner Theodore sprechen muß. Ich stehle wohl doch noch etliche Augenblicke, diesen Brief noch heute zu schließen, und morgen in aller Frühe auf die Post zu liefern.

Nachts 10 Uhr.

Die Brautleute haben sich ins Bette geschlichen; die Pfarrer von hier und von Traubenheim, zwey Brüder, und die Vögte von beyden Dörfern waren die einzigen Zeugen bey der Trauung. Ich dachte dabey nur an Euch, liebe Theodore, und an das Glück, das auch mir nun bevorsteht, an der Hand eines häuslichen, frommen und klugen Weibes glücklich zu werden. Aber noch ganz entkräftet von der Reise und vom vielen Wachen — (die vorige Nacht hab ich keine 3 Stunden geschlafen) — bin ich nicht im Stande, länger die Feder zu halten. Schlaft süß, liebe Braut, und sagt mit der nächsten Post viel erfreuliches,

Eurem

treuen Burkhard.

(Zweyter Brief.)

Langenhausen, vom 16 Mai 1753.

Liebe Theodore,

Den ersten Morgen nach der Traubenheimer Huldigungs-Feyer muß ich anwenden, um Euch, Allerliebste, die Geschichte des Tags zu erzählen. Gestern Morgens, sieben Uhr, fuhren wir von Langenhausen

ab.

ab. Mein Schwager, sein Weib, ihr Amtmann, Namens Rollinger, und seine Frau, eine Vogts-Tochter aus Traubenheim, saßen in der einen; und meine Mutter, der Pfarrer von Langenhausen, seine Frau, und ich, in der andern Kutsche. Die Sonne, die eben anfieng über den starken Morgennebel zu triumphiren, schien in ihrer schönsten Pracht, und spiegelte sich in Millionen Thautropfen des schönen Wiesenthals, durch welches wir fuhren. Ein ganzes Heer neugieriger Menschen von Langenhausen lief vor und hinter uns her. Die einen sangen, die andern pfiffen ein Stückchen auf dem Blatt, und noch andre schäkerten unter sich. Unter diesen fröhlichen Menschen stimmte sich mein Herz zur innigsten Freude, und fast fieng ich an, meinen Marschland zu beneiden, der, von Stadtgetümmel entfernt, immer unter diesen natürlichen Menschenkindern leben kann. Wir waren noch eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, als die Traubenheimer schon ihre Glocken zogen und aus den Böllerern feuerten, die sie von Langenhausen dazu geborgt hatten, wo das soldatische Spielwerk unter meinem sel. Großvater gar gewaltig Mode war. Am Eingange des Dorfs war eine Pforte von etlichen, mit Bändern und Frühlingsblumen behängten, Maienbäumen errichtet. Unter diesen stand das Dorfsgericht. Bernhard Rüdiger, der Dorfsschulze, sagte uns im Namen Aller den Willkomm. Schauer und Freude des Wiedersehens fuhren mir zugleich durch das Herz, als er mir mit altdeutscher Traulichkeit die Hand in die Kutsche bot; denn Ihr müßt wissen,

liebste Theodore, daß er der nämliche Bernhard ist, der vor achtzehn Jahren die Jammernacht im Thüringer Walde mit uns überstanden, und meinem seligen Vater den letzten Liebesdienst erwiesen hat. Die Thränen liefen mir bey seinem Anblick über die Wangen, so neu wurde mir der schreckliche Auftritt; zugleich aber wurde mirs so heimisch, daß ich nicht weiß, ob meine Thränen mehr Freude des Wiedersehens oder der traurigen Rückerinnerung waren. Mein Schwager fuhr indeß voran, und hielt eine Strecke von der Ehrenpforte (wenn ich sie so nennen darf) stille, bis ich nachkam. Eine Menge Volks stand auf der Gasse; als aber der Kutscher mit einem Prrr! seinen Pferden gebot, vorwärts zu machen, war der Wagen in den zähen Morast der Fuhrstrasse so fest eingewurzelt, daß der Kutscher auf die Pferde hauen und schlagen mußte, um nicht gar einer Winde zu bedürfen. — In aller Welt! rief ich voll Unwillen, was habt ihr für Wege! Weit und breit ist alles staubtrocken, und mitten im Dorfe versinkt man im Koth? — Euer Hochadelig Gestreng, rief einer der Bauern, Veit Janhagel, *) (der Rarität willen müßt Ihr doch auch seinen Namen wissen) wir haben schon mehr als 100 Fuhren Küpper und Steine daher geführt; aber das Wasser macht immer den Küpper zur Suppe: dann liegen die Steine, mit Respect zu sagen, wie Klöse darin, und ist gar kein Fortkommens mehr. — Wer wird sich denn aber so links anstellen! rief ich. Warum laßt ihr die Strasse nicht pflastern?

Du

*) Ein würdiger Sohn des Schulzen Herrmann Janhagel,

Du mein Gott! sagte Veit, wer gäb' uns Geld dazu? — Bernhard, der indeß auch nachkam, meynte, daß nicht Geldmangel, sondern nur die Widerspänstigkeit der Bauern daran Schuld sey. Der Herr Amtsvogt, sagte er, hat es schon ein Paarmal aufs Pflastern angetragen, und ihnen vorgestellt, daß der Weg immer ärger werden müsse, wenn sie nur Koth auf Koth hinauf führten und Steine dazwischen würfen; aber sie hatten keine Ohren, und der selige Herr Obrist sagte: laßt sie im Drecke herumpatschen, wenn sie die Froschgasse nicht austrocknen wollen! — Dem Uebel wird abzuhelfen seyn! gab ich zur Antwort und verbarg meinen Unwillen, weil ich dem fröhlichen Dorfe die Lust des Tags nicht verderben mochte. — Wir kamen zum Schloße. Der Pfarrer, der Vogt und der Schullehrer, bewillkommten uns vor dem eisernen Gitter-Thore, und der ganze Hof wimmelte von Menschen. Vor der Thüre standen wieder Maien und Musicanten darum her. Beym Aussteigen übergab mir ein weißgeputzter, mit Bändern gezierter Knabe, das beyliegende Glückwünschungsschreiben *) indem er noch ein auswendig gelerntes Compliment mit vielem Anstande machte. Den Glückwunsch hat der Knabe selbst aufgesetzt und geschrieben. Ihr könnt Euch daraus, liebe Theodore, einen vortheilhaften Begriff von der Traubenheimer Dorfschule machen. Ein mit Kränzchen aufgesetztes und gleichfalls weiß gekleidetes Mädchen, übergab mir in einem Körbchen, das einer der Schulknaben geflochten hat, 6 Paar baumwollene Strümpfe, als ein

*) Welches hier aber weggelassen ist.

Meisterstück aus der Arbeitsschule, die ich Euch schon mündlich beschrieben habe. Daß man sich aber auch in Traubenheim auf Galanterie und kleine Scherze versteht, seht Ihr, liebste Theodore, aus der gestrickten Beylage; denn Ihr müßt wissen, daß drey Paar Frauenzimmer-Strümpfe dabey waren, die ich Euch hiermit übersende. Ein ländlicheres Geschenk könnt' ich Euch wohl nicht machen; aber Ihr wißt ja, daß ich es Euch vom Dorfe schicke; und weil es ein Kunstwerk unsrer Ortskinder ist: so werdet Ihr um deßwillen einen Werth darauf legen, wenn Ihr auch nicht bedenken wollt, daß ich das Geschenk mit einem Gegengeschenke erwiedern mußte, das am Ende wohl auch zu mayländer Strümpfen hingereicht hätte. Mehr aber als das Trankgeld war in den Augen des Dorfes die Ehre werth, daß ich noch vor der Huldigung ein Paar von diesen Strümpfen anzog und so vor der Gemeine erschien.

Die Huldigung selbst gieng wie gewöhnlich von Statten. Vogt Ehrlich hielt eine kleine Rede ans Volk, die mir sehr wohl gefiel. Nach der Huldigung kam auch mich der Kitzel an, ein Probestück von Redekunst abzulegen. Hier, liebe Theodore, habt Ihr die ganze Predigt, beyläufig so, wie ich sie aus dem Stegreife gehalten habe. Ihr wißt, daß mich ein Soldat und ein Pfarrer zugleich erzogen und in die Wette geschult haben, und müßt also nicht wundern, wenn meine Anrede ein wenig zwitterhaft ausgefallen ist.

"Ich kann den Ort, an welchem ich euern Handschlag empfangen habe, sagte ich, nicht verlassen, ihr

lie-

lieben Unterthanen, ohne euch herzlich zu danken für die ländlichen Freuden, die ihr mir und meinen Angehörigen heute gemacht habt. Von euren Vorgesetzten habt ihr das stattlichste Zeugniß, und ich hoffe, daß ihr euch künftig des Lobes immer würdiger machen werdet, so wie ihr von mir überzeugt seyn dürft, daß ich immer eure guten Seiten erkennen und euer Freund seyn werde. Mein Schwager, Herr von Marschland auf Langenhausen, wird in gewöhnlichen Vorfällen meine Stelle vertreten; in aussergewöhnlichen aber werd' ich mir selbst Bericht erstatten lassen und für euch sorgen. Ich empfehle euch hiermit Gehorsam gegen ihn und gegen den würdigen Herrn Amtsvogt. Beyde werden als treue Vormünder für euch sorgen. Beyde besitzen schon euer Zutrauen und eure Liebe. Ich lasse euch also in guten und erwünschten Händen zurück. — Eins aber, woran ich heute zufälliger Weise erinnert worden bin, muß ich euch selbst mündlich noch vortragen. Es ist Jammer-Schade, daß so wackere, fleißige Leute noch nicht darauf von selber verfallen sind, die morastige Strasse, die mein Großvater mit Recht nur die Froschgasse hieß, auszubessern. Eure Gesundheit muß durch die faulen, feuchten Dünste nothwendig leiden; Fremde, die durchreisen, halten euch für liederlich und schelten über euch, wenn sie den schlimmen Weg passiren; an Geschirr und Vieh und Kleidern ruinirt ihr alljährlich eine Menge und vielleicht mehr als ihr hineinstecken müßt, wenn ihr die Strasse gehörig pflastern laßt. Dem Herrn Amtsvogt hab ich indeß, zu eurer Erleichterung, aufgetragen, euch dazu 200 fl. rhl. aus der

Amtskasse zu schenken, und dafür zu sorgen, daß die Hand- und Viehfrohn gehörig ausgeschlagen und das Werk noch heuer angefangen wird; Aus eurer Willigkeit aber werd' ich erkennen, ob ihr mich lieb habt!"

Vivat der gnädige Herr! schrie Bernhard, und alle stimmten mit ein. Darauf dankte er im Namen der Gemeine für das Geschenk und gab mir, nebst denen, die zunächst standen, die Hand darauf, daß mein Vorschlag pünktlich solle befolgt werden.

Ueber Tisch waren wir selb sechzehn; nämlich alle meine Begleiter, die ich oben genannt habe, und ausser diesen noch der Vogt Ehrlich und seine Frau; Pfarrer Helfrich von Traubenheim; (der jüngere Bruder des Langenhäuser Pfarrers) Schullehrer Richard; Schulz Bernhard und drey vom Dorfsgerichte. Wir tranken alle zusammen laute Gesundheiten und ließen uns den Wein aus einer alten Kanne schenken, mit der mein sel. Großvater, vor 60 Jahren, von der Gemeine war bewillkommt worden. *) Vor Vergnügen blieben wir bis spät in die Nacht. Im Wirthshause war Musik für die Jugend; In jedes Haus aber ließ ich, wie gewöhnlich, einen kleinen Willkomm von Brod und Wein vertheilen.

Und nun gute Nacht, liebste Theodore! Der Brief ist ohnedieß zur Ungebühr lang; aber wer könnte sich auch mit Euch satt schwatzen? Nächstens mehr — und bald, bald ein gesundes und erfreuliches Wiedersehn! Bis ins Grab

Euer

Burkhard.

*) S. das 1 Kapitel in der ersten Hälfte des Buchs.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Briefe — Burkhards Vermählung und endliche Vaterfreude.

(Dritter Brief.)

Langenhausen, vom 1 Juni 1753.

Eure Antwort auf meinen ersten Brief, *) liebe, gute Theodore, muß einem zweyten Briefe von mir auf dem Wege begegnet seyn. Hoffentlich ist dieser, nebst dem Ehrengeschenke, das ich Euch gemacht habe, längst schon in Eurer Hand. Hoffentlich auch schon wieder eine Antwort auf der Reise. Was Eure liebevollen Briefe für mich sind, kann ich Euch nicht sagen; aber geküßt hab ich sie; habe mich ganz zurückgeträumt in Euern Arm, und die Worte mehr aus Eurem Munde gehört als vom Papiere gelesen; habe den Brief, der viel zu früh zu Ende gieng, so lange wiederholt, bis ich endlich aus den süßen Träumen von meinem Schwager, der mich zum Abendtische rief, erweckt wurde.

Zu Traubenheim war ich indeß fünf oder sechs mal: Einmal beym Pfarrer, und zweymal beym Amtsvogt. Ich muß Euch doch eine kleine Schilderung von den Leuten machen, die ihr hier antreffen werdet. Der Pfarrer Helfrich ist ein Mann von beyläufig 30 Jahren und etwas darüber, ein Thüringer von Geburt, den sein Bruder zu Langenhausen meinem Großvater empfohlen hat. Die Gemeine war Anfangs nicht zufrieden mit

*) Ist hier nicht eingerückt.

ihm, weil er zu viel Feinheit mitgebracht haben soll, welche den Bauern zu hoch war, wie der Thee; nun aber wird er allgemein geliebt, und hat sich ganz gut in den Ton gestimmt, aus welchem man mit Landleuten sprechen muß. Ich habe ihn predigen gehört und ungemein viel Lebhaftigkeit und Faßlichkeit in seinem Vortrage gefunden. Stiller und sittsamer sah ich noch keine Gemeine vor ihrem Prediger. Groß und klein sitzt voll gespannter Aufmerksamkeit. In der Catechismuslehre antworteten die Kinder zu meiner Verwunderung, und selbst die Verheyratheten halfen ein, wenn die Jugend etwas nicht ganz gefaßt hatte. Sein Vorfahrer, der einige Stunden von hier Prediger geworden ist, hat ihm aber meisterlich die Bahn gebrochen, und sein Schullehrer arbeitet ihm vor, wie keiner im Umkreise. Schon der Kirchengesang stimmt das Herz zur Andacht. Nirgends hab ich ihn so gefunden; dafür aber wird in Traubenheim im vierstimmigen Gesang förmlich Unterricht gegeben, und alle Umstände haben sich hier vereinigt, die ein Dorf gesittet, lenksam, wahrhaft christlich und wohlhabend machen können. Ein solcher Amtsvogt, ein solcher Prediger, ein solcher Schullehrer und Dorfsschulze, und Gutsherren, wie meine Vorfahrer gewesen sind, müßen Wilde zu gesitteten Menschen umschaffen; — so wie im Gegentheil alles vergeblich ist, wenn nicht alle Räder zusammen greifen.

Auch die Frau des Predigers gefällt mir sehr wohl. Sie hat feine, geschliffene Sitten, und in meinen Augen den Vorzug vor allen ihres Standes, die ich kennen gelernt habe. Sie ist eine Hofrathstochter aus

Dres-

Dresden. Als Mädchen hatte sie, wie mir ihr Schwager in Langenhausen erzählte, große Dinge im Kopfe. Ihr kleinster Wunsch war ein Regierungsrath. Ein Plänchen gieng ihr indeß um das andre zu Schanden, und endlich war sie herablassend genug, ihre Hand einem armen Hofmeister (und das wäre der jetzige Pfarrer Helfrich) zu überlassen. Kaum war sie in Traubenheim aufgezogen, als schon ihre Liebe zu dem städtischen Bettelglanze wieder erwachte. Den Ortsleuten begegnete sie vornehm-herablassend, und klagte dem Himmel ihre Noth, wenn sie mit einer Leiche gehn oder eine Kindschenke besuchen sollte. Ihren Mann behandelte sie wie einen begnadigten Bettler, und nichts kann trauriger gedacht werden, als die Traubenheimer Pfarrwirthschaft gewesen seyn soll. Zum Glücke starb bald darauf ihr Vater und hinterließ einen Rest in einer herrschaftlichen Kasse, zu dessen Tilgung kaum sein Vermögen hinreichte.

Helfrich kam dadurch zwar um den größten Theil der versprochenen Aussteuer; aber er erhielt dafür etwas, das mehr werth ist als Geld und Gut. Seine Frau wurde von dem Augenblicke an zufrieden mit ihrem Zustande; gefällig gegen ihren Mann; demüthig gegen die Ortsnachbarn, und von allen Menschen geliebt. So ist selten ein Unglück so groß, das nicht ein Glück nach sich zöge! Das Angenehmere nimmt uns der Himmel, und gibt uns das Beßre dafür.

Vogt Ehrlich ist ein Mann von etlich 50 Jahren. Er und sein Weib sind Muster einer friedlichen Ehe, und leben noch heute so zärtlich für einander wie ein

Brautpaar, oder — wie wir in unserm funfzigsten Jahre leben werden. Er hat eine einzige Tochter, die schon seit 5 Jahren an den neuen Amtmann Rollinger in Langenhausen verheyrathet ist. Unumschränkter kann nicht leicht ein Beamter über die Gemüther seiner Amtsunterthanen herrschen. Das Mißtrauen, mit welchem gewöhnlich das Volk gegen seine Richter erfüllt ist, kennt man hier kaum; aber auch ihm hat ein Mann vorgearbeitet, der seines gleichen wenige hat; nämlich der alte Vogt Wulfing, dessen Schicksal ich Euch erzählt habe. Von Klaghändeln hört man wenig. Unordnungen wird durch strenge Policey vorgebaut; die Blutsauger der Bauern, ich meyne die Juden, haben wenig Gewerb im Dorfe, weil eine vortrefliche Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens gemacht ist; und die Gemeinkasse hat Ehrlich schon vor mehrern Jahren in eine Leihbank umgeschaffen, aus welcher arme Leute, wenn sie einiger Gulden bedürfen, das Geld um billige Zinße bekommen; aber wieder zur gesetzten Zeit zurückzahlen müßen. Er ist ungemein aufgeweckt und munter, auch in Gesellschaft seiner Bauern; aber immer so, daß er ihnen nur ein Beyspiel gibt, wie man mit gutem Anstande lustig seyn kann. Sein Aeusseres nimmt schon für ihn ein. Wohlgewachsen, von freundlicher Gesichtsbildung, und von männlichem Anstande. — Fast werdet Ihr glauben, liebe Theodore, daß ich Euch eine goldne Fabelwelt schildre, oder daß mich die Vaterliebe gegen die Fehler meiner Kinder verblende; gewiß aber werdet Ihr mit mir einstimmen, wenn ich Euch einmal in Traubenheim einführe, um

Euch

Euch mit dem Dorfe bekannt zu machen, das in Euch eine Mutter finden soll.

Dieß ist wahrscheinlich der letzte Brief von hier. Kommt keine ganz besondere Hinderniß dazwischen: so reise ich am 14ten dieses Monats wieder ab, um Euch in die Arme zu eilen und Euch ganz zu der Meinigen zu machen.

Burkhard reiste zur bestimmten Zeit, in Gesellschaft seiner Mutter, nach München ab, und wurde bald nach seiner Ankunft dem Fräulein von Windseck angetraut. Ulrich Wenner, ein Sohn des Franz und Enkel des Nicklas, begleitete den gnädigen Herrn; denn die Sitte, jedesmal einen Bauerssohn auf Reisen mitzunehmen, scheint in der Traubenheimer Familie erblich zu seyn. Ulrich blieb bis zur Rückreise der alten gnädigen Frau in München, streifte die ganze Gegend durch, erkundigte sich nach allem, was ihm merkwürdig schien, und kam erst in der Mitte des Septembers mit der gnädigen Frau wieder zurück.

Burkhard und Theodore waren indeß ein glückliches Paar, und Marianne von Traubenheim eine der glücklichsten Mütter, geliebt und verehrt von ihren Kindern.

Nichts blieb ihr zu wünschen übrig, als die Freude, bald einen Enkel zu küssen; aber diese Freude wurde ihr spät zu Theil. Burkhards Gemahlinn befand sich zwar schon guter Hoffnung, als sie das erstemal zum Besuche nach Langenhausen kam; ihre Niederkunft

aber war so unglücklich, daß Theodore kaum mit dem Leben davon kam, und das Kind unter den Händen des Geburtshelfers starb. Noch fünf unglückliche, theils zu frühe Niederkunften, folgten nach, und die Aerzte verzweifelten, ob Theodore jemals eine glückliche Kindermutter werden könne; denn, ihrer Aussage nach, war sie durch allzu gepreßtes Schnüren verdorben, und daher bey etlichen Niederkunften in augenscheinlicher Todesgefahr.

Agneſe von Marschland hatte währenddeß Rahels Schicksal — und Marianne fieng an, allmählig auf die Großmutter-Freuden Verzicht zu thun.

Traubenheim und Langenhausen schienen also nach kurzer Zeit in fremde Hände zu fallen. Theodore von Traubenheim war darüber, wegen ihres Gemahls, in zärtlichen Sorgen. Sah er nur eine Viertelstunde trüb vor sich nieder: so hielt sie es für eine Folge ihrer kinderlosen Verbindung. Oft weinte sie im Stillen und hielt alle Tröstungen und Versicherungen ihres Burkhards für Verstellung.

Ach Burkhard! sagte sie einst, du härmst dich in deinem Herzen mehr als ich; aber du verbirgst mir deinen Gram. Dein Name war schon einmal unter deinem Großvater halb erloschen, und nun wird er doch wohl mit Dir zu Grabe gehn. Mir ist der Gedanke mehr als unerträglich; aber der Entschluß ist gefaßt! Burkhard, wir trennen uns!

Da schloß Burkhard seine Gemahlinn in den Arm und weinte mit ihr. Großmüthiges Weib! rief er zuletzt aus, willst du mich tödten durch Großmuth? oder

liebst

liebst du mich nicht mehr? — Nicht tödten will ich dich! erwiederte Theodore. Ich liebe dich mehr als mein eigenes Leben, liebster Burkhard; aber eben deßwillen, weil mir deine Ruhe lieber ist als die meinige; weil ich nicht sehen kann, daß d. in Stamm, aus meiner Schuld, erlischt, ist der Entschluß gefaßt.... Burkhard! wir trennen uns in Freundschaft und Liebe!.... In den Armen einer glücklichern Gebährerinn wirst du Vater werden.

Nein! Nein! Alles fordre von mir, Weib meines Herzens! erwiederte Burkhard, und drückte seine zitternde Gemahlinn an seine Brust! Alles fordre von mir; nur keine Scheidung von Dir und aus Deiner Umarmung! Ohne Kinder werd' ich glücklich seyn an Deiner Hand; aber ohne Deine Hand — was wären mir Kinder einer fremden Liebe?? —

So gelang es ihm endlich durch tausend Liebkosungen und durch alle Künste der Ueberredung, seine Gemahlinn von einem Entschlusse zurück zu bringen, der ihr so manchen Seelenkampf gekostet hatte.

Gegen das Jahr 1762 fühlte sich Theodore zum siebentenmal in gesegneten Umständen. Diese Entdeckung setzte die ganze Familie in Besorgniß für ihr Leben. Theodore allein war voll Hoffnung und froher Aussicht. Sie hoffte wenigstens zu sterben, wenn sie auch das Glück nicht haben sollte, Mutter eines lebenden Kindes zu werden. Burkhard überredete sie, mit ihm nach Traubenheim zu reisen, ihre Niederkunft dort zu erwarten, und sich der Geburtshülfe des geschickten Lieberichs zu bedienen. Theodore lebte bey diesem Vorschla-

schlage noch mehr auf, und traf im März 1762 mit ihrem Gemahl in Traubenheim ein. Nach wenigen Wochen nahte sich die Stunde ihrer Niederkunft, und Ferdinand Lieberich genoß der unaussprechlichen Freude, sie von einem gesunden Knaben glücklich zu entbinden. Die Thränen der Angst löseten sich nun auf einmal in Freudenthränen auf; aber wer könnte das Entzücken und das fröhliche Getümmel beschreiben, das von dem Augenblick an in Langenhausen und Traubenheim herrschte!

Glücksgüter sind immer um so viel erfreulicher, je länger man sie gewünscht und je weniger man sie gehofft hat. Aber selbst Theodorens Mutterfreude glich dem Entzücken der Großmutter nicht, mit dem sie ihren ersten und einzigen Enkel ans Herz drückte. Gottlob! rief sie aus, Gustav und Heinrich sollen nicht absterben! — Burkhard überraschte sie daher höchst angenehm, als er ihrem Enkel, zum Andenken an dessen Groß- und Urgroßvater, die Namen Gustav Heinrich ertheilen ließ. O Knabe, rief sie aus, (indem sie den kleinen Gustav Heinrich in die Arme schloß) wenn du deinen Namen einst Ehre machst, und ein Gustav und Heinrich wirst!! — Aber Thränen sanken ihr bey dem Namen Heinrich auf den lächelnden Enkel.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Vogt Ehrlich stirbt. Jacob Heilmann wird sein Amtsnachfolger. Dessen Bemühungen fürs gemeine Beste. Huth-Ordnung; Bienen-Anstalt u. s. w.

Nicht lange nach der Niederkunft seiner Gemahlinn wurde Burkhard nach Dresden gerufen, und von da aus nach München gesandt. Seine Theodore ließ er in Traubenheim unter der Aufsicht seiner Mutter; kam zweymal von Bayern aus, sie und ihren Säugling zu besuchen; aber erst im Sommer des folgenden Jahres nahm er sie mit sich nach München zurück.

Einen für Traubenheim erheblichen Vorfall erzählte sie ihm indeß in folgendem Briefe, vom 1 Januar 1763:

"Daß ich Euch immer liebes und gutes wünsche, trauter Burkhard, habt Ihr wohl nie bezweifelt. — Ich kann also den Wunsch zum neuen Jahre weglassen. Gott hat uns bisher nicht nur das bessere fürs angenehmere gegeben, sondern auch im vorigen Jahre unsern liebsten Wunsch erhört. O der Knabe macht mich unaussprechlich glücklich! Sein Lächeln, sein Streicheln und Lallen, und selbst sein unbändiger Muthwille, haben so viel süßes für mich, daß ich mich oft fragen muß: was würde aus dir werden, Theodore, wenn Gott deinen Gustav Heinrich zurück nähme? — und doch knüpft sich mein Herz immer fester an ihn! Nur von

un-

unsrer lieben Mutter werd' ich übertroffen, die ganz allein für das Kind zu leben scheint.

Schwager Marschland und Agnes besuchen mich fleißig; aber ich war nur ein einzigesmal bey ihnen, weil ich den unbändigen Kleinen, der immer nach der Mutterbrust dürstet, nicht gerne verlassen mag.

Und nun eine Nachricht, die Eurem Herzen nahe gehn wird, lieber Burkhard!

Unser braver Amtsvogt Ehrlich ist nicht mehr! Am ersten Christtage Morgens war er noch in der Kirche; nach Tisch überfiel ihn plötzlich ein ausserordentliches Stecken; Lieberich öffnete ihm eine Ader; er erholte sich wieder ein wenig; Eure Mutter und ich besuchten ihn gleich; aber er sprach nur wenig, und drückte uns beyden die Hand, um damit zu verstehn zu geben, daß ihm das Sprechen zu beschwerlich werde. Marschland kam noch am Abend des nämlichen Tages, in Gesellschaft des Amtmann Rollingers und seiner Frau, ihn zu besuchen. Ehrlich hatte sich indeß wieder ein wenig gesammelt, sprach noch mit unserm Marschland über Amts-Angelegenheiten, und tröstete seine weinende Familie. In der Nacht vom 25 auf den 26 Dec. kam aber der Steck- und Schlagfluß wieder, und riß unerwartet schnell den weisen und guten Mann aus unsrer Mitte. Wir waren alle fast untröstlich, und jetzt noch fallen mir die Thränen auf das Blatt, indem ich Euch, liebster Burkhard, die Nachricht ertheile. Schwager Marschland hat Euch wahrscheinlich schon Bericht erstattet. Ehevorgestern war der Begräbnißtag des guten Vogts. Der Auf-

lauf

lauf aus der Nachbarschaft war so groß, daß mehr als 100 Menschen ausserhalb der Kirche bleiben mußten. Den Kummer und das Wehklagen der Gemeine, kann ich Euch nicht beschreiben. Eure Mutter und ich haben die Witwe geführt. Eure Schwester gieng mit seiner Tochter, der Amtmänninn von Langenhausen, und Schwager Marschland begleitete ihren Mann in der Trauer. Man redet in der Nachbarschaft davon wie von einer Seltenheit. — Wie wenig Achtung und Dankbarkeit gegen treue Diener muß unter Herrschaften seyn, wenn man so etwas noch merkwürdig findet! Sein Begräbniß haben wir ihm neben seinem Vater und dem Vogte Wulfing angewiesen, und Ihr, lieber Burkhard, setzt ihm doch ein kleines Grabmahl? Nicht wahr? *)

Der alte Pfarrer Heilmann von Bergfelden, der auch auf der Leiche war, hat Eure liebe Mutter und mich gebeten, für seinen Sohn Jacob, (der mehrere Jahre bey dem selig verstorbenen Amtsvogt in der Schreibstube gewesen ist, und nachher auf dessen Kosten

*) Dieß geschah auch. Der Stein stehet neben dem, welchen der Verstorbene seinem Vater und seinem Taufpathen gemeinschaftlich setzen ließ, und hat die ganz einfache Aufschrift:

Seinem
treuen Diener und Freunde
Conrad August Ehrlich
Amtsvogt in Traubenheim
(geboren daselbst 1701 und gestorben 1763)
setzt
dieses Denkmal der Dankbarkeit
der Gutsherr
Burkh. Jul. v. Traubenheim.

ſten in Altdorf ſtudirt hat,) ein Fürwort bey Euch einzulegen. Ehrlich hat ihn oft gelobt; auch bey der Gemeine iſt er noch in ſo freundſchaftlichem Andenken, daß Ihr wohl das Amt nicht beſſer wieder beſetzen könnt als mit ihm. Doch, das ſteht einzig und allein in Eurem Willen, lieber, guter Burkhard! Der alte Heilmann hat mir indeß das beyliegende Bittſchreiben zur Beſtellung übergeben, und ſeinem Willen, ein Wörtchen für ſeinen Sohn zu reden, konnte ich doch nicht ganz widerſtehn. Seit 3 Jahren iſt der junge Mann Blaubergiſcher Verwalter in Orrbach, und ſehnt ſich nach einem beſſern Stückchen Brod, deſſen er auch werth ſeyn ſoll. Vielleicht kennt Ihr ihn von Perſon.

Lebt wohl, lebt lange, lebt für mich und unſern Kleinen! Grüße und Küſſe von Mutter, Schwager und Schweſter; beſonders von

Eurer

ewig treuen
Theodore.

Jacob Heilmann erhielt gleich darauf, ohne Weigerung, den Dienſt. Ehrlichs zurückgelaſſene Witwe zog zu ihrem Schwiegerſohn Rollinger nach Langenhauſen, und beſchloß bey ihm ihr Leben in Ruhe. Im Sommer 1763 wurde Heilmann vom gnädigen Herrn, der eben ſeine Gemahlinn abholte, der Traubenheimer Gemeine unter dem Titel eines Amtmanns vorgeſtellt. Schon während des Aufenthalts

bey

bey seinem Amtsvorfahrer hatte er sich sehr auf Landwirthschaft gelegt, noch mehr aber während seines Verwalteramtes in Orrbach. Wirklich übertraf er in diesem Stücke seinen Vorfahrer, und trug ungemein viel bey zur Aufäufnung des Bauereywesens in Traubenheim. An Herrn Wolfgang von Marschland, der sich mit aller Leidenschaft auf Wirthschafts-Angelegenheiten verlegte, um nicht in Langenhausen ein Müssiggänger zu werden, fand er einen sehr eifrigen Beystand. Gleich in dem ersten Monat seines Aufenthalts in Traubenheim brachte er die Policey des Huthwesens in bessere Ordnung. Vor seiner Zeit hatten die Hirten das Recht, nach Gefallen Schaden zu thun. Mit Anbruch des Frühlings lagen sie mit ihren Heerden auf den Wiesen; und Schäfer und Kühhirte liefen einander den Rang ab. Das Vieh benagte die jungen Grasspitzen, daß die Wiesen den Trieb verlohren; traten eine Menge Gras in den feuchten Boden; in ihren Stapfen fieng sich das Wasser, und die Gräser faulten darin ab. War der Schäfer mit der Heerde zuvor gekommen: so wollte das Hornvieh nicht mehr darauf weyden, und keine Witterung war so feucht, in der man nicht austrieb und die Wiesen verdarb. Ueber dem ungesunden Thau, der des Morgens am Grase hieng, bekam das Vieh Krankheiten, und die Leute klagten dann über Verlust, ohne zu wissen, woher er kam. Des Winters hüteten die Bauern selbst ihre Schafe auf das dichte Korn, und ließen ihre eigenen Aecker so zusammen nagen, daß oft mehr als ein Zehntel zurück blieb.

Nun aber gab Heilmann folgende

Huth • Policey:

1. Daß nur im Herbste das Vieh auf Wiesen getrieben werden durfte. Im Frühlinge hingegen schlechterdings nicht, weil dadurch der Graswuchs gehindert wird.

2. Kleeäcker, die erst im Frühlinge waren angesprengt worden, mußten auch im Herbste ganz geschont, und die übrigen eben so wie die Wiesen behandelt werden.

3. Damit es bey dieser Einrichtung nicht an Trift fehlte, wurde die zu starke Schafheerde bis auf die Hälfte herabgesetzt und jedem Ortsnachbar, nach Verhältniß seiner Güter, genau bestimmt, wie viel Schafe er halten durfte.

4. Bey nasser Witterung durfte kein Vieh, wie es auch heissen mochte, auf Wiesen und Kleefelder getrieben werden.

5. Keine Heerde durfte früher auf die Weyde, als bis der Morgenthau abgetrocknet war; so wie auch wieder eingetrieben werden mußte, ehe der Abendthau fiel.

6. Der Hirte mußte, bey Strafe, vor dem Austreiben sein Vieh zur Tränke bringen, damit es nicht vor Durst aus jeder Pfütze trank und davon Krankheiten bekam.

7. Allenthalben hatte das Hornvieh den Vorrang vor den Schafen; denn das Rind bedarf langes Gras; die Schafe hingegen können auch das kürzere abnagen,

wel-

welches ihnen überdieß gesünder ist. Nächst dem genießt das Hornvieh nur mit Widerwillen das Gras, auf welches schon der Dung und Urin der Schafe gefallen ist.

8. Schweine und Gänse durften gar nicht auf Wiesen, weil erstere, durch Wühlen und Ausraufen der Graswurzeln, entsetzlichen Schaden anrichten, und letztere gleichfalls durch Ausraufen und Abnagen der Narbe, sehr nachtheilig werden.

9. Wegen der Holzungen blieb es bey der bisherigen Verordnung. Kein Vieh durfte mehr in den Wald! Auch die Schweine nicht. Die Eicheln mußten zusammen gelesen, unter die Gemeine vertheilt und im Stalle verfüttert werden.

Diese Policey-Gesetze machten unter dummen Leuten gewaltig viel Aufsehen; aber der alte Obrist hatte die Gemeine gewöhnt, bey dergleichen unvernünftigen Klagen nicht allzu laut zu werden, und der junge Herr von Marschland unterstützte die Vorschläge Heilmanns so nachdrücklich, daß der ganze Widerwille des Volks mit unnützem Gewäsch abgieng. Veit Janhagel war es allein, der sich mit Gewalt dagegen stemmte und seine Ochsen mit eigener Hand auf die Wiesen trieb. Heilmann aber ließ ihn 3 Tage lang in die Wasserschenke setzen, mit der ernstlichen Drohung, daß sein Vieh in die Gemeinkasse verfallen seyn solle, so bald er noch einmal darüber würde betroffen werden, und hiermit war der ganze Aufruhr gestillt.

Auch machte der Amtmann den Bienenfreunden des Dorfes den Vorschlag, gemeinschaftlich etliche festverschloßne Bienenstände zu bauen, die Bienen in Gesellschaft zu halten und einem sachverständigen Manne zur Aufsicht zu übergeben. Manche von uns, sagte er, verstehn nicht recht, wie man mit Bienen umgeht; oder trauen ihnen nicht recht, wegen des Stichs; oder sind selten zu Hause, so daß ihnen die Schwärme durchgehn, bis sie vom Felde kommen; manchmal fehlts an Geld, Futter zu kaufen, und die armen Thierchen verhungern; manchmal an einem guten Platze u. s. w. Mit einem Worte, viel gescheider wär' es, wir stellten unsre Bienen alle zusammen, und schlügen dann aus, wie viel Theil jeder am Gewinn zu fordern habe. Ein verständiger Bienenfreund, etwa ein sitzender Handwerker, der immer zu Hause bleibt, bekäme die Aufsicht darüber, und zur Belohnung, so oft geschnitten oder ausgestossen wird, einen gewissen Antheil am Honig. Käme ein Unglück über den einen oder andern Stock: so müßte die ganze Gesellschaft den Schaden tragen, so wie sie auch jeden Gewinn miteinander theilte. — Vom gewonnenen Honig würde demnach so viel verkauft, als die Kosten betrügen; das übrige aber, nach Maßgabe des Einsatzes, unter die Mithaber vertheilt. Auf diese Weise hätte jeder alle Jahre einen kleinen Gewinn und keine Mühe. —

Die Sache leuchtete den Leuten so ziemlich ein: aber doch meynten sie, daß man es lieber zuerst im Kleinen anfangen wolle. Ihrer zwanzig, unter welchen auch der Amtmann war, gaben jeder zwey Stöcke von gleicher

cher Güte her und ließen einen großen Stand gemeinschaftlich bauen. Ein Schuhmacher, der einen schönen Platz am Hause zum Bienenstand hatte und gerne damit umgieng, bekam die Aufsicht, und gleich im ersten Jahre schlug es so gut ein, daß nach und nach immer mehrere beytraten und die eigenen Bienen ganz abgehn liessen. Vor zehn Jahren bekam ein Sohn vom Peter Rulli das Haus, verpachtete seinen ganzen Garten an die Bienengesellschaft, und seit der Zeit wird die Bienenzucht so stark in Traubenheim getrieben, daß die Gesellschaft alle Jahr einen sehr merklichen Gewinn zieht. — So viel vermögen Menschen, wenn sie ohne Neid und Mißtrauen, treu und ehrlich zusammen halten; aber noch ist, meines Wissens, Traubenheim das einzige Dorf in Franken, wo eine solche Anstalt zu finden ist.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Eine Hand voll Erde auf Gottfrieds und Rickens Grab. Was der gnädige Herr für Anstalten in der großen Theurung zu Anfang der siebziger Jahre macht.

Gottfried und Ricke sind doch wohl nicht so weit vergessen, daß ich, bey Wiedererwähnung ihrer Namen, noch einmal sagen müßte, wer sie waren und wie verdient sie sich um unser Dörflein gemacht haben? Aber ihre Gräber kann ich nicht vorbeygehn, ohne darauf eine dankbare Hand voll Erde zu streuen.

Nicke starb schon im Herbste 1758 an der Auszehrung. Die Geschichte ihrer Krankheit ist zu merkwürdig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehn könnte. — Man trug jener Zeit noch durchgängig die schädlichen theuren Mieder und Schnürbrüste, die das Volk in Franken noch immer nicht ablegen will. In diese Schwitzkästen eingezwängt, dünkte sich gewöhnlich das Mädchen am schönsten, welches das Kinn am tiefsten in das fischbeinerne oder pappdeckelne Vorwerk verstecken konnte. Nicke trug also, der Mode zu gefallen, auch eine Schnürbrust. Ein sogenannter Fleck-Jude, der mit alten Waaren handelte, brachte einmal unter andern auch ein Corset in Nickens Haus; betheuerte daß die vorige Besitzerinn nichts ansteckendes an sich gehabt habe und wurde des Handels einig mit ihr. Wenige Monate hatte Nicke das Corset getragen, als sie unverhofft einen Ansatz zur Schwindsucht bekam. Alle Mittel dagegen waren vergebens; sie starb in ihrem 59sten Jahre ohne Rettung dahin. — Ihr Bruder verfiel zuerst auf die wahrscheinliche Ursache, und da er weitere Nachfrage hielt, erfuhr er, daß eine benachbarte Beamtenfrau, die an der Schwindsucht gestorben war, das Corset getragen hatte. —

So gefährlich kann oft der Ankauf alter Kleidungsstücke werden. Nicht nur Ausschläge, Krebsschäden und dergleichen sind ansteckend, sondern auch namentlich die Schwindsucht. — In den meisten Gegenden von Italien und Portugall müßen, nach einem ausdrücklichen Policey-Befehl, die Betten und Kleider der Schwindsüchtigen ohne Nachsicht verbrannt werden,

und Aerzte weigern sich sogar, Menschen, die an dieser Krankheit gestorben sind, zu öffnen, weil sie es ihrer eigenen Gesundheit für gefährlich halten. — In Deutschland hingegen legt man sich sorglos zu einer Schwindsüchtigen Person, Trotz der ansteckenden Morgenschweisse, in Ein Bette, trägt ihre Kleider ohne Anstand, und glaubt alle nur mögliche Vorsicht angewandt zu haben, wenn man den Verstorbenen nichts mit in das Grab gibt, was ein noch lebender an sich getragen hat, und ihm ein Stück Rasen oder ein Brett unter das Kinn legt, damit er nicht etwa an einem Bande oder am Sterbeküttel zullen kann; weil ausserdem leicht derjenige, von welchem etwas mit in den Sarg gekommen ist, oder gar die ganze Familie nachsterben könnte. Mit solchen närrischen Grillen martern sich viele Menschen in der Welt, und in wichtigen Dingen leben sie ohne Vorsicht dahin. Freylich wohl hat man Beyspiele genug, daß Leute bey Schwindsüchtigen geschlafen, oder ihre Kleider getragen haben, ohne die nämliche Krankheit zu bekommen; aber immer bleibt es Verwegenheit, und wer sich ohne Noth in Gefahr begibt, womit soll er sich trösten, wenn er darin umkommt?

Schon während Rickens Krankheit übernahm ihre Söhnerinn Johanna *) die Arbeitsschule. Ihre vier eigenen Kinder liefen aus der Hand, und, ohne sie zu verwahrlosen, konnte sie täglich mit ihnen in der Arbeitsschule seyn. Sie übertraf an Geschicklichkeit ihre Vorfahrerinn, und besaß eine ganz eigene Zärtlichkeit in der Unterweisung. Die freundliche Sitte, mit der

*) Die Frau des Schullehrers Richard, s. 2 Th. S. 456.

sie die Kinder behandelte, war zugleich ein Sporn zum Fleiß, und ein Muster zur Nachahmung.

In der ganzen Gegend ist vielleicht kein Dorf, wo man so viel freundliche Gesichter und so einschmeichelnde Stimmen unter Bauersleuten antrifft; denn gewöhnlich behandeln die Menschen andre Leute auf eben dem Fuße, wie sie selbst als Kinder behandelt worden sind. Wer von Jugend auf fast kein liebreiches freundliches Wort hört; wer blos unter Jagen und Treiben, unter Purren und Schelten aufwächst; wie kann der sich an freundliche Reden und sanfte Gemüthsart gewöhnen? — Es ist daher blos ein Werk der Erziehung, daß fast ganz Traubenheim vom Geiste der Traulichkeit beseelt ist; die Ehen sind fast durchgängig einträchtig; Kinder sind bescheiden und liebreich gegen ihre Aeltern, und Fremde die dahin kommen, mögen gerne unter den freundlichen Geschöpfen verweilen.

Nach Rickens traurigem Ende nahm Gottfried seine Nichte, die jüngere Tochter des Baders Lieberich als Haushälterinn zu sich, und starb 1766 in seinem 70sten Jahre von allen guten Menschen beklagt. Unter ihm kam die Baumzucht in Traubenheim aufs höchste; die Gemein- und Herrschaftswaldung ließ er im beßten Zustande zurück; vom Wildschaden wußte der Landmann fast gar nichts; die Felder der Landleute waren ihm so heilig, daß er Jagden des Morgens oft wieder absagen ließ, wenn in der Nacht Thauwetter eingefallen war, um nicht durch das Herumlaufen so vieler Menschen dem Saamfelde Schaden zu thun.

Nach seinem Tode wurden Burkhard von Traubenheim und Wolfgang von Marschland einig, die Wildfuhr von Traubenheim und Langenhausen Einem Manne zu übertragen. Der noch lebende Revierjäger Röder von Langenhausen hatte kurz zuvor seinen Posten erhalten, und bekam nun beyde Forsten und Reviere zusammen, trat ganz in Gottfrieds Fußstapfen, und ist in jedem Betrachte würdig, der Nachfolger eines so braven Mannes zu seyn.

Ich komme jetzt auf einen Zeitpunct, welcher in der Geschichte Traubenheims vorzüglich merkwürdig ist. Ich meyne die Theurung im Anfange der siebziger Jahre. Die Fürsten hatten den Getreid-Handel gesperrt, und von den Früchten ihrer Unterthanen Magazine gefüllt. Die kleinern Herren machten das Ding im Kleinen nach, und drückten dadurch ihre Bauern um so härter, je weniger Verkehr und Handel in ihren spannenbreiten Ländchen Statt finden konnte. Theils Orten trugen die Herrschaftlichen Kornhaufen jüdischen Wucher; indeß den Bauern jeder Weg zum guten Verkauf abgeschnitten, das Magazin von ihrem Ueberflusse reichlich gefüllt, und doch keinem Armen geholfen war. — Marschland, der gleich Anfangs diesen Anstalten nicht gut war, und nur bis auf weitere Vorkehrung die Sperr verhängt hatte, besprach sich daher mit seinen Beamten, Schuldheißen und andern verständigen Leuten, über beßre Vorkehrung; schrieb deswillen nach München an seinen

Schwager Burkhard, und machte folgende Anstalt, durch welche die Dörfer, Traubenheim und Langenhausen, wohlfeiles Brod und überschwänglich viel Geld erhielten.

Beyde Dorfschaften liegen, wie schon bekannt, im ergiebigsten Getreidlande. Mißjahre, in welchen nicht allerwenigstens so viel wachsen sollte, als zur Erhaltung beyder Orte nöthig ist, sind fast unmöglich. Marschland und Burkhard hielten es daher für Ueberfluß, sich auf sieben ägyptische Mangeljahre mit Getreid zu versehen; aber auf Jahr und Tag mußte doch für die Armen gesorgt werden. Zu dem Ende befahlen sie ihren beyden Amtleuten von Langenhausen und Traubenheim alle Unterthanen, welche nicht selbst ihr jährliches Brod baueten, vor Amt zu laden, und durch sie gewissenhaft angeben zu lassen, wie viel jeder noch bedurfte.

Da noch niemand die eigentliche Absicht wußte: so fand sich unter denen, die noch zukaufen mußten, nur selten ein Betrug. Die Bauern aber, die auf den Verkauf liegen hatten und sich vor einem Magazine fürchteten, hörten kaum die Nachricht, als sie schon zum Theil anfiengen, aus Furcht vor einem Magazine, Getreid zu verstecken. Das hieß aber überflüssige Sorgfalt. Die beyden Beamten ließen sich auf einen förmlichen Bodensturz gar nicht ein, sondern rechneten nur die benöthigte Summe von Getreid zusammen, schlugen, in Beyseyn einiger redlichen und gescheiden Männer, aus, wie viel beyläufig jeder Bauersmann zum Verkauf übrig haben

und

und verhältnißmäßig an die Armen abgeben könne. Diesen Ueberschlag schickte Heilmann an seinen Herrn nach München und erhielt darauf folgendes Decret, welches der Gemeine öffentlich bekannt gemacht wurde:

"Nachdem die ungeheuer steigenden Preise des Getreids und der immer mehr einreissende Mangel desselben, eine Vorkehrung fordern, durch welche einer förmlichen Hungersnoth gesteuert wird: so versehe ich mich zu meinen sämmtlichen Unterthanen zu Traubenheim, daß sie in folgender Verordnung meinen väterlichen Willen erkennen und die gute Sache nach Möglichkeit befördern werden.

"Da bey dem ergiebigen Getreidbau zu Traubenheim und bey der rühmlichen Verbesserung der Landwirthschaft daselbst, kein Jahr zu fürchten ist, in welchem nicht überflüßig Getreid zum Unterhalte des Dorfes gebaut würde; da ferner keine Getreid-armen Ortschaften einverleibt sind, für die ich als Gutsherr zugleich mit zu sorgen hätte: so halte ich die Errichtung eines eigenen Magazins, oder eine Getreidsperre, für überflüssig; aber die Freyheit des Verkaufs kann nicht eher gestattet werden, als bis für diejenigen Ortseinwohner reichlich gesorgt ist, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen.

"Nach eingelaufenem amtlichen Berichte, sind von denen Einwohnern, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen, in Summa 218 Malter Korn und 83 Malter weiße Frucht gefordert worden; das Getreid aber, welches, nach Abzug dessen, was jeder Verkäufer selbst consumirt, für heuer verkauft werden kann,

belauft sich, nebst dem herrschaftlichen Vorrathe, auf beyläufig 660 Mltr. Korn und 500 Mltr. weiße Frucht.

" Nach runder Zahl muß demnach jeder Getreidverkäufer den dritten Theil seines verkäuflichen Korns (Roggens) und den sechsten Theil seines verkäuflichen Weitzens und Dinkels an Ortseinwohner abreichen, und zwar das Malter Korn um 8 fl. rhl.; das Malter Weitzen um 10 fl. rhl. und das Malter Dinkel um 6 fl. rhl.

" Welche oberwähnte Getreid-Summe, nach gemachtem Anschlage, auf dem herrschaftlichen Boden zu erschütten, und von denen, die sich dazu gemeldet haben, sogleich wieder abzufassen ist.

" Von diesem Augenblicke an, stehet es dagegen jedem Getreidverkäufer frey, mit seinem übrigen Vorrathe nach eigenem Gefallen zu schalten und zu walten.

" So wie man sich nun herrschaftlicher Seits aller Willigkeit von der Bauernschaft versieht: so ist man auch gesonnen, selbst mit einem guten Exempel voranzugehen, weßwegen dem Amte Traubenheim hiermit aufgegeben wird, sogleich nach Publication dieser Verordnung, den dritten Theil des herrschaftlichen Korns und den sechsten Theil von weißer Frucht an die Bedürftigen des Dorfes um eben das Geld abzureichen, und einen Zahlungstermin von Jahr und Tagen fest zu setzen, binnen welchem jeder Empfänger unnachsichtlich das Geld entrichten muß; bis zu welchem Termin aber auch alle Verkäufer Nachsicht zu tragen gehalten seyn sollen.

Soll-

"Sollte gegen alles Vermuthen, irgend ein Getreidverkäufer sich weigern, dieser väterlich gemeynten Verordnung zu gehorchen, oder um ein Paar Metzen auf und ab, Streit anzufangen: so ist sogleich sein ganzer Vorrath von Getreid so lange mit Arrest zu belegen, bis von hier aus das weitere gegen ihn verfügt seyn wird. Signatum München, den 9 Sept. 1770.

Burkhard, Frhrr. v. Traubenheim."

Das Dorf, welches schon seit der Aernte unter der Sperre geseufzt hatte, war über diese herrschaftliche Verordnung unendlich vergnügt, und jedermann gab seinen Antheil um so viel williger für den gemäßigten Preiß, da nicht nur der gnädige Herr sich selbst der Verordnung unterwarf, sondern auch Amtmann, Pfarrer und Schullehrer mit einem uneigennützigen Beyspiele vorangiengen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel,

Welches weitere Nachrichten von der Theurung enthält. Wie sich die Traubenheimer bey der gefährlichen Seuche verhalten, die während der Theurung ausbricht. Zwey Todesfälle, die dem Dörfe schmerzhaft sind.

Durch diese Veranstaltung wurde der Theurung und Hungersnoth in Traubenheim und Langenhausen ganz vorgebaut. Die Verkäufer aber gewannen durch die freye Ausfuhr unglaubliche Summen. Sie verschönerten

ten ihre Häuser, verbesserten ihre Felder, und Handwerker und Tagelöhner hatten vollen Verdienst. Diesen noch zu vermehren, ließ der gnädige Herr in den Jahren 1771 - 1772, durch lauter einheimische Bauleute, ein neues schönes Amthaus errichten; die bisherige Vogtswohnung aber wurde reparirt und zur Arbeitsschule eingerichtet. In eben den Jahren ließ Schulz Bernhard von dem Ertrage der zu Gustavs Zeit angesäeten Waldung, noch eine Gasse des Dorfes pflastern; auf dem Hauptplatze derselben den schönen Pumpbronnen errichten, der von ihm den Namen führt, und rund um das Dorf eine Allee von Ulmen anlegen, welche jetzt unter die Hauptzierden des Dorfes gehört.

In benachbarten Ortschaften haußte indeß die Theurung mit Ungestümm. Mittelleute verpfändeten ihre wenigen Aeckerchen fürs tägliche Brod; ärmere verkauften ihre Hütten, wanderten nach Pohlen, oder irrten voll Hunger und Kummer im Bettel umher. Die reichen Filze zogen die verkauften Ländereyen an sich und wurden in eben dem Grade zu begütert, in welchem ihre Tagelöhner und Häcker zu arm wurden. Zu Traubenheim aber kannte man die Hungersnoth nur aus den Klagen der umherziehenden Bettler und aus dem Geschrey, welches auswärtige Brodkäufer vor den beyden Bäckerhäusern erhoben. Kein Armer oder Mittelmann kam um seine Güter; und die Reichen sammelten sich gleichwohl viel Geld.

Der starke Kartoffelbau verringerte den Aufgang des Getreids und mehrte den Verkauf; niemand aber dachte daran, sich mit ungesunden und kümmerlichen

Nah-

Nahrungsmitteln zu behelfen. Die Seuche, welche gegen das Ende der Theurung ganz Deutschland ergriff, war daher bey weitem unerheblicher in Traubenheim als in umliegenden Dörfern; aber den Anfang machte sie bey einem Manne, dessen Verlust dem Dorfe sehr empfindlich war.

Schulz Bernhard Rüdiger hatte unversehens bey einem Vetter in Purrbach die Seuche aufgelesen; seine Frau, die das Uebel für weniger ansteckend hielt, lag bey ihm, und bekam die nämliche Krankheit. Eine Magd und eines der Kinder fielen gleich darauf in eben das hitzige Faulfieber. Bernhard war verlohren; starb in völliger Verstandesverwirrung dahin; etliche Tage nach ihm auch die Magd; und mit genauer Noth wurden noch Weib und Kinder gerettet. —

Herr Pfarrer Helfrich ergriff, nach dem Beyspiele seines würdigen Vorfahrers, die Gelegenheit, das Volk aufmerksam zu machen auf das Elend, das noch aus der Seuche entspringen könnte, wenn sie nicht unverzüglich Gegenanstalt machen würden.

"Das hauptsächlichste was ihr thun könnt, um der Wuth des Faulfiebers Einhalt zu thun," sagte er bey Rüdigers Beerdigung, "besteht darin, daß ihr

"1. Alle Kranke von den Gesunden wegbettet, sobald man nur das geringste von der Krankheit bemerkt;

"2.

" 2. Niemals zwey Kranke zusammen in Ein Bette legt;

" 3. Auch nicht einmal die Kranken zusammen in Eine Stube bringt, sondern im Hause so vertheilt, daß sich die faulen Dünste nicht an Einem Orte zu häufig sammeln;

" 4. Durch allerley Mittel die Luft so rein als möglich zu machen und zu erhalten sucht. Das geschieht z. E., wenn ihr fleißig Fenster eröffnet, doch so, daß die Kranken nicht in die Zugluft kommen; wenn ihr recht fleißig Essig auf heisse Backsteine oder glühende Schaufeln gießt, und durch Einathmung dieses gesunden Dampfes, der Fäulniß bey Kranken und Gesunden steuert;

" 5. Daß ihr endlich unsern geschickten Dorfs-Arzt gleich im Anfange der Krankheit ruft, und seinen Vorschriften pünktlich nachkommt.

"Alles wollen wir gerne! denkt ihr vielleicht bey euch selbst" — fuhr der Herr Pfarrer fort; — "aber woher nehmen wir Betten und Stuben für so viele Kranke?

"Gescheide Leute müssen sich immer zu rathen wissen! — Nehmt große Betttücher, näht sie zusammen, füllt sie mit weichem Heu; oder noch besser, mit dürrem gereinigtem Moos — und ihr habt Betten, die im Nothfalle eben so gut und fast noch leichter sind, als eure gewöhnlichen Federbetten.

" Glaubt ferner nicht, daß die Kranken alle gerade in der Stube liegen müssen, damit man hübsch einheitzen kann. Eben durch das Einheitzen macht ihr

oft

oft Uebel ärger, zumal bey Faulfiebern. Besser, ihr liegt in der Scheune in gesunder Luft, als in einer Stube voll unreiner Dünste.

"Ihr Krankenwärterinnen aber, und überhaupt ihr Gesunden, genießt fleißig Essigspeisen, spült öfters den Mund mit Essig aus; waschet euch täglich öfters, und zuweilen am ganzen Leibe; macht euch öfters Bewegung im Freyen, und seht darauf, daß die verordneten Mittel fleißig und ordentlich gebraucht, und die Kranken im Essen und Trinken pünktlich nach der Vorschrift gehalten werden; dann wird Gott gewiß unsre Vorsicht segnen; die Seuche wird wenig in unserm Dorfe um sich greifen, und bald wieder nachlassen."

Die Leute folgten diesem weisen Rath und blieben größtentheils gesund, oder rissen sich doch bald wieder auf; nur Veit Janhagel meynte, das hieße dem lieben Gott in seine Strafgerichte greifen. Trotz allen Ermahnungen und Warnungen, legte er sich zu seiner erkrankten Frau. Noch zwey kranke Kinder mußten gleichfalls in der Stube bleiben, wo wacker eingeheitzt und zugedeckt wurde. Kein Fenster durfte man öffnen, und aller Qualm blieb beysammen. "Veit, wenn Ihr den entsetzlichen Dampf in eurer Stube länger zusammenhaltet, und euch alle zusammen in die einzige Stube legt: so ist das unser letzter Besuch!" sagten einmal der Pfarrer und der Dorfsarzt, die eben bey ihm zusammengetroffen waren. "Je nun!" sprach Veit ganz kaltblütig und völlig im Tone seines dummen Vaters, "so ist eben der HERR mein Arzt! Wenn

ich gesund werden soll: so werd' ichs wohl ohne Arzneyen wieder." — Sein Zustand verschlimmerte sich aber von Tag zu Tag. Er starb, und noch drey Leichen wurden bald nach ihm aus seinem Hause getragen.

Weit heftiger als in Traubenheim wüthete die Seuche in Langenhausen, wo die Leute weniger folgsam waren. Fünf und zwanzig Menschen starben in einem Jahre am Faulfieber; den Beschluß aber machte die alte gnädige Frau, Marianne von Traubenheim. Der Anfall war bey ihr so heftig, daß Lieberich gleich in den ersten Tagen bat, noch einen Arzt aus Wirzburg zu rufen. Agnes und Marschland, die um das Leben der guten Mutter äusserst besorgt waren, liessen kein Mittel unversucht; aber die gnädige Frau schlief fast immer, redete beym Erwachen gewöhnlich irre heraus, und starb endlich von ihren Kindern und allen, die sie kannten, mit heißen Thränen beweint. Ihrer eigenen Verordnung gemäß, ließ Marschland die treflichen Gellertischen Lieder:

"Meine Lebenszeit verstreicht, ꝛc."

und

"Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc."

einzeln abdrucken, und statt der elenden Lob- und Leichengedichte, die bey solchen Fällen gewöhnlich sind, unter die Gemeine vertheilen, weil man damals noch kein neues Gesangbuch hatte. Mit unbeschreiblicher Rührung sang die Gemeine diese Lieder bey der Beerdigung, und schon jener Zeit erwachte in vielen gescheiden Leuten, vorzüglich aus dem Dorfe Traubenheim,

der Wunsch, ein ganzes Gesangbuch voll so schöner Lieder zu besitzen.

Die in Traubenheim erledigte Schulzenstelle bekam nun Ulrich Wenner, den wir schon aus dem 21sten und 24sten Kapitel kennen. Die ganze Gemeine freute sich der Wahl, und scheut und liebt ihn bis auf diesen Tag, als einen treuen Vater. Vom Gutsherrn, vom Amtmanne und Prediger wird er wie ein Hausfreund geachtet, und nur seine Bescheidenheit hält mich zurück, mehr von seinem Lobe zu sagen, als was zur Geschichte des Dorfes nothwendig gehört.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wolfgang von Marschland stirbt. Agnese tritt Langenhausen an ihren Bruder ab. Burkhard von Traubenheim kehrt zu seinen Unterthanen zurück. Gustav Heinrich zieht nach Jena.

Unter beständiger Aufrechthaltung der gemachten Verordnungen und Anstalten giengen also die siebenziger Jahre zu Ende, ohne daß sich, ausser dem schon erzählten, etwas merkwürdiges ereignet hätte. Niemand aber wird diese Versicherung für ein schlimmes Zeichen achten. Gute Verordnungen sind viel leichter zu geben, als aufrecht zu erhalten. Es liegt einmal im Geiste des Volkes, daß die beßten Anstalten in kurzer Zeit

wieder zurückgehn, ausarten, oder einschlafen, wenn nicht immer ein wachsames Auge über sie gehalten wird. An wohlüberlegten und nützlichen Verordnungen fehlt es daher den wenigsten Ländern; aber an Menschen fehlt es, welche sie gehörig durchsetzen und ausführen.

In Traubenheim waren überdies seit 50 Jahren der neuen Einrichtungen und Anstalten so viel gemacht worden, daß man endlich nöthig fand, sich einige Jahre lang blos allein mit der Betreibung und Vollendung derselben zu beschäftigen. Wolfgang von Marschland nahm so lebhaften Antheil daran, daß keine Woche vergieng, in der er nicht nach Traubenheim gekommen wäre, um mit eigenen Augen zu sehen, und den herrschaftlichen Befehlen mehr Nachdruck zu verschaffen. Er führte so ziemlich die gestrenge Zuchtruthe des verstorbenen Obristen, und sein Schwager Burkhard überließ ihm die Verwaltung des Dorfes fast ganz alleine.

Leider aber verlohr Traubenheim schon im Herbste 1779 diesen treuen Freund und Vormund, als er kaum sein funfzigstes Jahr erreicht hatte. Nach einem glücklich überstandenen Scharlachfieber wagte er sich zu früh wieder heraus; kam in Regenwetter, verkältete sich, und war in einer Zeit von 24 Stunden gesund und todt.

Untröstlich über diesen Verlust, schrieb seine Gemahlinn Agnes an ihren Bruder nach München und übertrug ihm das Rittergut Langenhausen, mit der Bedingniß, ihr von demselben jährlich 1500 fl. Witwengehalt abzugeben, und das Gut selbst zu verwalten.

Burk-

Burkhard Julius, der bey seiner Gesandtschaft noch alle Jahre das ganze Einkommen seines Ritterguts zugesetzt hatte, und es für Pflicht hielt, mehr für seine Unterthanen als für die meist unbedeutenden Angelegenheiten eines fremden Hofes zu sorgen, legte seinen Posten nieder, und traf schon im Februar 1780 mit seiner Gemahlinn und dem damals achtzehnjährigen Erbherrn, Gustav Heinrich, in Traubenheim ein. Seiner betrübten Schwester wegen verbat er alles Bewillkommungsgeräusch; nahm sie zu sich nach Traubenheim; und Theodore, seine Gemahlinn, kannte keine süßere Pflicht, als die, ihre bekümmerte Schwägerinn über den Tod ihres innigstgeliebten Wolfgangs zu beruhigen. In vertraulicher Einigkeit lebte die Familie unter sich, und Traubenheim und Langenhausen waren für den Verlust des Herrn von Marschland reichlich entschädigt.

Bald nach Burkhards Ankunft in Traubenheim gieng dessen einziger Sohn, Gustav Heinrich, auf die Universität Jena.

"Ich halte es für Ueberfluß, sagte der alte gnädige Herr beym Abschiede desselben, dir eine studirte Kindermagd mitzugeben. Hoffentlich wirst du nun, ohne lebendigen Trichter, verstehn, was deine Lehrer dir sagen, und den Sporn zum Fleiß in dir selbst finden.

"Ich kenne kein verächtlichers Geschöpf, als einen Edelmann, der nichts versteht als Haasen zu hetzen, Bauern zu schinden, ihren Schweiß zu verprassen

und ihre Töchter zu schänden. Als künftiger Oberherr deiner Güter mußt du wenigstens eben so tief sehen, als deine Beamten. Auch sind die Zeiten so ziemlich vorüber, wo man vor einem adeligen Dummrian noch Reverenzen machte. Verstand fängt jetzt an, an vielen Höfen mehr zu gelten, als hohe Geburt, und Fleiß mehr, als standsmäßige Faulheit. Redlichkeit aber geht über alles!

"Was Ich für deinen Kopf und für dein Herz thun konnte, hab ich gethan. An deiner Erziehung ist nichts gespart worden, und böse Beyspiele haben wir dir hoffentlich auch nicht gegeben.

"Geh hin und werde nicht nur ein gescheider und brauchbarer, sondern auch ein rechtschaffener Mensch. Ein Christ ist besser, als ein Edelmann! Sey mäßig und schone deines Leibes; suche gute Gesellschaften, die dein Herz nicht verderben; bringe nicht mehr durch, als die Noth erfordert, und gewöhne dich frühzeitig an die schöne Tugend der Sparsamkeit, die viele erst dann lernen, wenn ihre Rittergüter verdestillirt sind. Dieß ist mein ganzer Valetsegen! — Stößt du ihn selbst von dir — nun, dann magst du büssen für deine Thorheit; aber keiner Welt sage, von wem du die Namen Gustav und Heinrich hast; auch sage nicht, daß Burkhard dein Vater ist!"

Mit diesen Lehren und Ermahnungen entlassen, zog der junge Erbherr unter den beßten Versprüchen und Vorsätzen nach Jena.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts erwarb er sich die ungetheilteste Liebe aller die ihn kannten.

ten. Es war damals eben der Zeitpunct, in welchem die alte Rohheit allmählig abgeschliffen, und die Studentenwelt merklich verfeinert wurde. Zehn Jahre früher, würde der junge Herr von Traubenheim wenig Glück unter ihr gemacht haben; jetzt aber erwarben ihm sein männliches Betragen, sein Fleiß, seine Liebe zur Ordnung und Sittlichkeit, die aufrichtigste Achtung aller seiner Lehrer und Mitbrüder. Noch gewährt mir die Erinnerung an die kurze Bekanntschaft, die auch ich daselbst mit ihm errichtet habe, manche fröhliche Stunde. — Ihm verdanke ich die schönsten Beyträge zur Geschichte seines Dorfes. Nicht nur die Papiere des herrschaftlichen Archivs erhielt ich durch seine Hand, sondern auch viele Familien-Briefe und Bruchstücke, die ich zum Theil wörtlich eingerückt habe; leider aber verbindet mich auch sein ausdrückliches Verlangen, die Geschichte seines Dörfchens gerade in dem Zeitpunkte zu schliessen, in welchem seine eigene ruhmvolle Verwaltung beginnt.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der alte gnädige Herr und der Pfarrer discuriren über das Landleben, und die gnädigen Frauen mit dem Schulz Wenner über ein Rosenfest.

Wir kommen nun wieder auf den ehrwürdigen Vater dieses edlen Sohnes zurück. Ganz abgezogen vom

Wechsel der großen Welt, dünkte dieser sich anfangs in eine so langweilige, einförmige Lage versetzt, daß er sich mehr als einmal in seinen vorigen Posten zurück wünschte.

In der übelsten Laune sprach er einmal darüber mit seinem Pfarrer Helfrich.

"Vielleicht geht es Ihnen, gnädiger Herr, wie mir bey meiner Hieherkunft," sagte dieser. "An der Tafel des Ministers in Dresden, hatte ich gelernt, an allen Verhältnissen und Unternehmungen der Fürsten-Höfe Theil zu nehmen; aber für einen Bauernhof; für einen Kartoffelacker; für eine Reihe Zwetschgenbäume; für einen urbargemachten Grasfleck; für eine Dorfsheyrath und dergleichen, hatte ich gar keinen Sinn. Ein prächtiges Wasserwerk konnt' ich bewundern; aber für eine Quelle mit gesunder Brunnenkresse war ich ganz blind. Zum Unsterne war mein Weib eine Dresdner Städterinn, und eben so gestimmt wie ich. Nach und nach aber lernten wir beyde, daß es keine reineren Freuden gibt, als die auf dem Lande; nur muß man erst Sinn für sie haben. — Eine frisch eingebundene Hecke macht mir jetzt mehr wahres Vergnügen, als weiland die kahl geschorenen Piramiden eines Hofgartens; und ein schlichter dörflicher Grabstein, dessen Inschrift fröhlich sterben lehrt, hat nicht viel weniger Reitze für mich, als sonst die prächtige Bildsäule Augusts des zweyten.*) Findet ein braver Bursche des Dorfs ein gutes häusliches Weib: so ist das für mich so wich-

tig,

*) Eine metallene vergoldete Bildsäule Königs Augusts des zweyten zu Pferde, welche 1736 zu Dresden aufgerichtet worden ist und unter die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt gehört.

tig, als weiland die Vermählung eines Erzherzogs. Kann ich manchmal zu mir sagen: das ist Dein Werk! das geschah auf Deinen Rath, unter Deinem Beystande! dann fühl' ich mich in der Seele gestärkt. Das freundliche "Gott grüß Ihn!" und der Handschlag eines Bauersmanns; sein Zutrauen und Beyfall, sind mir jetzt eben so belohnend, als in der vorigen Zeit die unnütze Gnadenversicherung meines Ministers. Doch, wie gesagt, alles will gewohnt seyn!"

"Aber wie haben Sie's angefangen, lieber Herr Pfarrer, um Ihre Sinnen so an ländliche Freuden zu gewöhnen?" fragte der gnädige Herr.

"Ich gab auf alles Acht, was um mich her war, erwiederte Helfrich; Ich lernte die Leute des Dorfs, vom Schulzen bis zum Viehhirten, genau kennen, und nun waren mir Alle wichtig. Ich sah auf jede Wasserfurche, auf jeden öden Platz; und nun war es mir eine Freude, die eine abgeleitet und den andern urbar gemacht zu sehn. Ich merkte mir jedes Bäumchen der Fluhr und ergetzte mich an seinem Wachsthum. Ich pflanzte selbst allerley an, und was unter meiner Hand gedieh, war mir doppelt angenehm. Kurz, ein Krautskopf ist für mich jetzt eben das, was sonst eine Artischocke."

Der gnädige Herr fühlte die Wahrheit der Behauptung und die Bewährtheit des Rathschlags; sprach von der Zeit an mit jedem Landmanne, der ihm auf dem Felde begegnete, lernte seine Unterthanen nach und nach alle kennen, und alle waren ihm wichtig; Er machte allerley nützliche Anstalten und ihr Gedeihen gewähr-

te ihm Freude; Er merkte sich jede Kleinigkeit auf der Fluhr, und jede Verbesserung gab ihm Unterhaltung. Er pflanzte selbst Blumen und Bäume, und dankte in der Folge dem Prediger mehr als Einmal für seinen herzlichen Rath. Die Unterthanen schmiegten sich immer mehr an ihn an; Sein Wink war ein Gebot für sie, und kaum konnte er noch begreifen, wie er einst so verblendet hatte seyn können, gegen die stillen süßen Freuden eines Gutsherrn, im Kreisse seiner Unterthanen.

Zufriedener als Burkhard von Traubenheim waren indeß gleich Anfangs seine Schwester Agnes und seine Gemahlinn Theodore. Eins nur schien beyden noch in Traubenheim zu fehlen, und das war nichts geringeres, als ein — Rosenfest.

Lange schon hatten sie untereinander davon gemunkelt; aber der gnädige Herr sollte nichts davon wissen. Auf Einmal wollten sie ihn mit dem Feste selbst überraschen. Der erste Vertraute ihres Geheimnisses war der Dorfsschulze.

"Etwas im Vertrauen, lieber Wenner! aber schweigen muß Er vor der Hand, daß es niemand erfährt!" sagte die gnädige Frau zu ihm.

Schulz Wenner. Schweigen, gnädige Frau, kann ich manchmal besser, als reden.

Theodore. Meine liebe Schwägerinn und ich haben uns verabredet, ein Rosenfest zu stiften.

Wenner. Rosenfest? was ist das für ein Dinz?

Agnes. In aller Welt, weiß Er denn nicht, was ein Rosenfest ist?

Wenner. Kein sterbendes Wort! Was Rosen und was Feste sind, weiß ich wohl; aber daß man auch ein Rosenfest feyert, wie ein Aerndtefest, war mir ganz unbekannt.

Theodore. (Lächelnd) Nein, lieber Schulze, so ists nicht gemeynt. Ein Rosenfest ist eine Feyerlichkeit, die dem würdigsten Mädchen im Dorfe zu Ehren angestellt wird. Etliche gescheide, unpartheyische Männer des Dorfs, wählen aus allen Töchtern die würdigste heraus; diese wird dann, mit Rosen bekränzt, unter Music und Begleitung des Dorfs, zur Kirche geführt; vor dem Altare wird sie eingesegnet und dem ganzen Dorfe zum Muster aufgestellt; dann zum herrschaftlichen Tische gezogen und mit einer kleinen Aussteuer beschenkt. Sieht Er, das ist ein Rosenfest.

Wenner. Aber, gnädige Frauen, welches Mädchen ist denn das würdigste im Dorfe?

Agnes. Was Wir nicht wissen. Das müßen die niedergesetzten Sittenrichter entscheiden, unter denen Er der erste seyn soll.

Wenner. Nichts für ungut, gnädige Frau, auf das Sittenrichten versteh ich mich nicht. Ein ganzes Dutzend brave Töchter will ich der Reihe nach nennen; aber die allerbravste, wer mag die bestimmen?

Theodore. Eine muß doch wohl unter den braven die erste seyn?

Wenner. Ja wohl, Ew. Gnaden; aber das Ausleſen und Abwägen halt' ich eben für ein Meiſterſtück. Eine hat dieſe, die andre hat jene Tugenden, und alle haben ihre Fehler dabey; Wirds dann nicht andre, gleichfalls brave Mädchen, verdrießen, wenn ihnen eine Freundinn vorgezogen wird, die's vielleicht eben nicht verdient? Wenn das ohne Neid abgienge, müßt' es ein rares Exempel ſeyn!

Theodore. Eben der Neid ſoll anſpornen.

Wenner. Anſpornen? — Zum Läſtern und Verkleinern, — das laß ich gelten; aber zum Beſſerwerden wohl ſchwerlich, ſo lange nur ein Einziger Preiß ausgeſetzt iſt, auf den man ſo wenig Hoffnung hat, und bey dem es blos darauf ankommt, wie man von etlichen Sittenrichtern beurtheilt wird. — Träfe das Loos eine von meinen Töchtern: ſo dürfte ſie den Preiß, ſo wahr ich lebe, nicht annehmen!

Agnes. Warum nicht, Wenner?

Wenner. Weil ihr dann das ganze Dorf auf alle Schritt' und Tritte lauren würde, um ihr für die genoſſene Ehre einen Schandfleck anzuhängen. — Wenn ich meines Theils einem Menſchen etwas zu gute thun wollte: ſo gäb' ichs ihm unter vier Augen, um den Leckerbiſſen nicht mit Neid und Läſterung verſalzen zu laſſen. — Auch würd' ichs für ſchwer halten, ſo viele geſcheide Sittenrichter aufzutreiben, als nöthig ſind; denn die geſcheiden Leute würden ſich faſt alle die Ehre verbitten.

Theodore. (Gegen die Frau von Marſchland) Hat Wenner recht oder unrecht?

Agnes. Vielleicht nicht ganz unrecht. (Gegen den Schulzen) Er hat uns ein Plänchen verdorben, Wenner; aber mich freut es, daß Er aufrichtig war.

Wenner. Bey solchen Herrschaften kann man nicht anders als aufrichtig seyn. Ich bin daher so frey, einen Vorschlag zu thun, wie das Geld fürs Rosenfest vielleicht besser könnte verwandt werden.

Theodore. Ungescheut, Wenner! Er weiß, wie viel Er bey uns gilt!

Wenner. Gestern Nachts war ich bey unserm Herrn Pfarrer; da bekam er eben das neue Gesangbuch von Anspach. Man meynt nicht, daß man sich satt hören kann. Mehr als zehn Lieder hat er mir daraus vorgelesen, und zur guten Nacht haben wir ein Lied daraus gesungen. Bey der Gelegenheit haben wir beyde gewünscht, das schöne Buch auch hier eingeführt zu sehn, und das wünschen sicher noch viele wackre Leute des Dorfs. — Aber — aber — die Armen — wo bekämen diese Geld her, um es zu kaufen?

Die gnädigen Frauen verstanden den Wink. Burkhard gab den Befehl zur Einführung und Theodore und Agnes steuerten 300 fl. für Traubenheim und Langenhausen zur Anschaffung des Gesangbuchs; ihre beyden Dörfer aber waren die ersten in Franken, welche das Glück hatten, einen verbesserten Kirchengesang zu bekommen.

Dreyßigstes Kapitel.

Neue kirchliche Einrichtungen in Traubenheim.

Eine Gemeine, die drey der treflichsten Prediger, einen Ehrlich, Heilmann und Helfrich nach einander gehabt hat, kann unmöglich, bey nützlichen Veränderungen im Kirchenwesen, widersetzlich seyn. Nur in Gemeinen, deren Verstand absichtlich verschraubt worden ist, kann man die Stimme hören: Ich bin aufs alte Gesangbuch getauft und will darauf leben und sterben! Ich will keine neue Religion und kein neues Wort Gottes! — Ganz anders in einem Dorfe, wo Herr und Vogt, Pfarrer und Schullehrer, mit gemeinsamen Kräften arbeiten; wo kein verschobenes Rad Stockung verursacht, und alles zum Fortgange des Ganzen wirkt!

Schon im Jahre 1725 führte der sel. Pfarrer Heilmann die allgemeine Beichte ohne Widerspruch ein. Die Leute waren sogar froh, der Angst überhoben zu werden, mit der sie sonst gewöhnlich ihre gelernte Beichte hergesagt hatten. Des Winters durften sie nicht mehr zwey bis drey Stunden im Beichtstuhle frieren, und des Sommers schlafen, gähnen und ihre Geschäfte versäumen. — Man sang ein Lied; Heilmann hielt eine Vermahnung; sprach eine Beichte, und die Gemeine sang dann auf die Frage: ist das eure Herzens-Empfindung und euer Entschluß? gemeinschaftlich das Amen; darauf folgte, statt der

stol-

stolzen Absolutionsformel, ein herzliches Gebet zu Gott, welches die Gemeine mit einem Gesange beschloß.

Da bey der geringen Pfarrbesoldung auch der sogenannte Beichtpfennig eingeführt war: so machte Heilmann die Einrichtung, daß die Beichtleute die freywillige Gabe, schon bey der Anmeldung, auf den Tisch legten, indeß der Prediger die Namen aufschrieb. Aber schon Ehrlich hatte ihnen erklärt, daß es nur ein kleines Besoldungsstück und keineswegs eine Bezahlung der Sündenvergebung sey; denn niemand könne Sünden vergeben, denn nur allein Gott.

Nach Einführung des neuen Gesangbuchs, machte der jetzige Herr Pfarrer folgende Einrichtung, die mich vor etlichen Jahren selbst ungemein entzückt hat. Den Anfang der Beichtvesper machte er mit einer Vermahnung an seine Beichtkinder; Nach Vollendung derselben fiel die ganze Versammlung auf die Kniee und sang, statt die gewöhnliche Beichte zu sprechen, das rührende Lied:

Liebster Vater, ich dein Kind
Falle vor dir nieder ꝛc. *)

Nach geendigtem Gesange wandte sich der Prediger mit folgenden Worten gegen die Gemeine:

"Wohlan! so setzet denn eure Hoffnung auf die Gnade, die euch zugesichert wird durch die Religion Jesu: So wir unsre Sünden bekennen und lassen: so ist Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergibt, Amen!" **)

Jetzt

*) Nro. 192 im neuen anspacher Gesangbuche.

**) 1 Petri 1, 13. 1 Johannis 1, 9.

Jetzt richtete sich mit Einemmal die Versammlung auf, und hell und freudig erschallte der Lobgesang:

Lobsingend will ich dich erheben,
Mich ewig deiner Gnade freun,
Und deinem Dienst mein ganzes Leben
In kindlichem Gehorsam weihn!
Herr, du vergabst mir meine Schuld.
Nie, nie vergeß ich diese Huld! *)

So wenigstens war die Einrichtung der Beichte, als ich vor 8 Jahren ihr beywohnte. Mit Entzücken sah ich während des Gesangs Thränen rinnen von den Wangen vieler Beichtenden, und heute noch ist jener Eindruck unvergeßlich meinem Herzen.

Beym Nachtmahle habe ich die Ordnung bewundert, in welcher alle Theilnehmer zum Altare giengen. Nachdem der Prediger eine sehr erweckliche Ermunterung, zwischen welcher die Gemeine ein Paar Verse sang, vorgelesen, über Brod und Wein gebethet, und dann gegen die Gemeine feyerlich und laut, ein für allemal, die Worte gesprochen hatte, welche man sonst gewöhnlich jedesmal bey Hinreichung des Brods und Weins zu wiederholen pflegt, giengen die Communicanten, ohne Unterschied des Alters, aus ihren Stühlen und nach dem Altare. Der Prediger reichte mit der Rechten das Brod, und mit der Linken den Wein, unmittelbar hintereinander. Nach dem Schlusse standen die sämtlichen Communicanten in ihren Stühlen auf, und Richard fieng das Lied an:

Tag den mir der Herr gemacht,
Sey gesegnet Tag der Freude! ꝛc.

Noch

*) Nro. 204, 9.

Noch habe ich bey der Gelegenheit mit Wohlgefallen bemerkt, daß der sogenannte Klingelsack nicht während der Predigt, sondern unter dem Hauptliede herum gieng. Wahrscheinlich zog man diese Einrichtung einem aufgestellten Opfer-Becken, oder einer beym Hinausgehen vorgehaltenen Armenbüchse vor, weil da mehrere Kirchgänger durchwischen würden, welche nur durch Scham vor ihren Nachbarn, zu einer Einlage gezwungen werden. Auf dem Altare brannten keine Kerzen, weil man in der Traubenheimer Kirche, am hellen Tage, ohne Licht sieht. Den Communicanten wurden keine Fleck-tücher vorgehalten; Der Altar aber war mit einem ganz besonders dazu bestimmten scharlachenen, mit goldenen Franzen besetzten Tuche bedeckt.

Die Kirchlichen Formeln, welche vorgelesen werden, stehn ganz in der Willkühr des Predigers. Wahrscheinlich dachten die Herren von Traubenheim: wer aus seinem eigenen Kopfe und Herzen predigen darf, warum sollte der nicht auch die Gebete aus dem eigenen Kopfe schreiben und vorlesen dürfen? Die unerträgliche Einförmigkeit, durch welche das gemeine Volk so gern verleitet wird, das Zufällige für etwas Wesentliches zu halten, kennt man daher in Traubenheim nicht einmal. Schon Ehrlich, der erste Pfarrer nach dem dreyßigjährigen Kriege, fieng an, in ein besonderes Buch einige neue Formulare zu schreiben, und Heilmann und Helfrich setzten die Sammlung bis auf diesen Tag fort. Zur Abwechslung liegen überdieß noch verschiedene neuere Bücher, welche schöne Kirchen-Formulare ent-

halten, in der Sacristey, aus welchen jeder nach Gefallen auswählen kann.

Im Jahre 1785 ließ der Herr Pfarrer Helfrich einen neuen vortrefflichen Catechismus austheilen, der in Traubenheim und Langenhausen ohne Widerstand eingeführt wurde. Eine Haupt-Erleichterung gewährte ihm bey dieser Gelegenheit die sogenannte Regina-Stiftung, von der er so viel Geld zusammen kommen ließ, bis der ganze Druck des Buches davon bezahlt werden konnte. Der Catechismus ist nur vier Bogen stark; besteht nicht in Fragen und Antworten, sondern in kurzen Sätzen; die Schullehrer aber haben ein geschriebenes Buch in Händen, welches die kurzen Sätze weitläuftig zergliedert, und in Fragen und Antworten zerlegt. Sobald also die Kinder einen von den kurzen Sätzen hergesagt haben: so fängt der Schullehrer an, nach seiner Vorschrift darüber auszufragen. Auf diesem Wege lernen die Kinder zwar weniger Worte; aber zehnmal mehr Sachen als sonst, und was sie mit so viel Sinn und Verstand gelernt haben, vergessen sie nicht bis ins Grab.

So wirket alles zusammen, wahre Aufklärung im Dorfe zu verbreiten, indeß man an hundert Orten mit Heeresmacht dieser Wohlthäterinn des Menschengeschlechts entgegen arbeitet, und ihr alle dummen Streiche des Pöbels in den Busen schiebt. *) Es

kommt

*) Wie z. E. gegenwärtig die gräßlichen Auftritte in Frankreich. Aus Religion verbannen heißt nicht Aufklärung. Weniger Druck und mehr Aufklärung, wurde dem unermeßlichen Elende vorgebaut haben.

kommt mir aber immer vor, als ob jemand behaupten wollte: bey einer hellen Wachskerze sehe man weniger und arbeite schlechter, als bey einer dampfenden Thranlampe. Die Traubenheimer im Durchschnitte, folgten immer gerne den Befehlen der Obrigkeit, weil sie längst darüber aufgeklärt sind, daß selbst eine schlimme Obrigkeit besser ist, als gar keine; weil sie von nützlichen Verordnungen und Anstalten den Endzweck begreifen, und überhaupt einsehen, daß Widerspännstigkeit Uebel ärger macht. — Sie haben größtentheils ihr gutes Auskommen, weil sie darüber aufgeklärt sind, wie man vernünftig wirthschaften und vortheilhaft arbeiten müsse. — Sie unterlassen verächtliche Streiche, weil sie aufgeklärt sind über die wahre Ehre. — Sie sind wirksam fürs gemeine Beßte, weil ihnen die Aufklärung sagt, daß das gemeine Beßte auch den einzelnen Mitgliedern zu Statten komme. — Sie bezeugen sich bey kirchlichen Veränderungen bereitwillig, weil sie als aufgeklärte Menschen wissen, daß das Christenthum nicht in äusserlichen Gebräuchen, sondern in innerlicher Rechtschaffenheit besteht.

Bey der Erwähnung kirchlicher Gebräuche, erinnere ich mich eines merkwürdigen Aufsatzes, welchen Pfarrer Heilmann seinem Amtsnachfolger hinterlassen und dieser mir mitgetheilt hat. Da er die Grundsätze kurz zusammen faßt, nach welchen diese würdigen Männer bey ihren Unternehmungen zu Werke gegangen sind: so steht er wohl in einer Geschichte des Dorfs nicht am unrechten Orte.

Haustafel für Prediger,

welche

das Kirchenwesen verbessern können, wollen und dürfen.

Ein

Nachlaß vom Pfarrer Heilmann.

Unversucht schmeckt nicht. — Das Volk, dem von einer bevorstehenden kirchlichen Verbesserung lange vorgeschwatzt wird, denkt sich dieselbe, Gott weiß wie auffallend. Einer nimmt den andern gegen sie ein, eh sie zu Stande kommt. Also: nicht gesagt, was man thun will, sondern gleich gethan! Wer überrascht, hat halb gesiegt!

Die Rechtfertigung einer gewagten Verändrung laß nie der Neuerung vorangehn, sondern nachfolgen. Erst dann, wenn das Volk das gute neue Gerichte versucht und verdaut hat, läßt es sich auch sagen, warum man den alten Kohl nicht wieder aufwärmen will.

Setze nie das Alterthum zu tief herab. Es ist dem Volke viel zu heilig, als daß es jemand unbescheiden antasten dürfte.

Gib Neuerungen den Schein einer Kleinigkeit. Wer dem Volke selbst die Vergrößerungsbrille vorhält, muß nicht wundern, wenn es aus dem Strohhalm einen Eichbaum macht. Das Volk beurtheilt die Wichtigkeit einer Verändrung nach dem Posaunenton, den man darüber erhebt.

Gehe vorsichtig, aber dreiste zu Werk! Scheine nichts zu fürchten und du wirst auch wenig zu fürchten haben. Schüchternheit entflammt den Muth der Widersacher, und wer sich entschuldigt, sagt das Sprichwort, klaget sich selbst an. *)

Scheine alles zu hoffen! sprich: vor so gescheiden Menschen, wie ihr seyd, läßt sich alles wagen was gut ist — und keiner wird der Dummrian seyn wollen. Die Schaam vertritt dann die Stelle der Einsicht.

Die günstigste Zeit zu kirchlichen Verändrungen ist die Zeit der Aernte. Vor Geschäftigkeit hat das Volk am Tage nicht Zeit darüber zu schwatzen und sehnt sich am Abende nach Ruhe. Bis der müßige Winter kommt, hat die Neuerung das Bürgerrecht; und eine Geschichte, die älter ist als das Bier, bey dem man sie erzählt, macht keine Gährung mehr.

Warte, wo möglich, bey allen Verändrungen eine schickliche Gelegenheit oder Veranlassung ab. Ein heischrer Hals des Predigers, oder ein kalter Winter entschuldigen eine nöthige Abkürzung — Diese gefällt, und niemand verlangt die alte Litaney wieder zurück. Die Meyen sind einmal, nach einem langen Winter, zur Pfingstzeit nicht grün genug. Lasse sie weg, und im künftigen Jahre sind sie vergessen!

Ist es einzurichten: so verbinde die Verändrung mit einer **Bequemlichkeit für das Volk** und mache diese Gemächlichkeit zum ersten Beweggrund; aber ja nicht deine Eigene. Wer das alte Brod ißt, soll das alte Lied singen, und die Gemeine schenkt dir keinen

*) Qui s' excuse, s' accuse.

Wers daran, wenn dir allein mit der Abkürzung gedient ist.

Tritt nicht vor jedem Widersacher schüchtern zurück. Die Wahrheit hat von je her viel Rumor gemacht, sagt Luther. Kämpfe aber auch nicht öffentlich gegen ihn. Gehe deines Gangs wie der kluge Wandrer, den ein Hund verfolgt. Erwarte nicht den Sieg von deiner Zunge, sondern von der Zeit, und achte nicht das Lob der Unwissenden für den Kranz, nach dem ein Weiser ringt.

Bey allem gehe allmählig und nirgends gewaltsam zu Werke. Kein Baum fällt auf Einen Streich. Gute Dinge wollen gute Weile, sagt das Sprichwort.

Als Grundlage von allem, lehre durch Beyspiele, das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden. Vermengung des einen mit dem andern ist die Quelle aller Anhänglichkeit an das kirchliche Alterthum. Sey vorsichtig gegen deine Amtsbrüder. Streite nicht mit ihnen und rühme dich deiner bessern Einrichtungen nicht! Manche verzeihen dir lieber Giftmischerey, als eine Abweichung von ihren kirchlichen Grundsätzen und Gewohnheiten. Sicher finden sie dann auch den Weg in die Herzen deiner Gemeine; verschreyen dich als einen Ketzer, und deine beßten Absichten sind vereitelt. Sie eiffern um Gott, wie die Pharisäer; aber — mit Unverstand!

Neure nicht ohne Noth und meide den Schein des Leichtsinnes, den man ohnedieß dem Neuerer beymißt.

Zeige bey jeder Gelegenheit die höchste Achtung gegen die Religion. Deine Feinde verschreyen dich ohnedieß als einen Verächter derselben.

Predige Duldung und beweise sie auch gegen die, welche deiner Meynung nicht sind.

Sey uneigennützig, ehrlich, freundlich, dienstfertig; und flöße dem Volke, das deine Meynungen verschreyt, Hochachtung gegen dein Herz ein. Um des Herzens willen wird es zwar deine Neuerungen nicht lieben; aber sie dir doch verzeihen.

Hüte dich, deine eigenen Einrichtungen zu eben so strengen Vorschriften zu machen, als die abgeschaften gewesen sind; erhalte vielmehr das Volk in der Gewohnheit, mit zufälligen Anordnungen, Gebräuchen und Ausdrücken wechseln zu sehn. Nur das ist ein wesentlicher Vorschritt; den dir auch dein Nachfolger verdankt.

Kannst du endlich nicht immer was und wie du willst: so gewöhne dich, nur zu wollen was du kannst!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung der Lebensgeschichte des Erbherrn Gustav Heinrichs von Traubenheim.

Nach einer kurzen Beschreibung der kirchlichen Verfassung Traubenheims, kommen wir wieder auf den einzigen Erben dieses glücklichen Dörfchens zurück.

Wir haben ihn im ehvorletzten Kapitel auf seiner Reise nach Jena verlassen, und nehmen hier den Faden der Erzählung wieder auf.

In der Gegend von Bamberg stieß er auf einen jungen wohlgebildeten Menschen, der hinter einem Fuhrwagen herschritt und hell und heiter sein Morgenlied sang. Gustav Heinrich, der allein in einer Postkutsche saß und einen Begleiter sich wünschte, rief ihm zu, und fand in der Person des jungen Wandrers einen Schüler aus Ulm, der in Leipzig, ohne Geld und Empfehlung, Theologie studiren wollte. Mögen Sie den Sitz bis Jena mit mir theilen? fragte der Baron. — "Mit großer Dankbarkeit, wenn es unentgeldlich geschehn kann!" — erwiederte jener; nahm den Fuhrleuten sein bischen Gepäck ab, und stieg damit in die Kutsche.

Reisende machen leicht Bekanntschaft. Gustav Heinrich und Kosmann (so hieß sein Begleiter) wurden bald gegeneinander vertraut, und letzterer fieng an, sein Schicksal zu erzählen, welches aber in eine Geschichte von Traubenheim nicht gehört. Genug, Kosmann war arm; aber dabey so voll gutes Muths, als ob er

in

in Leipzig große Wechsel zu erheben hätte. Freund, sagte endlich Gustav Heinrich, ich fürchte fast, Sie machen die Zeche ohne den Wirth. Der armen Studenten wird es in Leipzig genug geben, die sich alle mit Freytischen durchschlagen wollen. Wissen Sie was: Bleiben Sie bey mir in Jena! Zimmer, Tisch, Holz und Licht sollen Sie auf ein halb Jahr bey mir frey haben. Gefallen wir einander: so bleiben wir, unter eben der Bedingniß, beysammen; ist das nicht: so steht Ihnen ja noch immer der Weg nach Leipzig offen.

Mit verstummendem Danke nahm Kosmann das Erbieten an, und Gustav Heinrich erfüllte sein Versprechen mit so vieler Feinheit, daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht wußten, daß Kosmann die geringste Wohlthat von ihm empfieng. Beyde lebten vertraut und einig wie Brüder; arbeiteten gemeinschaftlich, (denn Kosmann studirte, seinem Wohlthäter zu Gefallen, die Rechtsgelehrsamkeit) und wo einer eine Freude genoß, da fand man gewiß auch den andern.

Im Herbste 1782 kehrte Gustav Heinrich mit seinem Kosmann nach Traubenheim zurück. Beyde giengen fleißig ins Traubenheimer Amt und nahmen dem alten Heilmann verschiedene Geschäfte ab. In der herrschaftlichen Meyerey zu Langenhausen machten sie sich mit der Landwirthschaft bekannt und unternahmen allerley Versuche und Verbesserungen. Unter andern ließen sie jener Zeit rings um den herrschaftlichen Garten und an mehrern Plätzen eine Menge weisser Maulbeerbäumchen pflanzen, um mit der Zeit eine Probe mit Seidenwürmern zu machen, die nun wirklich schon gemacht ist

und einen neuen Nahrungszweig für Kinder und alte Leute verspricht. Die übrigen müßigen Stunden brachten beyde größtentheils damit zu, sich auf eine Reise durch Deutschland vorzubereiten. Beyden war es darum zu thun, die Reise mit Nutzen zu machen. Sie lasen daher eine Menge guter Bücher, welche die Lage, Beschaffenheit und Regierungsverfassung, besonders aber den Ackerbau, den Kunstfleiß, die Sitten und Gebräuche der zu besuchenden Länder betrafen. Im Frühlinge 1784 traten sie, mit vielen guten Lehren des alten gnädigen Herrn ausgestattet und von den Thränen der gnädigen Frau begleitet, nebst ihrem Martin, einem Bauernsohne aus Traubenheim, die Reise an. — Ihr Tagebuch gehört aber nicht in die Geschichte des Dorfes, und überhaupt bleibe ich einer ausdrücklichen Vorschrift des Herrn von Traubenheim getreu, seiner Person nur im Vorbeygehn zu gedenken. — Im Herbste des gedachten Jahres kamen sie, mit vielen nützlichen Kenntnissen bereichert, wieder in Traubenheim an. Die Freude des älterlichen Hauses und des ganzen Dorfes über die glückliche Ankunft des jungen Erbherrn war ausserordentlich. Die gnädige Frau ließ vor Entzücken der Jugend des Dorfs einen Freytanz im großen Schloß-Saale geben; einige arme Kinder vom Kopfe bis auf den Fuß kleiden, und was ihr das gute Herz mehr eingab.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft des gnädigen Herrn starb der Amtmann Rollinger in Langenhausen. Lange zuvor war schon beschlossen, nach dem Tode des einen oder des andern Beamten, die Aemter Traubenheim und Langenhausen in Eines zusammen zu

zie-

ziehen. Aber Alters wegen wünschte Heilmann dieser neuen Geschäfte überhoben zu seyn und Kosmann sollte versorgt werden. — Letzterer bekam also den Ruf als Amtmann nach Langenhausen, und zugleich die Anwartschaft auf den Traubenheimer Dienst.

Im Sommer 1785 bezog er das Amt und nahm die jüngste Tochter des Pfarrers Helfrich von Traubenheim zum Weibe. Der alte gnädige Herr aber und seine Gemahlinn hatten nun keinen andern Wunsch als den, auch ihren Gustav Heinrich glücklich vermählt und von ihm Enkel zu sehen, in welchen die Familie Traubenheim, die schon gegen anderthalb Jahrhunderte dem Erlöschen nahe war, wieder neu auflebte. Kosmann war unerschöpflich, ihm von den Süßigkeiten des ehelichen Lebens vorzuschwatzen — und welcher junge Ehemann sollte das nicht? — aber alle gemachten Vorschläge schienen dem gnädigen Herrn nicht zu gefallen.

An einem schönen Sommerabende gieng er einst (1786) mit seinem Kosmann in dem Walde bey Langenhausen spatziren. Von einer Anhöhe herab, von der sie öfters die weite Gegend überschauten, und sich der mannichfaltigen Farben erfreuten, in denen das Abendroth spielte, sahen sie auf der Landstrasse im Thal eine Kutsche halten, um welche ein Paar Menschen geschäftig herumliefen, und bemüht zu seyn schienen, etwas an ihr zu verbessern. Laß uns doch hinab, sagte der Baron zu seinem Kosmann, vielleicht können wir den Reisenden helfen!

Gleich

Gleich bey der ersten Annäherung zog ein Mädchen von schöner und freundlicher Bildung, welches sich eben mit einem ältlichen Manne über den kleinen Unfall besprach, die Aufmerksamkeit des Barons so sehr auf sich, daß er den ältlichen Mann, welcher der Schönen Vater zu seyn schien, nur obenhin grüßte, und seine Dienst-Erbietungen allein gegen die schöne Tochter richtete, um sich länger an ihren Augen sonnen zu können. Die Reisenden beklagten indeß nur die eiserne Axe, bey der weiten Entfernung von einer Stadt. — In einem Dörfchen, 3 Viertelstunden von hier, sagte Gustav Heinrich, werden Sie einen Schmid finden, der Ihnen eben so gut als ein Städter aus der Verlegenheit helfen wird. Wollen Sie mir die Ehre geben, mich dahin zu begleiten: so steht Ihnen Tisch und Quartier in meinem Hause zu Diensten. — "Wie heißt denn das Dörfchen?" fragt die Unbekannte. —

Gustav Heinrich. Traubenheim.

Die Unbekannte. Traubenheim? Ein mir sehr bekannter Name!

Gust. Heinr. Wenn das ist: so sind Sie wohl aus der Nähe; und um der Nachbarschaft willen darf ich mir Glück wünschen.

Die Unbekannte. Ob Sie das Ursache hätten? . . . Doch, ich bin nicht aus der Nähe.

Gust. Heinr. Der Sprache nach freylich nicht.

Die Unbekannte. Ja wohl! Schwäbinnen verleugnen ihr Vaterland nicht.

Guſt. Heinr. Wie iſt Ihnen dann aber der Name Traubenheim ſo geläufig?

Die Unbekannte. Wohl nicht der Name des Dorfs; aber doch eines Mannes, der eben ſo heißt.

Guſt. Heinr. Gibt es in Schwaben Traubenheime?

Die Unbekannte. Meines Wiſſens nicht; aber mein Bruder hat einen Freund dieſes Namens.

Guſt. Heinr. (Lächelnd) Auch wohl einen Freund ſeiner ſchönen Schweſter..?

Die Unbekannte. Wenn ich damit gemeynt bin: ſo muß ich Ihnen ſagen, daß dieſer Traubenheim mein Freund nicht iſt. Ich bin ihm ganz unbekannt. Er und mein Bruder haben auſſerhalb Schwaben ihre Bekanntſchaft errichtet.

Guſt. Heinr. Darf ich wiſſen wo?

Die Unbekannte. In Jena, auf der Univerſität.

Guſt. Heinr. In den Jahren..?

Die Unbekannte. Beyläufig 80 und 81.

Guſt. Heinr. (Mit ſichtbarer Bewegung) Und wie heißt der Bruder, welcher Traubenheims Freund war?

Die Unbekannte. Stahlfeld.

Guſt. Heinr. (Haſtig) Stahlfeld auf Billbach?

Die Unbekannte. (Ueberraſcht) Ja, auf Billbach.

Guſt. Heinr. Mit dem Vornamen Günther Gottlieb?

Die Unbekannte. Ja, Günther Gottlieb. Die Ehre kommt mir ganz unverhofft, einen Freund meines lieben Bruders in Ihnen zu finden.

Gust. Heinr. (Ihre Hand fassend) Nicht nur einen Freund Ihres Bruders, sondern auch einen Verehrer seiner schönen Schwester. — Wo lebt jetzt mein lieber Gottlieb?

Fräulein von Stahlfeld. Zu Billbach. Er will auf dem Lande bleiben und verwaltet die Güter meines Vaters, der seit einigen Jahren sehr kränklich ist, und eben, ein wenig erstarkt, vom Bade bey Brückenau zurück kehrt. — Aber wieder auf den Namen Traubenheim zu kommen: Kennen Sie vielleicht auch den Herrn v. Traubenheim, den Freund meines Bruders?

Gust. Heinr. (Dem Fräulein die Hand küssend) Ja wohl, schöne, gute Schwester meines trauten Freundes und Hauskumpans! Ich bin der Traubenheim selbst.

Fräulein v. Stahlfeld. (Entzückt) Was? Gustav Heinrich von Traubenheim?

Gust. Heinr. Ja, gnädiges Fräulein.

Fräul. v. Stahlf. (Dem Baron die Hand drückend, gegen ihren Vater, der sich indeß mit Kosmann unterhält) Lieber Vater! wir finden hier einen unbekannten Bekannten.

Herr v. Stahlfeld. (Sich gegen den Baron wendend) Und der wäre..?

Fräul. v. Stahlf. Der Herr von Traubenheim.

Herr v. Stahlf. Der Freund unsers Gottliebs?

Gust.

Gust. Heinr. Ja, gnädiger Herr! — Ich bin ungemein glücklich, so unverhoft den Vater meines zärtlichsten Freundes kennen zu lernen.

Herr v. Stahlf. (Ihn umarmend) Seyn Sie mir gegrüßt, trefflicher junger Mann! Nehmen Sie mit diesen Freundeskuß den innigsten Dank für alles, was Ihnen mein Sohn schuldig ist.

Gust. Heinr. Keinen Dank, gnädiger Herr! Ich bin Schuldner für die dauernde Freundschaft, die mir Ihr Herr Sohn geschenkt hat.

Herr v. Stahlf. Nein, Herr Baron! Wir wissen ganz, wie viel Ihnen mein Gottlieb verdankt. Sie haben ihn aus den Stricken liederlicher Menschen gerettet; Sie waren ihm Muster des Fleißes und der Ordnung; Sie haben ihn in Ihr Haus gezogen, um ihn auf dem bessern Wege zu erhalten; Sie haben ....

Gust. Heinr. (Einfallend) Sie beschämen mich, gnädiger Herr! — Erlauben Sie mir statt dessen, daß ich Ihnen einen andern Freund Ihres braven Herrn Sohnes in meinem Freunde Kosmann vorstelle.

Auch Kosmanns persönliche Bekanntschaft machte den Reisenden viel Vergnügen. Voll Entzücken über den unerwarteten Fund, nahmen sie nun die Einladung des Barons an, und trafen mit ihm und seinem Kosmann zu Fuße in Traubenheim ein.

Die Aufnahme im wirthlichen Schloße gefiel ihnen schon am ersten Abende so wohl, daß sie den kleinen Unfall auf dem Wege mehr für ein Glück, als für ein Unglück hielten. Die beyden Väter waren

so

so glücklich, schon am Abendtische eine weitläuftige Verwandschaft zu entdecken, und auf gute Vetterschaft trinken zu können.

Gustav Heinrich war aber mit dieser Verwandtschaft von Adam her so wenig zufrieden, daß er schon am ersten Abende anfieng auf eine nähere Verbindung zu sinnen. Die ganze Nacht lag er schlaflos und dachte auf Mittel und Wege, die Gesinnungen des Fräuleins näher zu erforschen. Aber je länger er nachsann, desto inniger fühlte er, wie wenig er, in der gegenwärtigen Lage seines Herzens, zum Erforschen geschickt war. Am Ende ists auch Verliebten im Grunde weniger ums Erforschen, als um den Besitz. Wo das Herz schon entschieden hat, ist der Verstand immer ein lästiger Rathgeber. Unserm Gustav Heinrich schlug wenigstens das Herz wie ein Hammer, wenn er der möglichen Fälle gedachte: vielleicht ist das Fräulein nicht mehr frey — vielleicht ist sie nicht Landwirthinn und will es auch nicht werden — vielleicht ist sie überhaupt das nicht, für was ich sie halte — vielleicht ist sie eine Jedermanns-Freundinn — und dergl. mehr. Das letztere vielleicht beunruhigte ihn aber am meisten. Ja, ja, sagt er zu sich selbst, nichts gewisser als dieß! — Hätte sie mir sonst wohl schon in der ersten Viertelstunde so viel schönes gesagt? mir so warm die Hand gedrückt, als ich ihr meinen Namen nannte? — — Doch — bin ich nicht ein mißtrauischer Mensch! — widerlegt er sich selbst. Gereicht ihr nicht die Schwesterliebe, welche den innigen Freund ihres

Bru-

Bruders auch zu dem ihrigen macht, nicht weit mehr zum Ruhm, als zum Tadel?

Aber wer will in zehn langen Tagen aufschreiben, was ein Freywerber in der kürzesten Sommernacht denkt? Seine peinlichste Sorge war indeß, die schon auf übermorgen festgesetzte Abreise des Fräuleins; und doch wußte er keinen Vorwand diese zu verspäten. Zum Glücke aber gefielen sich die beyden Altväter so wohl, daß sich Herr von Stahlfeld schon am folgenden Mittage entschloß, eine volle Woche in Traubenheim zu bleiben. Die Bekanntschaft der beyden Liebenden wurde stündlich vertrauter, und ehe der Abschiedstag herankam war Ernestine von Stahlfeld die erklärte Braut des Barons.

Mit Entzücken hörten die alten Herrschaften von Traubenheim den Entschluß ihres Stammhalters. Ernestine hatte ganz das Herz der Aeltern gewonnen; war so ganz für Landwirthschaft erzogen, und doch auch für die feinere Welt gebildet, daß Gustav Heinrich, durch seine Wahl, nur den älterlichen Wünschen zuvor kam. — Nach einem rotägigen Aufenthalte begleitete er seine geliebte Braut nach Schwaben.

Gottlieb von Stahlfeld flog mit offenen Armen seinem Vater und seiner Ernestine entgegen; aber wer ihn zuerst an die Brust drückte, war — sein alter Freund Gustav Heinrich! Die angenehme Ueberraschung, so ganz unerwartet, seinen verehrtesten

und liebsten Freund wieder zu sehen, kann man sich denken; aber unmöglich das Entzücken, mit welchem sich die beyden Schwäger umarmten, als der alte Herr von Stahlfeld das Traubenheimer Abentheuer und die daraus entsprungene Verbindung des Fräuleins seinem Gottlieb entdeckte.

Die alten Herrschaften von Traubenheim machten indeß Anstalt, das Traubenheimer Schloß zu räumen und nach Langenhausen zu ziehen, was der alte Herr Gesandte schon längst Willens war, weil ihm die Lage des Langenhäuser Schloßes, wegen eines an den Garten grenzenden Wäldchens, angenehmer, und wegen des vortrefflichen Wassers gesünder schien.

Gegen den Herbst des obengedachten Jahres holte der junge Gutsherr seine geliebte Braut ab, und wurde mit ihr zu Traubenheim öffentlich in der Kirche getraut; denn es war und ist sein Grundsatz: was dem Unterthan heilig und ehrwürdig seyn soll, dessen darf auch der Herr sich nicht schämen!

Ein junger Richard, der vor 2 Jahren seinem alten Vater als Schullehrer beygesetzt worden ist, machte die Anstalt, daß zwey schön geputzte Dorfsmädchen, mit Körben voll Blumen, vor der Schloßthüre den Kirchgang des Brautpaars erwarteten, und vor demselben her den Weg mit Blumen bestreuten. Auf dem Rückwege überreichte die eine der gnädigen Braut einen Kranz, und die andre folgendes vom jungen Richard verfertigte Gedicht:

Nimm, edles Fräulein, diesen Kranz,
Den Dir die Liebe windet:
Klein ist sein Werth; doch sagt er ganz,
Was unser Herz empfindet.

Sanft, wie der Thau die Blumen tränkt,
Erquick Euch Gottes Segen:
Geht bis ins Alter ungekränkt,
Auf lauter Blumen-Wegen.

Euch sey das Leben immerdar
So heiter, so beglücket,
Wie der ersehnte Morgen war,
Da wir den Kranz gepflücket.

Mehr Wünsche, als der Blumen sich
Für diesen Kranz gefunden,
Hat jede Pflückerinn für Dich,
Du holde Braut, empfunden.

Schon sehn wir jeden Wunsch voraus
Erfüllet mit Entzücken;
Sehn Kinder schon Dir einen Strauß,
Du edle Gattinn, pflücken.

Sie schmücken Deine Mutterbrust,
Zum Spiel mit kleiner Mühe,
Und hüpfen, Lämmern gleich, vor Lust,
Um ihres Vaters Kniee.

Der alte Herr, Sein edles Weib,
Die herzensguten Leute,
Sehn ihrer Enkel Zeitvertreib,
Und weinen drob vor Freude.

Auch unsre Wangen netzen schon
Die hellen Freuden = Zähren,
Und Gott wird Euch der Tugend Lohn
Auf Erden schon gewähren.

Was Euch den Leidenskelch versüßt,
Was glücklich macht hienieden,
Was wahrhaft gut und nützlich ist,
Sey immer Euch beschieden.

Und geht's Euch wohl: so leben wir
In Eurem Schutz geborgen;
Denn unabläßig werdet Ihr
Für unsre Wohlfahrt sorgen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Traubenheim bekommt ein Todtenhaus. Die Familie lebt in ihrem Gustav Heinrich neu auf. Die Leser nehmen von ihm und seinem glücklichen Dörfchen Abschied.

Traubenheims Schicksal beginnt also mit seinem neuen Besitzer auch eine neue Laufbahn. Daß das gute Dörfchen dabey mehr gewonnen als verlohren habe, und daß sich noch manches erhebliche aus dem kurzen Zeitraume erzählen ließe, bedarf wohl keiner Versicherung.

Wir gehorchen indeß der bescheidenen Forderung des jungen Erbherrn, welcher die Geschichte seines Dörfchens gerade in diesem Zeitpuncte geschlossen und keine Sylbe zu seinem Lobe gesagt wissen will.

Nur so viel also von dem kurzen Zeitraume, von Gustav Heinrichs Vermählung bis auf den heutigen Tag! (1792)

Er ist seit 6 Jahren der glücklichste Gatte; und Vater von drey hoffnungsvollen Kindern, zwey Söhnen und einer Tochter. Seine Gemahlinn, eine kluge geschäftige Wirthinn, ganz für das Landleben geschaffen, eine weise unterhaltende Freundinn, eine zärtliche Gattinn und Mutter, geliebt und verehrt vom ganzen Dorfe, versüßt ihm den Mittag, wie seinen Aeltern den Abend des Lebens.

Keine Woche vergeht, in der nicht die Herrschaften von Langenhausen und Traubenheim einander besuchen. Ihre Freuden sind still und häuslich, sind Aeltern- und Kinderfreuden, und ausser ihrem Familien-Kreiße suchen sie fast keine Belustigung, als die: ihre Unterthanen zu beglücken, welche mit unaussprechlicher Liebe ihnen zugethan sind.

Burkhard und Theodore geniesen eines glücklichen Alters, und leben in ihren Enkeln neu auf; nur Agneſe von Marschland ist nicht mehr Zeuginn ihres Glücks! Schon seit dem 1788er Jahre schlummert sie in der Traubenheimer Gruft, auf welche viele Thränen geflossen sind. Von einem Theile ihres zurückgelassenen Vermögens, wurden, auf ihren ausdrücklichen Befehl, 2 Leichenhäuser, eines in Traubenheim, und eines in Langenhausen, nahe an den Gottesäckern, errichtet. Beyde Häuser werden von verständigen Eheleuten bewohnt, denen die Bewachung und Besorgung der Todten, bis zum Begräbniß, übertragen ist. Christoph Lieberich, welcher nach seines Vaters Absterben, im Jahre 1787 die Traubenheimer Badstube bekam, hat sie sorgfältig unterrichtet, wie man einen Todten behandeln und auf welche Wahrzeichen man besonders achten müße, um keinen Menschen lebendig begraben zu lassen. Jedes Leichenhaus hat zwey Zimmer, welche hart aneinander stoßen. In dem einen wohnet das Ehepaar, und von diesem geht eine, mit hellen Fenstern versehene Thüre in das andere Zimmer, wohin die Verstorbenen,

nen, nachdem sie noch 6 Stunden in ihrem Bette gelegen haben, gebracht werden. Dieses Zimmer, welches an den Ecken der Decke und des Fußbodens mit Zugröhren versehen ist, wird des Winters allemal mäßig geheitzt, ehe man eine Leiche dahin bringt, und so lange sie da liegt warm erhalten. Zur Bequemlichkeit sind ein Paar Leichenkästen mit Trag-Hänkeln vorhanden, worin die Verstorbenen, in ein Betttuch eingeschlagen, nach dem Leichenhause gebracht werden. Sobald sie dahin kommen, machen der Leichenvater und die Leichenmutter (woferne nur noch die mindeste Hoffnung vorhanden ist) Versuche der Wiederbelebung. Man besprengt die Leichname mit eiskaltem Wasser; kitzelt sie mit der Fahne eines Federkiels in dem Schlunde; reibt sie durchaus mit wollenen Tüchern; bürstet die Fußsohlen; hält ihnen starken Spiritus vor die Nase; drückt in die Augäpfel eine Vertiefung und beobachtet, ob sie von selber sich wieder füllen; ruft mit starker Stimme den Namen in das Ohr — denn das Gehör ist oft noch reitzbar, wenn alle Sinnen die Fühlbarkeit verlohren haben. — Findet sich nach allen diesen Proben keine Spur des Lebens: so bleibt der Leichnam, auf einer besonders dazu eingerichteten Bank, welche oben ein Kopfpult hat, liegen. Man deckt ihn nur leicht zu, und verbindet ihm Mund und Nase nicht, weil dadurch Wieder-Erwachen fast unmöglich gemacht wird. — Bey solchen, die plötzlich dahin sterben; deren Augen noch einige Durchsichtigkeit haben; deren Leib nicht ganz todtenfarbig und steif ist, geht man noch vorsichtiger

zu Werke. Nach allen oben erwähnten Proben, befestiget man an ihren beyden Händen einen Faden, der an eine kleine Schelle geht, welche bey der geringsten Bewegung sich rührt und ein Zeichen gibt. Der Leichenvater und die Leichenmutter müßen nun wechselsweise Tag und Nacht wachen, und den Todten, um welchen des Nachts ein Paar Lampen vom feinsten Oehle brennen, sorgfältig beobachten. Erst dann, wenn der Körper Flecken bekommen hat und sichtbar in die Verwesung übergeht, wird er in einen Sarg gelegt, und aus dem Leichenhause, wohin sich die Anverwandten versammeln, mit Gesang, in den nur etlich-dreyßig Schritte davon gelegenen Gottesacker gebracht.

Die Zufriedenheit der Traubenheimer mit dieser vortrefflichen Anstalt war zwar anfangs so groß nicht, als man gehofft hatte. Die wenigsten entschloßen sich, ihre Todten dahin bringen zu lassen und erduldeten lieber die größten Ungemächlichkeiten in ihren Häusern, ob gleich die neue Anstalt mit gar keinen Unkosten für sie verbunden war, da die Stifterinn derselben auch ein Capital ausgesetzt hatte, von welchem der Leichenvater besoldet und Holz und Oehl unentgeldlich herbey geschafft wurde.

Die Klügern des Dorfes brachten zwar ihre Leichen dahin; aber gewöhnlich nur solche, die sie im Leben wenig geachtet hatten, bis sich im Winter 1791 folgender Zufall ereignete, der das ganze Dorf für die gute Verordnung so sehr einnahm, daß seit der

Zeit

Zeit keine Leiche mehr länger, als die festgesetzten 6 Stunden, in den Häusern behalten wird.

Schulz Wenners jüngste Tochter, ein vom ganzen Dorfe geliebtes Mädchen, hatte im obgedachten Jahre mit Martin Ullmer, *) einem jungen Ortsmanne, Hochzeit gehalten. Beym Abendtanze erhitzte sie sich und fühlte plötzlich Zittern und Schwäche durch alle Glieder. Um die Freuden des Tags nicht zu stören, gieng sie heimlich in ihre Kammer; warf sich aufs Bette; und als man sie nach einer Stunde vermißte, fand man sie starr und leblos auf demselben. — Die Mittel, die man anwandte, waren vergebens: die allgemeine Freude des Tags, war in allgemeines Wehklagen verwandelt, und ehe der Morgen räufte, schlief schon die Braut auf der Baare des Leichenhauses. Mehr als 24 Stunden lag sie hier, ohne das geringste Zeichen des Lebens; als auf einmal die Leichenmutter in der Nacht einen leisen Ton der Schelle zu hören glaubt. Sie weckt ihren Mann, und beyde gehen zum Leichnam. Als sie eine Zeit so da stehn und schon das Schellen für bloßen Betrug der Ohren halten, öffnet Marie das eine Augenlid ein wenig. Schnell fangen die Todtenwärter an zu reiben und zu rütteln; bringen sie ohne Verzug in ein dazu vorräthiges Bette, und Marie lebt nach und nach wieder auf. Gott, wo bin ich? ruft sie endlich, als sie sich in einem fremden Zimmer und unter fremden Menschen sieht. Wo ist mein Martin? —

*) s. das vorige Kapitel, S. 560.

In größter Hastigkeit rennt der Leichenvater nach dem Bräutigam, der eben im Bette liegt, und das Kissen mit seinen Thränen benetzt. "Martin, steh auf und sey gutes Muths!" ruft der Freudenbothe durchs Fenster; "deine Braut lebt wieder!" — "Eure Tochter ist wieder am Leben!!" schreyt er wie begeistert vor dem Hause des Brautvaters, zeigt es beym Dorfsarzte Lieberich an, und springt dann wieder zurücke. Vor Schrecken und Freude zitternd, eilt Martin nach dem Leichenhause, und gleich nach ihm kommen die Schwiegeraltern; aber alle wissen noch nicht, ob sie geträumt haben oder gewacht. — O du gute Marie! du Herzens-Marie! ruft Martin und schließt seine Braut mit Freudenthränen in die Arme; Die Aeltern verstummen vor Entzücken; Christoph Lieberich gibt der Wiederaufgelebten etwas zur Erholung, und am folgenden Morgen konnte sie schon wieder in ihr Haus gebracht werden. Sie ist bis diese Stunde munter und gesund; ist Mutter eines frischen Knaben und die Freude ihres Martins. Aber wo würde sie seyn, hätte man sie, wie gewöhnlich, in eine kalte Kammer gebracht, ihr Mund und Augen verbunden und sie weniger genau beobachtet? — Schulz Wenner und sein Tochtermann gaben der Leichenmutter zwey Carolins zur Vergeltung; das ganze Dorf aber siehet seit dieser Stunde das Leichenhaus als eine der ersten Wohlthaten an, und der gnädige Herr hat eine Belohnung von 6 Thalern darauf gesetzt, so oft es den Leichenwächtern gelingt, in einem Verstorbenen wieder Leben zu entdecken.

Die-

Diese einzige Geschichte konnte ich nicht unterdrücken, ob sie gleich erst nach der Vermählung des jungen Herrn, mit welcher ich das Buch schließen wollte, sich zugetragen hat.

Und nun

edler, theurer

Gustav Heinrich von Traubenheim!

Nehmen Sie öffentlich meinen innigen Dank für Ihre Unterstützung, der ich so viele mühevollen Beyträge zur Geschichte Ihres Dorfes und alle die Freuden schuldig bin, welche mir die Zusammenordnung und Erzählung derselben verursachet hat. Ob die Geschichte selbst lehrreich sey, steht wohl eben so wenig im Zweifel, als die Behauptung, daß Traubenheim in jedem Anbetrachte Muster ist, und von Ihrer Hand, edler Bauernfreund, nur noch die Vollendung erwartet; Ob ich aber auch einen Ton gewählt habe, der dem gescheidern Theile des Landvolks verständlich, und dennoch dem Manne von Geschmack nicht widerlich ist; ob ich in einer Geschichte, die mehr als anderthalb hundert Jahre begreift, nicht an vielen Orten zu trocken war, um mich nur kurz zu fassen; ob ich in lebhaften Stellen immer die rechte Haltung getroffen und durchgängig die eingeschränkte Empfänglichkeit und die Bedürfnisse des Volkes beherziget habe — das müssen Kenner entscheiden.

So viel weiß ich indeß, daß ich die Fähigkeiten des bessern Theils meiner Gemeine ins Auge gefaßt habe. Sie steht, wenn ich sie nicht falsch beurthei-

le,

le, in einem solchen Mittel, daß ich sie bey einem Buche, das zunächst für das Volk, und zwar für die bessere Hälfte bestimmt ist, mit Grund zum Maaßstabe nehmen durfte.

Was die Geschichte selbst betrifft: so hätte ich freylich noch manche Begebenheit einzelner Menschen benützen können, durch welche vielleicht das Buch an Lehre, Warnung und Trost würde gewonnen haben; aber, wenn es eine Geschichte des Dorfes seyn sollte: so mußte ich mich schlechterdings nur auf solche Begebenheiten einschränken, welche, mittelbar oder unmittelbar, einen Einfluß auf das Ganze hatten. Dieß zur Entschuldigung, wenn ich von manchen vortrefflichen Beyträgen keinen Gebrauch gemacht habe! Ueberdieß hat das Werkchen ohnedieß eine Ausdehnung erhalten, bey welcher es unmöglich so wohlfeil als ein Calender seyn kann; aber ich rechne darauf, daß wenn es zweckmäßig befunden wird, gewiß auch Menschenfreunde sich finden werden, die es aus eigenen Mitteln kaufen, und dem Volke, für welches es zunächst geschrieben ist, in die Hand bringen.

Freylich habe ich auch eine meiner Mitabsichten auf die gebildetern Leser gerichtet, und auch diesen, wo möglich, in einer ländlichen Geschichte zu gefallen gesucht; aber welcher Büchermacher träumt nicht vom Gefallen und Nutzenstiften? Vielleicht wird an meinem Werkchen erfüllt, was einst Goldsmith *) sei-

*) In der Vorrede zu seinem Landprediger von Wakefield.

seinem Landprediger von Wakefield fälschlich geweissagt hat:

"Diejenigen, welche nur für die große Welt eingenommen sind, werden sich mit Verachtung wegwenden von der Einfalt dieses ländlichen Caminfeuers; und Leute, bey welchen Zotenreißerey für gute Laune gilt, werden keinen Witz finden in diesen unschuldigen Unterhaltungen, so wie diejenigen, die einmal gewohnt sind, der Religion zu spotten, über einen Mann lachen werden, dessen Haupttröstungen hergenommen sind aus einer künftigen Welt!" —

Doch — hätt' ich auch das von allen zu fürchten, die sich zur größern Welt rechnen: so träfe mich gewiß dieses Schicksal in Langenhausen und Traubenheim nicht!

Markbreit,
gedruckt bey Johann Valentin Knenlein.

Druckfehler.

S. 99 Z. 20. Reginens l. Rosinens. S. 107. Z. 2 u. 3 v. u. lies schadhaften und jedem. S. 139 Z. 3. Marter l. Marder. S. 156 Z. 9. Lobreden l. Lobrede. S. 158 Z. 6. ausgeführte l. ausgeführte. S. 165 Z. 14. war l. waren. S. 218 Z. 11. grauß l. krauß. S. 259 Z. 10. nach Junge — setze: sagte dieser. S. 351 Z. 14. Eingelänke l. Eingelenke. S 386 Z. 19. nun l. nur. S. 433 Z. 2. Jahr l. Jahre. S. 452 Z. 15, sollte das ! nach Gewehr stehn. S. 454 Z. 2 v. u. jeden l. jedem. S. 478 Z. 4. Weihnachtsgesange l. Weihnachtgesange. S. 486 Z. 3 v. u. Ortmanns l. Rüdigers.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06453 1794

Digitized by Google